Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
LYRASIS members and Sloan Foundation

http://www.archive.org/details/biographiendespl01plut

Weinrauch f.

Lykurg opfert zu Delphos dem Apollo

Biographien des Plutarchs

mit Anmerkungen

Von

Gottlob Benedict von Schirach

Erſter Theil

Theseus

Wien und Prag
bey Franz Haas 1796

An den

Kaiſerlich=Königlichen

Herrn Staatsrath,

Ritter des Ordens

des heiligen Stephan,

Freyherrn von Gebler,

in Wien.

)(

Ein Denkmal nach griechiſcher Sitte und Weiſe wünſchte ich längſt Jhnen, Verehrter! für mich, und im Namen aller derjenigen vielen zu errichten, die mit mir gemeinſchaftlich in Jhnen den Schriftſteller bewundern, und den Mann verehren. Aber Sie haben mit den groſſen Männern der Welt auch dieſes gemein', daß Sie fremder Denkmäler nicht bedürfen: Jhre eigne Muſe hat Jhnen ſolche errichtet, die bleibender und ehrenvoller als Lobſprüche ſind. Die Erhabenheit der Geſinnungen, zu welcher uns das Gemälde Hohenburgs erhebt, die rührenden Empfindungen des heiſſeſten griechiſchen Mitleids, zu welchen uns Amalia hinreißt, verſichern dem Schöpfer dieſer Meiſterſtücke den Rang in der Reihe der Unſterblichen die-

ſer Welt. Wollte ich hier Sie ins Geſicht loben, ſo würde ich noch manche Seite von den Verdienſten eines Geblers, ſowohl im theatraliſchen und litterariſchen, als auch in andern Fächern, füllen können: aber ich will, obgleich von lebhaften Empfindungen durchdrungen, nicht zu Ihnen von Ihnen Selbſt, ſondern von meinem Plutarche reden.

Ich verſprach dem Publicum, bey der Ankündigung meiner Ueberſetzung der Biographien des Plutarchs, jeden Theil mit einer kurzen Abhandlung, die alte Geſchichte betreffend, zu begleiten. Ich kann hier beym erſten Theile dieſes Verſprechen nicht beſſer erfüllen, als wenn ich einige Anmerkungen über den Plutarch ſelbſt, und die Schreibart der alten Geſchichtſchreiber überhaupt mittheile.

Die Geſchichte wurde von Griechenland jener fruchtbaren Mutter ſo vieler Weisheitsvollen Kinder, geboren. Das wenige und unzuverläßige, was uns noch von den Aegyptiſchen, Phöniciſchen, und andern orientaliſchen Geſchichtſchreibern, bekannt iſt, reicht nicht zu, um uns einen vollkommnen Begrif dieſer älteſten Geſchichtſchreiberey zu bilden. Es ſind ehrwürdige Ruinen, einzelne Säu-

len, und Stücke, aus denen man die Bauart der Gebäude nicht beurtheilen kann. So viel läßt ſich, durch Vergleichung und Urtheil, beſtimmen, daß die Griechen erſt den guten Geſchmack in die Geſchichte einführten, daß ſie, ſo wie andre Künſte, auch die Geſchichte zu demjenigen ausbildeten, was man mit Recht unter dem Namen derſelben verſteht. Sie ſichteten das Chaos der Erzehlungen, trachteten die Körner von der Spreu zu ſcheiden, ſie wollten nicht bloß vergnügen, ſie wollten unterrichten, und nur den Unterricht angenehm machen. Sie ſtudirten die Zeitrechnung, um Wahrheit zu finden, ſie verwarfen die Allegorie, welches die älteſte Art der Geſchichte war, bekannten, daß ſie Fabeln mittheilten, wenn ſie nicht anders konnten, bezeichneten das ungewiſſe als ungewiß, und indem ſie Nachrichten abſchrieben, dachten ſie ſelbſt, und indem ſie unterrichteten, machten ſie die Menſchen vergnügter, weiſer, und beſſer.

Dieß iſt Geſchichte. So wurde ſie von den Griechen geboren: ſo erlangte ſie jene verdienten Lobſprüche der beſten und weiſeſten Menſchen, daß ſie die Führerin des Le-

bens, das Licht der Wahrheit, die Lehrmeiſterin der praktiſchen Weisheit ſey.

Bey dem Tempel Salomo's mußten viele Gattungen Arbeiter ſeyn. Er konnte ohne deren Beyhülſe nicht zu Stande kommen, ſo wenig als das groſſe Gebäude der Geſchichte der Menſchheit. Auch die Geſchichte kann ohne einzelne Compilationen nie vollkommen werden. Und Sammler verdienen Achtung, Beyfall, und Belohnung. Durch ihre Beyhülſe wurden Plutarche.

Plutarch ſchrieb in einer Zeit, wo die Weisheit der hellen Römer und Griechen ihren Zenith erreicht hatte. Es war das Zeitalter, in welchem Minerva römisch gesinnt zu ſeyn nach und nach aufhörte. Sie gab in der Folge noch einmal alle ihre Gunſt dem Kaiſerlichen gekrönten Weltweiſen, Marc-Aurel, und ſpäter noch, wie wohl nicht täglich, deſſen Bruder, Julian. Wir müſſen alſo den Plutarch als den Geſchichtſchreiber der reifern griechiſchen Weisheit betrachten.

Die Griechen und Römer hielten die Geſchichte für einen Theil der ſchönen Wiſſenſchaften, aber freylich war damals die Geſchichte noch nicht ſo weitläuftig, wie jetzt,

ihr Studium erfoderte noch nicht die ganze Beſchäftigung eines Mannes, und das Opfer eines ganzen Lebens. Jetzt erfodert die Geſchichte und Statiſtik ihren eignen Mann, aber ich zweifle, daß ein ſolcher, auch mit ausgebreiteter Gelehrſamkeit, und mit ausgezeichnetem Genie, ſich zu dem Range der unſterblichen Griechen und Römer erheben könne, ohne den Grazien vorher geopfert, ohne die ſchönen Wiſſenſchaften ſich bekannt gemacht zu haben.

Solch ein Mann war Plutarch. Seine ſo genannten, moraliſchen Schriften zeigen uns ihn als einen Mann von der weitläuftigſten Beleſenheit, von dem feinſten Geſchmacke, und von einem lebhaften, zuweilen zu gekünſtelten, Witze. Seine hiſtoriſchen Schriften, die ich zu überſetzen die Ehre habe, enthalten eine Menge von Anführungen griechiſcher Dichter, und ſchöner Geiſter. Seine Geſchichte iſt gründlich und doch ſchön, ſein Vortrag angenehm, und doch geſchichtsmäßig.

Wenn Sie, Verehrter! Biographien der älteſten Oeſterreichiſchen Feldherrn und Staatsmänner ſchreiben wollten, wenn es

Ihnen Ihre höheren Geſchäfte erlaubten, ſo wären Sie Plutarch. Wenige andre können es ſeyn. Plutarch genoß die Gnade ſeines groſſen Kaiſers, des unſterblichen Trajans. Er war ein Jahr hindurch Conſul zu Rom, er verband mit dem feinſten Geſchmacke, die Erfahrungen eines wirklichen Staatsmannes, und die Kenntniſſe eines theoretiſchen Politikers. Er war zugleich Gelehrter, ſchöner Geiſt, und Staatsmann, er arbeitete in mehr als einem Fache, und er hatte zugleich einen hellen Kopf, und ein gutes Herz.

Aber die genauere Kritik erlaubt nicht, ihn blindlings zu verehren. Ich rede hier bloß von dem Geſchichtſchreiber Plutarch, und ſeiner Schreibart; und ich muß Ihnen frey geſtehen, daß ich einiges zu erinnern habe, ſo ſehr es ihm vielleicht im Ganzen, niemand gleich thun wird.

Er hatte, als er ſeine Biographien ſchrieb, eine Menge Quellen und Hülfsmittel. Dieſe Schriftſteller nutzte er ſorgfältig, und ſehr oft gebrauchte er ihre eigne Worte. Er ſchrieb mit Beurtheilungskraft, und nahm die Maximen der Philoſophen zu Hülfe.

Auch dieſe webte er öfters ſeiner Geſchichte wörtlich ein. Nothwendig mußte daher ſeine Schreibart ungleich, und derjenigen zweckmäßigen Ordnung beraubt werden, die bey einem zuſammenhängenden Werke, ohne weſentlichen Schaden, nicht vernachläſſigt werden kann, bey einzelnen Lebensbeſchreibungen aber, wie die Plutarchiſchen ſind, dem Werthe des Ganzen weniger Eintrag thun. Harmonie, Schönheit, und periodiſche Beredſamkeit, die man von den alten Geſchichtſchreibern foderte, bey den Deutſchen aber jetzt zuweilen für Fehler hält, fehlt dem Plutarche ſehr oft, allein dafür iſt ſein Ausdruck immer voller Sinn und Urtheilskraft. Er compilirt nicht, er wählt immer das Beſte, aber indem er aus verſchiedenen Schriftſtellern wählt, wird ſeine Schreibart verſchieden. Zuweilen ſind ſeine Perioden ſo lang, daß der Ueberſetzer ſie trennen muß: zuweilen hintereinander weg ſo kurz, daß einige zuſammen genommen werden müſſen. Plutarch, der Geſchichtſchreiber, hat nicht Herodotiſche Delicateſſe, und Xenophontiſche Süſſigkeit; er hat ſtarken Sinn, Gründlichkeit

der Gedanken, Nachdruck der Worte, philoſophiſchen Ernſt.

Ich habe mich bemüht, ihn ſo zu überſetzen, daß ſein Geiſt in meiner Ueberſetzung leben möchte, und daß man im Leſen vergeſſen könnte, eine Ueberſetzung zu leſen, und dennoch, bey angeſtelltem Vergleiche mit dem Originale, keinen Zug deſſelben in der Copie vermißte. Sie, und das Publicum werden urtheilen, wie weit ich meinen Endzweck erreicht habe? Ich habe geſucht, alle meine Vorgänger in der Ueberſetzungsarbeit der Biographien des Plutarchs zu übertreffen; ich konnte es, da ich alle ihre Arbeiten vor mir hatte, ohne deßwegen mehr zu können, wie ſie. Ich wünſchte ſehr, es geleiſtet zu haben. Da ich in der Ankündigung dieſer meiner Ueberſetzung der Biographien des Plutarchs ſchon alles geſagt habe, was hier ſonſt geſagt werden müßte, ſo beziehe ich mich um ſo vielmehr darauf, da ſchon verſchiedenen in jener Ankündigung zu viel geſagt zu ſeyn ſchien. Nur muß ich noch erinnern, daß ich auſſer des Dacier, und den verſchiednen lateiniſchen Ueberſetzungen, die teutſche Ueberſetzung des Herrn Kind nicht aus der Acht gelaſſen habe,

und ſie, wenn ich für mich überſetzt hatte, immer nachſchlug. Oft hatten wir gleich gedacht, oft gab Herr Kind mir ein Wort an die Hand, das mir nicht beygefallen war, oft hatte er auch ganz falſch überſetzt. Ich würde dem Herrn Kind Unrecht thun, wenn ich ihm das Lob der Treue und des Fleiſſes ſtreitig machen wollte, aber man darf nur zwey Seiten ſeiner, und meiner teutſchen Ueberſetzung des Plutarchs vergleichen, um ſelbſt zu ſehen, was ich geleiſtet habe.

Ich bin der neueſten Ausgabe der Werke des Plutarchs, die der um die griechiſche Litteratur verdiente, ohne hinlängliche Belohnung geſtorbene, Reiske, veranſtaltet hat, gefolgt, doch ſo, daß ich ſtets die Engländiſche Ausgabe des Bryans zum Grunde hatte, und die Reiskiſchen Verbeſſerungen nicht anders annahm, als wenn es nothwendig ſchien, da ich es denn auch in den Noten bemerkte. Ich weiß wohl, wieviel man wieder dieſe Ausgabe des ſeel. Reiske erinnern kann, wenn man Vollkommenheit verlangt, aber bis jetzt iſt ſie doch die vollkommenſte, denn ſie hat alles, was die andern haben, und mehr noch dazu.

Nur da, wo es unumgänglich nothwendig war, habe ich Anmerkungen dem Texte beygefügt. Ich habe in der Jugend meiner Schriftſtellerey ſehr gern recht viele Noten gemacht, und gern recht viel citirt. Unter dem Texte des Plutarchs hätte ich ganze Futterſäcke von gelehrten Citatis ausſchütten können. Ich glaube aber, daß es nicht nützlich geweſen wäre, und was nicht nützlich iſt, glaube ich, muß man nicht thun.

Ich wünſche, daß Sie, Verehrungswürdiger! und daß das Publicum dieſe meine Ueberſetzung für nützlich, und für gut erkennen mögen. Ich werde alsdenn mit belebterem Muthe arbeiten, und mich freuen, wenn die groſſen Männer Griechenlands und Roms auch teutſche Themiſtokles erwecken, deren Seelen die Trophäen der Genien des Alterthums nicht ſchlafen laſſen.

Leben Sie, mein theuerſter Herr Baron! ſo wohl und glücklich, als es Ihr Werth verdient, und jeder rechtſchafner Mann, der Ihren Geiſt und Ihr Herz kennt, mit mir, wünſcht.

Theſeus.

So wie die Geographen diejenigen Gegenden, welche ihnen unbekannt ſind, an den Ecken ihrer Charten zu verſtecken pflegen, und ſie als trockne und wilde Sandhügel, oder als unwegſame Sümpfe, oder als Scythiſches Gebürge *) oder als ein Eismeer bezeichnen: ſo möchte ich itzt, mein lieber Soßius Senecion, **) da ich in Verfertigung der Parallelen von Lebensbeſchrei-

*) In den älteſten Editionen ſteht σκυθικόν ὄρος, dafür Heinrich Stephan κρύος, für dieſe Stelle ſehr unſchicklich, angenommen hat. Ihm ſind viele gefolgt; auch Xylander, bey dem noch unſchicklicher im Texte σκυθικον κρύος, und in der Ueberſetzung Scythica iuga ſteht. Reiske hat mit Recht ſich für ὄρος erklärt. Die Alten nannten die fernen Länder, die ſie nicht kannten, alle Scythien, daher ſo viele Verwirrung und Dunkelheit der alten Geſchichte entſtanden iſt.

**) Soßius Senecion lebte am Ende des erſten und Anfang des zweyten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt, unter den Kaiſern Nerva und Trajan, war viermal Conſul, ein Freund des Plutarchs, und durch ſeine Ermahnung und Anrathung eine vorzügliche Urſache, daß Plutarch dieſe Lebensbeſchreibungen der Griechen und Römer verfertigte.

bungen die Zeit durchgegangen bin, zu welcher eine wahrſcheinliche und pragmatiſche Geſchichte hindurch dringen kann, auf gleiche Weiſe ſagen: was über dieſe Zeit hinausgeht, iſt abentheuerlich und fabelhaft, das Gebieth der Dichter und Mythologen, hat weder Glaubwürdigkeit noch Gewißheit. Da ich aber ſchon die Geſchichte des Geſetzgebers Lycurgs und des Königs Numa herausgegeben habe, ſo ſcheint es mir nicht unſchicklich, bis auf den Romulus hinaufzugehen, deſſen Zeit ich in meiner Geſchichte ſo nahe gekommen bin. Aber, indem ich nachdenke, um mit dem Aeſchylus zu reden: wer kann dieſem Mann entgegen treten? wer iſt ihm gleich? wer ihm entgegen zu ſtellen? *) ſo ſcheint mir der Stifter des ſchönen und weltberühmten Athens die Parallele zum Vater des unüberwindlichen und herrlichen Roms zu ſeyn. Möchte nur itzt das Fabelhafte durch unſre Beurtheilungskraft geſichtet werden, und die Geſtalt der Geſchichte annehmen! In den Stellen aber, welche durchaus der Glaubwürdigkeit unfähig ſind, und keine Verbindung mit der Wahrſcheinlichkeit anneh-

*) Dieſe Worte ſind zwey Stellen aus der Tragedie des Aeſchylus, welche den Namen führt: Die ſieben wider Theben. Freylich werden beym Aeſchylus dieſe Stellen in einem ganz andern Sinne genommen als beym Plutarch; aber dieſer Schriftſteller iſt ſo ſehr in die Anführung griechiſcher Scribenten, beſonders der Dichter, verliebt, daß er allenthalben Verſe und Citationen zur Verſchönerung ſeines Vortrags herholt.

men, rechnen wir auf billige Leſer, die die uralte Geſchichte günſtig aufnehmen.

Theſeus hat mit dem Romulus gewiß viele Aehnlichkeiten. Beyde waren von unächter und dunkler Geburt, und hatten die Ehre, für Götterſöhne gehalten zu werden. Beyde waren Krieger, wie wir alle es wiſſen; und mit der Kraft verbanden ſie Verſtand. Sie ſtifteten die weltberühmteſten Städte: der eine erbaute Rom: der andere machte Athen zur Stadt. Beyde raubten Frauenzimmer. Keiner entgieng dem innerlichen Mißvergnügen und dem Nationalhaſſe: ſondern beyde, als ſie ſtarben, hatten ihre Mitbürger ſich gehäßig gemacht, wenn man auch nur das annehmen will, was am wenigſten der Unwahrſcheinlichkeit unterworfen iſt.

Theſeus ſtammt von väterlicher Seite vom Erechtheus; *) von mütterlicher Seite vom Pelops her. Dieſer Pelops war ſowohl durch ſeinen Reichthum als durch die Menge ſeiner Kinder der

*) Erechtheus lebte um die Zeit des Moſes, und ſeine Vorgänger bekamen wegen ihres unbekannten Urſprungs den Namen αυτόχθονας, Erdgebohrne, von der Erde Selbſtgebohrne. Die Athenienſer machten ſich eine große Ehre daraus, daß ſie von keiner andern Nation abſtammten, und ihre Weiber trugen zum Zeichen dieſer Ehre eine Kopfzierrath in Form der Heuſchrecken. Dieſe Note könnte ſehr lang und ſehr gelehrt werden, wenn man in den Noten zum Plutarch in dieſer Geſtalt erſcheinen wollte.

mächtigſte König in Peloponnes; indem er viele ſeiner Töchter mit Fürſten vermählte, und viele Söhne zu Fürſten verſchiedener Staaten einſetzte. Pittheus, einer von ihnen, war der Großvater des Theſeus von mütterlicher Seite her. Er erbaute die mittelmäßige Stadt Trözene, ſtand aber als ein gelehrter und weiſer Mann im höchſten Rufe. Die Weisheit der damaligen Zeiten beſtand größtentheils in ſolchen moraliſchen Sprüchen, dergleichen man beym Heſiodus, beſonders in ſeinem Lehrgedichte, welches den Titel führt: Tage und Werke, antrifft. Folgende Sentenz ſoll vom Pittheus herkommen. *)

Den Lohn, den du beſtimmt, gieb dem Gedungnen richtig.

Ariſtoteles beſtätigt dieſe Meynung, und Euripides macht den Ruhm des Pittheus glänzend, wenn er den Hippolytus den Schüler des unſträflichen Pittheus nennt.

Als Aegeus ſich vom Apoll zu Delphos Kinder erbat, ſoll ihm die Prieſterin Pythia das berufne Orakel zur Antwort gegeben haben, daß er kein Frauenzimmer eher berühren ſolle, bis er nach Athen gekommen ſeyn würde. Da ihm aber der Ausdruck des Orakels nicht deutlich genug zu ſeyn ſchien, ſo begab er ſich nach Trözene zum Pittheus, um ſich die Worte des Gottes erklären

*) M. S. Opera et dies 1. B. V. 368. Dacier überſetzt falſch und citirt falſch. Kind überſetzt anders, aber ebenfalls, ſo wie öfters, unrichtig.

zu laſſen, welche eigentlich ſo lauteten: löſe nicht eher, vortrefflichſter deines Volks, den Schuh an deinem Fuſſe, bis du nach Athen gekommen biſt.

Es iſt unbekannt, aus welcher Abſicht Pittheus den Aegeus überredet oder verführt hat, mit ſeiner Tochter, der Aethra, Liebe zu pflegen. Aegeus, da er muthmaßte, daß Aethra ſchwanger ſey, ließ ihr ſeinen Degen und ſeine Schuhe zurück, verbarg ſie unter einem groſſen hohlen Steine, und zeigte es ihr allein an, mit dem Auftrage, wenn ſie mit einem Sohne niederkäme, und er ſo alt und ſtark geworden ſeyn würde, daß er den Stein wegheben könnte, ſo ſollte ſie ihn mit dieſen Sachen, ganz insgeheim, ohne daß jemand davon etwas erführe, zu ihm ſchicken; denn er fürchte ſich vor den Söhnen des Pallas, deren funfzig waren, und die ihn nicht nur verachteten, weil er keine Kinder hatte, ſondern ihm ſelbſt nach dem Leben trachteten.

Aethra gebahr einen Sohn, und nannte ihn Theſeus wegen der unter dem Steine hingelegten Zeichen: *) andre behaupten, er habe dieſen Namen erſt nachher zu Athen erhalten, da ihn Aegeus als ſeinen Sohn annahm. Pittheus erzog ihn wohl, und gab ihm einen Lehrmeiſter, Namens Komidas, welchem die Athenienſer noch bis itzt allemal den Tag vor dem Feſte des Theſeus ei-

*) θησεύς kommt her von τίθεσθαι ponere, ſezzen, hinlegen, daher die Anſpielung auf die hingelegten Zeichen unter dem Steine. Aber τίθεσθαι, wird auch von der Adoption, der Annehmung an Kindesſtatt, gebraucht.

nen Widder opfern, wodurch ſie mit Recht der Erinnerung desjenigen, der die Seele Theſeus bildete, mehr Ehre erzeigen, als dem Silanion, und Parrhaſius, welche das Gemälde und die Statüe des Theſeus gebildet haben.

Nach der Gewohnheit, die damals herrſchte, daß die Jünglinge, wenn ſie majorenn wurden, ihre erſten Haare dem Gott Apoll zu Delphos, darbrachten, gieng auch Theſeus nach Delphos, und ein gewiſſer Ort ſoll noch bis itzt den Namen Theſea von ihm führen. Er ſchnitt ſich aber nur die vordern Haupthaare ab, wie Homer von den Abanten bemerkt, *) und dieſe Art der Tonſur hat auch von ihm den Namen der Theſeiſchen erhalten. Die Abanten waren die erſten, welche ſich auf dieſe Weiſe die Haare abſchnitten, nicht, weil ſie es von den Arabern lernten, wie einige glauben, noch auch aus Nachahmung der Myſier, ſondern weil es kriegriſche Leute waren, die beſonders gern mit dem Degen in der Fauſt fochten. Dieß beſtätigt Archilaus in folgenden Verſen:

Hier werden nicht Bogen geſpannt, nicht häufige Schleudern geſchwungen
Wenn Mars die Krieger aufs Feld zum traurigen Werke verſammelt:
Die ruhmvollen Kämpfer Euböens beginnen mit blinkenden Schwerdtern
Den wüthenden Streit, geübt die Schwerdter künſtlich zu führen.

*) Im 2. B. der Ilias V. 537. u. ff.

Sie ſchoren ſich alſo die Haare ab, damit ſie nicht von den Feinden dabey ergriffen werden konnten. Aus eben dem Grunde ſoll Alexander befohlen haben, daß ſich die Macedonier die Bärte abſchören, weil dieſe in den Gefechten ſo leicht angefaßt werden könnten.

Aethra hielt das wahre Geſchlecht des Theſeus lange verborgen, und Pittheus ließ ausbreiten, daß er ein Sohn des Neptuns ſey: denn die Trözenier verehren den Neptun vorzüglich als ihren Schutzgott, opfern ihm die Erſtlinge der Früchte, und haben ſeinen Dreyzack auf ihren Münzen. Da Theſeus heran gewachſen war, und bey der Stärke ſeines Körpers Muth, Verſtand und Klugheit zeigte, ſo führte ihn Aethra zu dem Steine, erzehlte ihm die wahren Umſtände ſeiner Geburt, und befahl ihm, die väterlichen Denkzeichen unter dem Steine wegzunehmen, und nach Athen zu ſchiffen. Er wälzte den Stein mit leichter Mühe weg, aber nach Athen zu Schiffe zu gehen weigerte er ſich, ſo ſehr ihm auch Großvater und Mutter wegen der Sicherheit dieſes Weges baten. Denn es war gefährlich, zu Lande nach Athen zu reiſen, da alles voller Straſſenräuber war. Damals lebten Leute, welche muthig, ſchnell und von ungeheurer Stärke des Körpers waren, dieſe Eigenſchaften aber zu nichts Guten anwendeten, ſondern zur Ungerechtigkeit, Grauſamkeit und Gewaltthätigkeit, ſo daß ſie alles überwältigten, was ihnen in die Hände fiel. Sie glaubten, Beſcheidenheit, Gerechtigkeit und Menſchenliebe

würden bloß aus Zaghaftigkeit ausgeübt, und ſchickten ſich nicht für diejenigen, die mehr vermöchten. Von dieſen Menſchen hatte Herkules auf ſeinen Zügen viele umgebracht und vertrieben: die andern hatten ſich während ſeiner Gegenwart verkrochen, und man fürchtete ſich nicht für ſie, da ſie gedemüthigt waren. Als aber Herkules den unglücklichen Zufall hatte, den Iphitus zu erſchlagen, und nach Lydien gieng, um eine Zeitlang bey der Omphale als Sklave zu dienen, welche Strafe er ſich ſelbſt auferlegt hatte, ſo hatte Lydien zwar tiefe Ruhe und Sicherheit, aber in Griechenland brachen die Gewaltthätigkeiten wieder hervor, und nahmen, da ſie niemand unterdrückte oder ihnen Einhalt that, überhand. Daher war eine Reiſe zu Lande aus dem Peloponnes nach Athen mit Lebensgefahr verbunden. Pittheus beſchrieb den Theſeus die Straſſenräuber und Mörder, und wie ſie mit den Reiſenden umzugehen pflegten, um ihn zu bereden, daß er die Reiſe zu Schiffe machen möchte. Aber ihn hatte ſchon längſt insgeheim der Ruhm von der Tapferkeit des Herkules entzündet, welchen er ſehr hoch ſchätzte, und von dem er ſich immer mit dem größten Vergnügen hatte erzählen laſſen, beſonders von ſolchen Perſonen, die den Herkules ſelbſt geſehen, und bey ſeinen Reden und Handlungen gegenwärtig geweſen waren. Itzt aber zeigte es ſich völlig, daß es ihm ſo gienge, wie lange Zeit nach ihm dem Themiſtokles, welcher

ſagte, daß ihn die Trophåen des Milciades nicht ſchlafen lieſſen. Er war von der Tapferkeit des Herkules ſo entzůckt, daß ihm des Nachts von deſſen Thaten tråumte, und am Tage die Eiferſucht trieb, auf gleiche Thaten zu denken.

Die Verwandſchaft, welche er mit dem Herkules hatte, kam dazu; denn Aethra war des Pittheus Tochter, und Alkmene der Lyſidice: dieſe aber und Pittheus waren Geſchwiſter, und Kinder der Hippodamia und des Pelops. Er hielt es als für etwas ſchåndliches und unerlaubtes, daß jener allenthalben die Råuber aufgeſucht, und Land und Meer von ihnen gereinigt håtte, er hingegen die Kåmpfe vermeiden wollte, die ſich ihm darbôten; daß er desjenigen, den man für ſeinen Vater ausgåbe, unwürdig wåre, wenn er gleichſam über das Meer fliehen, und ſeinem rechten Vater die Kennzeichen, die Schuhe und das Schwerdt ohne Blut, bringen, und nicht gleich durch groſſe Thaten den Charakter ſeiner edlen Geburt zeigen wollte. Mit ſolchen Geſinnungen trat er ſeine Reiſe an, entſchloſſen, niemanden zu beleidigen, aber jede Beleidigung zu råchen.

Zuerſt gerieth er in der Gegend von Epidaurus mit dem Periphetes in Kampf, welcher ihn angrif und anhalten wollte. Er war mit einer Keule bewafnet, und hieß daher der Keulentråger, (Korynetes.) Theſeus brachte ihn um, und freute ſich beſonders über die Keule, welche er zu ſeinen Waffen gebrauchte, und ſich ihrer immer bediente, ſo wie Herkules der Lôwenhaut. Die-

ſer zeigte durch ſeine Hülle, was für ein groſſes Thier er überwältiget hätte: Theſeus hingegen, daß die Keule von ihm überwunden, bey ihm aber unüberwindlich ſey. Auf dem Iſthmus brachte er den Sinnis, den man den Fichtenbeuger *) nannte, auf eben die Art um, wie dieſer viele umgebracht hatte, ohne es gewohnt zu ſeyn, oder darauf nachzuſinnen, und bewies, daß Geſchicklichkeit jede Kunſt und Uebung übertrift.

Sinnis hatte eine ſchöne und wohlgewachſene Tochter, mit Namen Perigune. Sie war nach ihres Vaters Ermordung entflohen. Theſeus ſuchte ſie allenthalben. Sie hatte ſich an einem Orte, wo viel Schilf und wilder Spargel ſtand, verſteckt, und flehte auf eine naive Art dieſe Geſträuche, als wenn ſie es verſtünden, mit Betheurungen an, wenn ſie ſie verbergen und erretten wollten, ſie nie zu verderben noch zu verbrennen. Hier rief ſie Theſeus an, und verſprach, ſie nicht zu beleidigen, und ſie aufs beſte zu verpflegen. Sie kam hervor, und zeugte mit dem Theſeus den Melanippus. Er gab ſie nachher dem Deioneus,

*) πιτυοκαμπτην. Sinnis hatte die Gewohnheit, diejenigen, die in ſeine Hände fielen, ſo umzubringen, daß er zwey Fichten zur Erde niederbeugte, und an dem Gipfel der einen Fichte den Arm des Unglücklichen, an den Gipfel der andern den Fuß anband, und dann beyde Fichten in die Höhe wieder fahren ließ, wodurch der Menſch mitten von einander geriſſen wurde. S. Apollodor B. 3. S. 238. und Diodor von Sicilien B. 4. S. 262.

einem Sohne des Eurytus, Beherrſchers von Oechalia. Melanippus, des Theſeus Sohn, erzeugte den Joxus, welcher in Verbindung mit dem Ornytus Karien durch eine Colonie bevölkerte. Von ihm ſtammen die Joxiden ab, welche die mütterliche Gewohnheit beybehalten haben, weder Schilf noch wilden Spargel zu verbrennen, ſondern es als heilig zu verehren.

Bey Krommyon hielt ſich ein wildes Schwein auf, welches Phaå genannt wurde, und grauſam und gefährlich zu bezwingen war. Dieſes Thier tödtete Theſeus, und verrichtete dieſes als ein Nebenwerk auf ſeiner Reiſe, damit es nicht ſchiene, als wenn er nur immer gezwungen kämpfte, ſondern zeigte, daß rechtſchafne Männer mit den Böſewichtern nur vertheidigungsweiſe ſtreiten müßten, groſſe wilde Thiere aber auch mit Gefahr ſelbſt angreifen. Einige erzählen, Phaå ſey eine geile und mörderiſche Straſſenräuberin geweſen, die zu Krommyon gewohnt, wegen ihres ſchändlichen Lebens eine Sau genannt worden, und von Theſeus umgebracht worden ſey.

Bey der Stadt Megara tödtete er den Skiron, und ſtürzte ihn von einem Felſen herab. Dieſer hatte, der gemeinen Sage zu Folge, die Vorbeyreiſenden ausgeplündert. Andre erzehlen, er habe mit der übertriebendſten Frechheit den Vorbeygehenden ſeine Füſſe vorgehalten, und ſie gezwungen, ſie zu waſchen, und in dieſer Stellung ſie ins Meer geſtoſſen. Allein die Geſchichtſchreiber von Megara behaupten, wider die allgemeine

Tradition, und ſo, daß ſie, wie Simonides ſich ausdrückt, wider eine lange Zeit ſtreiten, Skiron ſey weder ein Räuber noch ein gewaltthätiger Mann geweſen, ſondern vielmehr ein Rächer der Straßenräuber, und der rechtſchafnen Männer Beſchützer und Freund. Aeacus, ſagen ſie, wird für den heiligſten aller Griechen gehalten, und Kychreus aus Salamin wird zu Athen göttlich verehrt, die Tugend des Peleus und Telamons iſt allgemein bekannt. Nun aber ſey Skiron der Schwiegerſohn der Kychreus, und der Schwiegervater des Aeacus geweſen, der Großvater des Peleus und Telamons, welche beyde von der Endeis, der Tochter des Skirons und der Charikle, geboren worden: wie unwahrſcheinlich ſey es alſo, daß die beſten Männer mit den böſeſten in Verwandtſchaft getreten wären, und das, was das beſte und wertheſte iſt, ihnen gegeben und von ihnen angenommen haben ſollten! Auch habe Theſeus nicht, da er das erſtemal nach Athen gereiſt ſey, den Skiron getödtet, ſondern erſt nachher, da er den Megarenſern die Stadt Eleuſis weggenommen, und den Diokles, welcher daſelbſt Regent war, vertrieben. So widerſprechen ſich hierinnen die Nachrichten.

Auf dem Wege durch das Eleuſiniſche Gebiet tödtete er den Kerkyon, aus Arkadien, in einem Zweykampfe: nicht weit davon, zu Hermione, den Damaſtes Prokruſtes, indem er ihn zwang, ſich eben ſo in ſein Bette zu fügen, wie er es

mit den Fremden gemacht hatte *). Durch ſolche Thaten ahmte er dem Herkules nach: denn dieſer behandelte diejenigen, die ihn angriffen, auf eben die Art, wie ſie mit ihn hätten umgehen wollen. So hatte er den Buſiris geopfert, den Antäus im Ringen niedergemacht, den Cygnus im Zweykampfe überwunden, dem Termerus den Kopf entzwey geſtoſſen, weil dieſer auf die entgegen kommenden mit ſeinem Kopfe loßzurennen, und ſie ſo umzubringen gewohnt geweſen war, daher das Sprichwort kommt: ein termeriſches Uebel. Auf gleiche Art ſtrafte Theſeus die Böſewichter, die von ihm eben die Gewaltthätigkeit leiden mußten, welche ſie andern angethan hatten, und itzt ihr Unrecht durch eine gerechte Strafe büßten.

Als er in die Gegend des Fluſſes Kephiſus kam, nahmen ihn hier zuerſt die Phytaliden freundlich auf, und da er, nach Gewohnheit der damaligen Zeiten, wegen ſeiner Ermordungen gereinigt ſeyn wollte, ſo opferten ſie die gehörigen Sühnopfer für ihn, und bewirtheten ihn gaſtfreundſchaftlich, welches ihm auf ſeiner ganzen

*) Damaſtes Prokruſtes zu Korydallium in Attika hatte zwey Betten von unterſchiedener Länge. In das eine ſehr lange legte er die kurzen Perſonen, und ſchlug und dehnte ſie ſo lang, als das Bette war, aus, daher er den Namen Prokruſtes bekam. In das kurze Bette legte er aber die langen Perſonen, und hackte ihnen ſo viel ab, als ſie für das Bette zu lang waren. Hyginus. Fab. 38. Diodor. Libr. IV. p. 262.

Reiſe noch nicht wiederfahren war. Am 8. Auguſt ſoll er zu Athen angekommen ſeyn. Er fand in der Stadt alles voller Verwirrung und Streitigkeit, und den Aegeus ſelbſt in häuslichen übleln Umſtänden. Medea, von Korinth entflohen, hielt ſich itzt bey ihm auf, und hatte verſprochen, ihn durch Arzneymittel noch fähig zum Kinderzeugen zu machen. Als ſie des Theſeus Ankunft erfuhr, von welcher Aegeus noch nichts wußte, ſo überredete ſie den wegen des Aufruhrs ohnehin furchtſamen Alten, daß er den fremden Jüngling bey einem Gaſtmale mit Gift aus dem Wege räumen möchte. Theſeus, der zur Tafel geladen war, wollte nicht gleich anfänglich ſagen, wer er wäre, ſondern dem Aegeus ſelbſt Gelegenheit geben, ihn zu erkennen. Bey der Tafel zog er daher, um das ihm vorgelegte Fleiſch zu zerſchneiden, das Meſſer aus, welches bey ſeinem Degen ſteckte. *) Sogleich wurde Aegeus den Degen gewahr, warf den Giftbecher weg, erkannte und umarmte ſeinen Sohn. Er ruft die Bürger von Athen zuſammen, ſtellt ihnen ſeinen Sohn dar: dieſer wird, we-

*) Es iſt, wie Dacier ſchon bemerkt hat, eine uralte Gewohnheit geweſen, neben den Degen noch ein groſſes Meſſer ſtecken zu haben, wie eine Stelle des Herodots und des Homers beweiſet. Iliad. Rhapſod. 3. verſ. 271. ſeq. Reiske erklärt hier unnöthiger weiſe die Stelle weitläuftig. Aegeus habe wollen vorſchneiden, und ſich vielleicht wegen ſeines zu ſtumpfen Meſſers beklagt, Theſeus habe ihm ſeines angeboten u. ſ. w.

gen ſeiner Tapferkeit, mit allgemeiner Freude angenommen. Der Ort, wo der Giftbecher verſchüttet worden iſt, ſoll derjenige ſeyn, der heut zu Tage noch in dem Delphinium mit Schranken umfaßt iſt: dort wohnte auch Aegeus und die Statüe des Mercurs, die an der Morgenſeite des Tempels ſteht, nennt man itzt noch die Statüe beym Aegeusthore.

Die Söhne des Pallas hatten ſich ſchon lange her Hofnung gemacht, das Reich zu beherrſchen, wenn Aegeus ohne Kinder ſtürbe. Itzt, da Theſeus zum Nachfolger erklärt war, bezeugten ſie ihren Unwillen öffentlich, daß nicht allein Aegeus, ein unächter Sohn des Pandions, und der mit Erechtheus Nachkommen gar nicht verwandt wäre, das Reich beherrſchte, ſondern daß nun auch Theſeus, wiederum ein Ankömmling und Fremder, die Regierung erlangen ſollte, und ergriffen die Waffen. Sie theilten ſich in zwey Haufen: der eine rückte unter Anführung des Vaters öffentlich von Sphetta her auf die Stadt Athen los: der andre verbarg ſich zu Gargetto in einem Hinterhalte, und ſo wollten ſie die Feinde von zwey Seiten angreifen. Sie hatten einen Herold, einen Agnuſier, mit Namen Leos: dieſer verrieth dem Theſeus die Anſchläge der Pallantiden. Theſeus überfiel ſchnell den Trupp, der im Hinterhalte ſtand, und vernichtete ihn: die Parthey, die bey dem Pallas ſelbſt war, zerſtreute ſich auf dieſe Nachricht ſogleich. Daher ſoll es kommen, daß aus der Curie der Pallenäer Niemand in die Curie

der Agnuſier *) hinein heyrathet, und daß ſie die gewöhnliche Anrede an die Verſammlung des Volks, Akuete Leos; höre Volk! nicht gebrauchen, denn ſie haſſen das Wort Leos, als den Namen des Verräthers.

Theſeus ſuchte ſich bald thätig zu zeigen, und die Verehrung des Volks zu erwerben. Er gieng auf den Marathoniſchen wilden Stier los, welcher im Attiſchen Gebiete groſſen Schaden that. Er fieng ihn lebendig, führte ihn durch die Stadt, und opferte ihn hernach dem Delphiniſchen Apoll. Das Mährchen aber von der Hekale und ihrer freundſchaftlichen Bewirthung des Theſeus ſcheint doch nicht gänzlich erdichtet zu ſeyn. Denn die Einwohner der in der Nähe liegenden Oerter opferten in einer feyerlichen Zuſammenkunft dem Jupiter Hekalus, und verehrten die Hekale, unter dem liebkoſenden Namen Hekalene, weil ſie den Theſeus noch in ſeiner Jugend freundlich bewirthet, und nach Art der alten Mütter mit liebkoſenden Diminutiven geſchmeichelt hatte. Sie hatte dem Jupiter, als Theſeus in einen Kampf gieng, ein Opfer angelobt, wenn er glücklich wieder zurück käme, war aber vor ſeiner Rückkunft geſtorben, und erhielt für ihre Freundſchaft, auf Anordnung des Theſeus, die itzt genannte Dankerkenntlichkeit des Feſtes, wie Philochorus erzehlt.

Kurze

*) Die Einwohner von Attica waren in gewiſſe Curien oder Gemeinheiten, δημους, abgetheilt, nach welchen auch die öffentlichen Angelegenheiten gewiſſermaſſen abgehandelt wurden.

Kurze Zeit darauf kamen die Abgeordneten aus Creta, um zum drittenmale den Tribut abzuholen. Nachdem nämlich Androgeos meuchelmörderiſcher weiſe in Attika umgebracht worden war, hatte ſein Vater Minos in einem beſchwerlichen Kriege den Athenienſern viel Schaden gethan, und die Götter ſelbſt hatten das Land geſtraft: Hunger und Krankheiten verwüſteten es, und ſogar Flüſſe vertrockneten. Dem Orakel des Apollo gemäß, wodurch ihnen die Aufhörung des göttlichen Zorns und ihrer Plagen verkündigt war, wenn ſie ſich mit dem Minos ausſöhnen würden, ſchickten ſie Geſandten an denſelben, und erlangten unter der Bedingung Friede, daß ſie ihm alle neun Jahre ſieben Jünglinge und eben ſo viele Mädchen als einen Tribut ſendeten. Hierinnen kommen die meiſten Schriftſteller mit einander überein. Allein, den Fabeln und den Trauerſpielen zu Folge, ſollen dieſe Knaben, wenn ſie nach Creta gekommen, von dem Minotaurus in dem Labyrinthe umgebracht worden ſeyn, oder ſie mußten in den Irrgängen des Labyrinths, aus welchem ſie keinen Ausgang fanden, endlich umkommen. Euripides beſchreibt den Minotaurus als eine Mißgeburt, der halb die Geſtalt eines Ochſen, und halb die Geſtalt eines Menſchen gehabt hätte.

Philochorus erzehlt, daß dieſes die Cretenſer nicht zugeben, ſondern behaupten, das Labyrinth ſey nichts anders als ein Gefängniß geweſen, in welchem den Gefangenen nichts weiter Böſes wie-

verfahren ſey, als daß ſie daraus nicht hätten entfliehen können. Minos, ſagen ſie, ſtellte ſeinem Sohne zum Andenken Kampfſpiele an, in welchem dieſe im Labyrinthe ſo lange aufbewahrten Kinder den Ueberwindern zum Preiſe gegeben wurden. In den erſtern dieſer Spiele erhielt der Liebling und Feldherr Taurus den Preis, ein von Natur harter und ſtrenger Mann, welcher auch die Athenienſiſchen Knaben ſtolz und grauſam behandelte. Auch Ariſtoteles giebt in ſeinem Buche von der Republik der Bottiäer deutlich genug zu erkennen, wie er nicht glaube, daß dieſe Kinder von Minos umgebracht worden, ſondern Lebenslang in der Sklaverey der Cretenſer geblieben wären. Als die Cretenſer einsmals, wegen eines alten Gelübdes, ihre erſtgebornen Söhne nach Delphos geſchickt, ſo wären mit ihnen zugleich Nachkömmlinge von ſolchen Athenienſiſchen Sklaven dahin gewandert. Dieſe hätten ſich dort nicht erhalten können, ſie wären nach Italien übergeſchift, und hätten in Japygien *) gewohnt, von da wären ſie wieder nach Thracien gekommen, wo ſie den Namen der Bottiäer erhalten; daher die Mädchen der Bottiäer bey einem gewiſſen Opferfeſte zu ſingen pflegten: wir wollen nach Athen.

Es iſt gefährlich, ſich den Haß einer Stadt zuzuziehen, welche gute Redner und Dichter hat.

*) Der unterſte Theil von Neapel gegen Griechenland zu, itzt Puglia.

Minos hat einen üblen Ruf erhalten, und wird ſtets auf den Athenienſiſchen Theatern verläſtert. Es hilft ihm nichts, daß ihn Heſiodus als einen ſehr würdigen König ſchildert, und Homer den Liebling Jupiters nennt: die Tragiſchen Dichter haben mehr gegolten, und ihm von der Bühne her den Nachruhm eines harten und gewaltſamen Mannes zuwege gebracht; ob er gleich König war, und ein Geſetzgeber geweſen ſeyn ſoll, deſſen Geſetze ſelbſt der Richter der Unterwelt, Rhadamant, beobachtet.

Da itzt der Termin des dritten Tributs da war, und die Väter, welche junge Kinder hatten, ſie mußten looſen laſſen, ſo fiengen die Athenienſiſchen Bürger von neuen an zu murren und ſich öffentlich zu beſchweren, daß Aegeus, der an allen Schuld wäre, dennoch ſelbſt keinen Theil der Strafe trüge, ſondern, nachdem er einem unächten und fremden Sohne die Herrſchaft übertragen, ſich nicht um die kinderloſen und ihrer rechtmäßigen Kinder beraubten Unterthanen bekümmere. Dieß verdroß den Theſeus: er wollte Gerechtigkeit zeigen: er wollte an dem Schickſale der Stadt Theil nehmen: er kam von ſelbſt, und bot ſich, ohne zu looſen, an. Jedermann bewunderte ſeine Denkungsart, jedermann prieß ſeine Volksliebe. Nur Aegeus verſchwendete Bitten und Flehen an ihm: er fand ihn unbeweglich, und ließ die andern Kinder looſen. Hellanikus erzehlt, Athen habe nicht die Söhne und Mädchen nach dem Looſe weggeſandt, ſondern Minos ſey

ſelbſt gekommen, und habe ſich die Kinder ausge⸗leſen, und den Theſeus vor allen andern ausge⸗wählt. Es ſey feſtgeſetzt geweſen, daß die Athe⸗nienſer das Schif dazu hergeben mußten, auf welchem die Jünglinge, ohne Waffen, abgeſendet wurden, und, daß nach dem Tode des Minotau⸗rus dieſe Strafe ein Ende haben ſollte; eher aber wäre keine Hofnung zur Befreyung davon. Da⸗her hatte das Schif, als ein dem Unglücke be⸗ſtimmtes, ſchwarze Segel. Itzt machte Theſeus ſeinem Vater durch die Verſprechung Muth, daß er dem Minotaurus umbringen würde, und der Vater gab daher dem Steuermann ein zweytes weiſſes Segel, welches er, wenn er mit dem The⸗ſeus glücklich zurück käme, aufſpannen ſollte; im Gegentheile ſollte er, zum Zeichen des Un⸗glücks, das ſchwarze wehen laſſen. Simonides behauptet, das Segel, welches Aegeus gegeben, ſey nicht weiß, ſondern ſcharlachroth geweſen. Eben dieſem Simonides zu Folge war Amarſya⸗das Phereklus der Steuermann dieſes Schiffes. Philochorus hingegen behauptet, Theſeus habe von Skiros den Nauſitheus aus Salamis zu ſeinem Steuermanne bekommen, und den Phäax auf dem Vordertheile des Schiffes gehabt; die Athenien⸗ſer hätten damals noch nicht die Schiffahrt ge⸗trieben, Skiros habe den Steuermann gegeben, weil Meneſtheus, einer ſeiner Enkel, mit unter den weggeſendeten Kindern geweſen ſey. Zum Beweiſe führt er auch die Denkmäler an, welche Theſeus dem Nauſitheus und Phäax bey dem Tem⸗

pel des Skiros hatte errichten laſſen, und das Feſt Kyberneſia, welches zu ihrem Andenken, nach ſeiner Meynung, gefeyert würde.

Nachdem gelooſet worden war, führte Theſeus diejenigen, welche das Loos getroffen hatte, vom Rathhauſe in den Tempel des Delphiniſchen Apollo, und weihte hier dem Gotte das Opfer der Flehenden, *) welches ein Zweig von einem heiligen Oelbaume, mit weiſſer Wolle umwunden, war. Nach vollendetem Gebete gieng er am 6. May zu Schiffe, an welchem Tage noch itzt die Aeltern ihre Töchter in den Tempel des Delphiniſchen Apollo zur Verehrung des Gottes ſchicken. Man erzehlt, Apollo zu Delphos habe ihm dieß Orakel gegeben: er ſolle die Venus zu ſeiner Führerin annehmen, und ſie um die Begleitung auf ſeiner Reiſe bitten. Er opferte ihr am Ufer des Meeres eine Ziege; die Ziege verwandelte ſich in einen Bock, und davon hat die Göttin auch den Beynamen Epitragia bekommen.

So ſchifte Theſeus nach Creta ab. Hier wurde er, wie ſo viele Geſchichtſchreiber und Dichter erzehlen, von der Ariadne geliebt, erhielt von ihr den berühmten Faden, **) lernte, wie man aus den Irrgängen des Labyrinths kommen konnte, tödtete den Minotaurus, und ſegelte mit der Ariadne und den griechiſchen Jünglingen davon. Phere-

*) ἱκετηρια.

**) Mit welchem er ſich aus den Irrgängen des Labyrinths wieder herausfand.

kydes erzehlt, Theſeus håtte die Boden der Cretenſiſchen Schiffe durchgehauen, um nicht verfolgt werden zu können. Demon berichtet, Taurus, der Feldherr des Minos, håtte ſich mit dem Theſeus im Hafen, als er håtte abſegeln wollen, in ein Gefecht eingelaſſen, und das Leben verloren. Nach dem Philochorus, hielt Minos Kampfſpiele, und Taurus, von dem jedermann glaubte, daß er wiederum alle überwinden würde, wurde von allen beneidet. Schon war ſeine Gewalt durch ſeine Sitten ſehr beſchwerlich geworden, und man hatte ihn ſogar in Verdacht, daß er mit der Königin Paſiphae unerlaubten Umgang håtte. Itzt bot Theſeus ihm einen Kampf an, und Minos verſtattete es.

In Creta iſt es gebråuchlich, daß auch Frauenzimmer bey dergleichen Kampfſpielen Zuſchauerinnen ſind. Ariadne, welche gegenwårtig war, wurde vom Theſeus, ſobald ſie ihn ſah, eingenommen, und bewunderte die Tapferkeit, mit welcher er alle beſiegte. Selbſt Minos freute ſich, daß auch Taurus im Kampfe überwunden, und ſein Stolz gedemüthigt war: er gab dem Theſeus die mitgebrachten Kinder zurück, und erließ der Stadt Athen den Tribut.

Eine ganz beſondere und weitſchweifige Erzehlung liefert Klidemus von dieſen Begebenheiten. Er holt ſehr weit aus. Es war, erzåhlt er, ein allgemeines Verbot in Griechenland, daß kein Schif, welches aus irgend einem Hafen ausliefe, mehr als fünf Mann führen ſollte; ſondern Jaſon

allein ſollte mit ſeinem Schiffe Argus das Meer von den Seeräubern reinigen. Da aber Dädalus zur See nach Athen entfloh, ſo verfolgte ihn Minos, wider das Verbot, mit langen Schiffen. Er wurde durch einen Sturm nach Sicilien verſchlagen, wo er ſtarb. Sein Sohn, Deukalion, ſetzte die Feindſeligkeit gegen die Athenienſer fort, und forderte durch Geſandten die Auslieferung des Dädalus, mit der Bedrohung, daß er ſonſt die Knaben umbringen würde, die Minos zu Geiſſeln bekommen hatte. Theſeus antwortete mit Gelindigkeit, und wendete nur ein, daß Dädalus ſein Vetter wäre, da ſeine Mutter Merope eine Tochter des Erechtheus geweſen ſey: indeſſen ließ er Schiffe bauen, theils bey dem Schloſſe der Thymätaden, an einem entfernten Orte, theils zu Trözene, unter der Aufſicht des Pittheus, damit die Anſtalten verborgen blieben. Sobald dieſe fertig waren, ſegelte er ab, und brauchte den Dädalus und einige Flüchtlinge aus Creta zu Wegweiſern. Er überraſchte die Cretenſer, welche ſeine Schiffe für freundſchaftlich hielten, bemächtigte ſich des Hafens, ſtieg ans Land, und gieng auf Knoſſus los. Am Eingange des Labyrinths ſchlug er mit dem Deukalion, und tödtete ihn und ſeine Leibwache. Ariadne kam zur Regierung: ſie machte mit dem Theſeus Friede, gab die Geiſſeln zurück, und errichtete zwiſchen den Athenienſern und Cretenſern ein Bündniß, mit dem Schwure, daß ſie nie wieder Krieg anfangen wollten.

Es giebt noch eine Menge Erzehlungen von

dieſen Begebenheiten und der Ariadne, die alle ungewiß ſind. Einige erzählen, ſie habe ſich erhenkt, da ſie Theſeus verlaſſen habe; andere, ſie ſey von den Schiffern auf die Inſel Naxos gebracht worden, und habe da den Onarus, den Prieſter des Bacchus, geheirathet. Theſeus habe ſie verlaſſen, weil er in eine andere wäre verliebt worden.

Mächtige Liebe trieb ihn zur Panopeide Aegle.

Dieſer Vers ſoll, nach dem Hereas von Megara, im Heſiodus geſtanden haben, und von Piſiſtratus ausgeſtrichen ſeyn, welcher im Gegentheile, um den Athenienſern zu ſchmeicheln, im eilften Buche der Odyſſee, folgenden Vers eingerückt habe:

Theſeus, Pirithous, der Götter herrliche Kinder *)

Andern Erzählungen zu Folge hat Theſeus mit der Ariadne den Oenopion und Staphylus erzeugt, welcher Meynung auch der Dichter Jon aus Chios iſt, der zum Ruhme ſeiner Vaterſtadt anführt, daß ſie vom Oenopion, dem Sohne des Theſeus, erbaut ſey. Die berufnen Geſchichten der Mythologen von dieſen Begebenheiten ſind allgemein bekannt genug.

*) Odyſſ. Libr. XI. verſ. 630. Es iſt hier vom Aufenthalte des Ulyſſes unter den Todten die Rede, wo Ulyſſes auch den Theſeus unter andern herrlichen Helden ſieht. Vom Piſiſtratus, welcher die Oberherrſchaft von Athen an ſich riß, aber gut regierte, und einer der erſten, wo nicht der erſte, Kunſtrichter war, und die Gedichte des Homers in Ordnung gebracht haben ſoll, wird im Leben des Solons noch viel vorkommen.

Ganz beſondre Nachrichten davon berichtet der Geſchichtſchreiber Päon, aus Amathuſien. Theſeus, ſagt er, wurde durch einen Sturm nach Cypern verſchlagen, und ſetzte die Ariadne, welche ſchwanger war, und ſich wegen der Seeungemächlichkeiten ſehr übel befand, ganz allein ans Land. Er eilte fort, um ſeinem Schiffe zu Hülfe zu kommen, und wurde wieder vom Lande in die See getrieben. Die Weiber der daſigen Gegend nahmen Ariadnen auf, tröſteten ſie in der Traurigkeit über ihre Einſamkeit, und brachten ihr untergeſchobne Briefe, von denen ſie vorgaben, daß ſie Theſeus geſchrieben hätte. Sie ſtanden ihr bey ihren Geburtsſchmerzen beſtens bey, und begruben ſie, da ſie in den Wehen geſtorben war. Theſeus, da er zurück kam, betrübte ſich darüber, gab dieſen Weibern Geld, und verordnete der Ariadne zu Ehren die Feyer eines Feſtes. Er errichtete ihr auch zwey kleine Bildſäulen, eine von Silber, die andre von Erzt. Das Feſt wurde am zweyten September gefeyert, und an demſelben mußte ein Knabe ſich in ein Bette legen, und die Stimme und Bewegungen einer in Kreiſen liegenden Frauen nachahmen. Die Amathuſier nennen den Hayn, in welchen ſie ihr Bild noch zeigen, den Hayn der Venus Ariadne.

Einige Schriftſteller von Naxos haben noch eine andre Erzählung: ſie behaupten, daß es zwey Minos und zwey Ariadnen gegeben habe, davon die eine auf Naxos ſich mit dem Bacchus vermählt, und den Staphylus geboren habe; die

jüngere Ariadne ſey vom Theſeus entführt, und verlaſſen worden: ſie ſey mit ihrer Amme, der Korkyne, deren Grab man noch zeige, nach Naxos gekommen, und ſey nach ihrem Tode ebenfalls, doch nicht auf die Art, wie die ältere Ariadne, verehrt worden. Denn das Feſt der ältern Ariadne wäre mit Luſtigkeit und Spielen zugebracht worden, bey dem Feſte der jüngern aber habe Klagen und Trauren geherrſcht.

Von Kreta ſegelte Theſeus nach Delos, brachte da dem Apollo die gelobten Opfer, und weihte ihm die Venusſäule, die er von der Ariadne erhalten hatte. *) Hier tanzte er mit ſeinen Jünglingen einen Tanz, der noch itzt zu Delos Mode ſeyn ſoll, eine Nachahmung der Irrgänge des Labyrinths, da nach einer gewiſſen Melodie in einem Kreiſe herum, und wieder zurück getanzt wird. Dem Dikäarch zu Folge wird dieſer Tanz von den Deliern der Kranichtanz genannt. Theſeus tanzte ihn um den Altar herum, welcher Keraton hieß, oder der Hornaltar, und aus lauter linken Hörnern aufgebaut war. *) Er ſoll auch

*) Dieſe Venusſäule oder Venusbild war von Holz, und hatte keine Füſſe, ſondern gieng unten viereckigt zu. Pauſanias gedenkt ihrer in ſeiner Reiſebeſchreibung, und beſchreibt ſie als klein, und von der Länge der Zeit an einem Arme beſchädigt, und als eines der erſten Werke des Dädalus, denn in der Folge machte Dädalus Bildſäulen mit Füſſen dergleichen man vor ihm nicht hatte.

*) Dieſen Altar hatte Apollo ſelbſt erbaut, und er wurde unter die 7 Wunderwerke der Welt

die Kampfſpiele zu Delos eingeführt, und den Siegern zuerſt Palmzweige zum Preiſe gegeben haben.

Als ſie ſich Attica näherten, vergaß Theſeus und ſein Steuermann, für Freude, das weiſſe Segel aufzuſpannen, welches für den Aegeus das Zeichen ihrer Errettung ſeyn ſollte. Aegeus gerieth darüber in Verzweiflung, und ſtürzte ſich von einem Felſen zu Tode. So bald Theſeus in den Hafen Phalerus eingelaufen war, opferte er die Opfer, die er vor ſeiner Abfahrt den Göttern angelobt hatte, und ſchickte einen Herold in die Stadt, ſeine glückliche Ankunft zu melden. Dieſer traf faſt alles in Trauer und Thränen über den Tod des Königs an: viele aber auch geriethen, wie leicht zu erachten, in Freude über die Errettung der Jünglinge auf dem Schife, und wollten dem Herolde Kränze aufſetzen. Er nahm die Kränze, ſteckte ſie auf ſeinen Heroldſtab, und eilte wieder in den Hafen, wo Theſeus ſein Opfer noch nicht vollendet hatte. Er blieb daher vor

gerechnet. Plutarch erzählt an einem andern Orte, daß Apollo dieſen Altar von lauter rechten Bockshörnern erbaut, und widerſpricht ſich alſo ſelbſt. Es wird aber nicht viel darauf ankommen, ob der Altar aus rechten oder linken Bockshörnern beſtanden habe. Der Tanz ſelbſt beſtand in Wendungen um den Altar herum, und wiederum linker Hand zurück; daher die Wörter, Strophe und Antiſtrophe. S. Polluc. On. Libr. IV. Cap. 14. und Lucians Abhandlung von Tanzen.

dem Tempel drauſſen ſtehen, um nicht die heilige Ceremonie zu ſtören. Nach vollendetem Opfer machte er des Aegeus Tod bekannt. Man eilte mit Geſchrey und Lermen in die Stadt. Daher die Gewohnheit noch itzt an dem Feſte, welches Oſchophoria heißt, kommen ſoll, daß nicht der Herold, ſondern ſein Stab bekränzt, und, währendem Opfer geſungen wird: Eleleu, iu, iu: wovon das erſtere der Ausruf der eilfertigen Krieger iſt, die einander Muth machen, oder derer, die Lob- und Siegeslieder anſtimmen, *) das andre drückt Schrecken und Beſtürzung aus.

Nachdem er ſeinen Vater begraben hatte, brachte er, noch an eben dem Tage, an welchem er in Athen angekommen war, dem Apollo das gelobte Opfer. Es war der ſiebente des Monaths November. An dem Feſte, welches zu dieſem Andenken gefeyert wird, ſollen auch deswegen allerley Hülſenfrüchte gekocht werden, weil Theſeus mit ſeinen glücklich zurück gekommenen Leuten al-

*) Am beſten unter allen hat Amyot dieſe Stelle überſetzt, welchem ich gefolgt bin, ohne ſeiner Weitſchweifigkeit zu folgen. — dont la premiere eſt le cri et la voix dont uſent ordinairement ceux, qui ſe donnent courage l'un à l'autre, pour ſe hater, ou bien eſt le refrain d'un chant de triomphe. Die andern haben alle zu ſehr den Buchſtaben angehangen, und die Sache nicht ausgedrückt; σπευδοντες hier bloß durch eilfertige auszudrücken, wie die mehreſten lateiniſchen Ueberſetzer und Dacier thun, giebt einen falſchen Sinn.

ie von der Reiſe übrig gebliebenen Speiſen zuſammen in einem Topfe kochen und in Geſellſchaft eſſen ließ. Auch trägt man einen mit Wolle umwundnen Oelzweig herum, welcher Ireſione heißt, ſo wie der zuvor beſchriebene, Hiketeria, und man behängt ihn mit den Erſtlingen von allerhand Früchten, zum Zeichen, daß die unfruchtbaren Zeiten aufgehört haben, und ſingt dabey:

Trag Ireſione Feigen und friſches Brodt,
Honig, Saldöl und neuen Wein,
Der den Schlummer der Freude giebt. *)

Einige behaupten zwar, daß dieſer Geſang auf die Herakliden gemacht ſey, zum Andenken, wie ſie von den Athenienſern ernährt worden wären: die mehrſten aber pflichten der vorigen Meynung bey.

*) Dieſe drey Verſe haben beym Clemens von Alexandrien, Euſtathius, Svidas, dem Scholiaſten des Ariſtophanes, dem Phavorinus, und in dem Etymologico Magno, ſehr verſchiedene Leſearten. Ich folge der Leſeart des ſel. Reiske, welcher ſehr richtig bemerkt, daß φερειν hier den Imperatiuum ausdrücke, wie ſehr gewöhnlich iſt. In dem letzten Verſe aber kann ich Reisken nicht beypflichten; er verſteht und überſetzt ihn auf eine ſo rauhe Art, daß, wenn man auch, mit Dacier, den Charakter jener alten Zeit, und eine Satyre nach alter Art darinnen ſuchen will, dennoch dieſer Freudengeſang immer etwas unſchickliches hat. Kind läßt den Oelzweig, Ireſione, ſelbſt, betrunken werden und einſchlafen. Er hat unter den lateiniſchen Ueberſetzern Vorgänger.

Das Schif, auf welchem Theſeus mit ſeinen Begleitern nach Creta geſchift, und glücklich zurück gekommen war, hatte dreyßig Ruder, und wurde von den Athenienſern bis auf die Zeiten des Demetrius Phalereus zum Andenken erhalten, indem man das veraltete Holz wegnahm, und dafür neues und feſtes einzog. Es gab nachher ſogar den Philoſophen zu ihren Streitfragen über die Veränderung der Dinge im Wachsthume ein Beyſpiel ab, und einige behaupten, es wäre eben daſſelbe, und andre, es wäre ein andres Schif.

Auf des Theſeus Anordnung wird auch das Feſt, welches Oſchophoria heißt, gefeyert. Denn er ſoll bey ſeiner Schiffahrt nach Creta nicht alle Mädchen, die das Loos getroffen hatte, mitgenommen, ſondern zwey von ſeinen vertrauten Jünglingen, als Mädchen verkleidet, darunter gehabt haben. Er erwählte dazu ſolche, die zärtlich und weiblich von Anſehen, aber männlich und tapfer von Geiſt waren. Er ließ ſie warme Bäder brauchen, ſich in Schatten aufhalten, und ihre Haut und ihre Haare durch Salben fein und glatt machen. Sie ſchmückten ſich wie Mädchen, ſie lernten deren Stimme, Gang und Anſtand, ſo, daß ſie von jedermann für Mädchen gehalten werden mußten. Bey dem feyerlichen Einzuge nach ſeiner Rückkunft waren dieſe Jünglinge eben ſo gekleidet wie die, welche an dieſem Feſttage die Weinreben tragen. Dieſes Feſt, an welchem Weinreben herum getragen werden, ſoll, der Sage nach, dem Bacchus und der Ariadne zu Ehren

gefeyert werden; wahrſcheinlicher iſt es, daß es deswegen geſchieht, weil um die Zeit der Rückkunft des Theſeus die Weinleſe war. Bey dieſem Feſte werden gewiſſe Frauensperſonen, welche Dipnophoren (Speiſeträgerinnen) heiſſen, gebraucht, die an dem Opfer Antheil nehmen, und die Mütter jener durchs Loos nach Creta geſendeten Kinder vorſtellen; welche ihren Kindern bey der Abreiſe Speiſen und Lebensmitteln brachten. Es werden an dieſem Feſte dabey allerley Mährchen erzählt, weil jene Mütter dergleichen ihren Kindern vor der Abreiſe erzählten, um ihnen Muth zu machen. Alles dieſes berichtet unter andern auch der Geſchichtſchreiber Demon. Es wurde auch dem Theſeus ein Tempel auf einem geweihten Stück Lande errichtet, und er verordnete, daß diejenigen Familien, welche zu dem Tribut nach Creta beytragen mußten, die Koſten zu den Opfern hergaben: zu ſeinen Opferprieſtern nahm er die Phytaliden an, um ſie wegen ihrer ehemaligen Gaſtfreundſchaft gegen ſich zu belohnen.

Ein groſſes und bewundernswürdiges Werk unternahm er gleich nach des Aegeus Tode. Er brachte die Einwohner des Athenienſiſchen Gebiets in eine Stadt zuſammen, vereinigte ſie zu einem Staate, da ſie vorher zerſtreut gewohnt, und zu öffentlichen Berathſchlagungen ſchwer zuſammen zu rufen geweſen waren: oft hatten ſie ſelbſt unter einander Streitigkeiten und kleine Privatkriege geführt. Er gieng ſelbſt von Ort zu Ort, und beredete die Familien dazu: die gemei=

nen und armen Leute nahmen ſeinen Vorſchlag bald an: die mächtigen gewann er dadurch, daß er ihnen verſprach, ihre Staatsverfaſſung ſollte ohne einem Könige ſeyn, und demokratiſch eingerichtet werden, er wolle bloß der Anführer im Kriege, und der Beſchützer der Geſetze ſeyn, übrigens ſolle unter allen eine vollkommne Gleichheit herrſchen. Diejenigen, welche durch dieſe Vorſtellungen noch nicht überredet wurden, furchten ſich für ſeine groſſe Macht und Tapferkeit, und wollten lieber freywillig nachgeben, als ſich dazu zwingen laſſen.

Hierauf ließ er alle öffentlichen Häuſer und Rathhäuſer einreiſſen, hob alle Regierungen auf, und errichtete ein allgemeines Prytaneum und Rathhaus, wo jetzt derjenige Theil der Stadt liegt, welcher Aſty heißt, nannte die geſammte Stadt Athen, und ſtiftete ein allgemeines Feſt, Panathenäa. *) Er feyerte auch zum Andenken der allgemei-

*) Ich folge in dieſer Stelle der Lesart, welche Reiske in ſeinen Anmerkungen beſtätigt, und Dacier hatte dieſe Stelle eben ſo verſtanden und überſetzt. Die andern insgeſammt ſetzen nach dem Worte ἵδρυται ein Komma, und verbinden das folgende, allein die griechiſche Conſtruction im Texte iſt alsdenn, wenigſtens ſehr gezwungen, wo nicht ganz falſch. Man hat ſich durch das Wort Aſty, Stadt, verführen laſſen. Aber Athen führte ſchon vor dem Theſeus den Namen Aſty, ſo wie auch den Namen Athen. Theſeus nannte aber die geſammte Stadt, d. i. die alte und auch die

meinen Vereinigung, das Feſt, welches daher den Namen Metoekia bekam, und welches noch itzt, am ſechszehnten Auguſt, von den Athenienſern gefeyert wird.

Theſeus hielt ſein Verſprechen, legte die Königswürde nieder, und richtete die neue Regierung ein. Er machte mit Verehrung der Götter den Anfang: er ließ den Gott Apollo zu Delphos um ein Orakel für die neue Stadt bitten, und erhielt folgende Antwort:

> Aegeus Sohn, Theſeus, von Pittheus Tochter geborner!
> Deine Stadt beſtimmt der göttliche Vater zur Wohnung
> Und zum Schickſal vieler Städte: ſey unverzagt, muthig.
> Ueber dem Meere wirſt du ſchwimmen, ein Schlauch, der nie ſinket.

Eben dieſes Orakel ſoll in den nachherigen Zeiten auch die Sibylle der Stadt Athen gegeben haben.

> Untergetaucht wie ein Schlauch wirſt du, doch kannſt du nicht ſinken.

neue, die durch das Hereinziehen der Einwohner vom Lande entſtand, Athen; wie der Name des Feſtes Panathenäa auch anzeigt. Aſty aber hieß ein beſondrer Theil der Stadt, wo das Prytaneum ſtand, etwa ſo wie in London ein beſondrer Theil der Stadt Citty heißt. Indeſſen wurde aber auch das Wort Aſty von ganz Athen überhaupt im weitläufigern und gemeinen Verſtande gebraucht.

Um die Stadt noch mehr zu bevölkern, bot er allen Menſchen gleiche Freyheiten an, und ließ ſie durch den allgemeinen Ausruf, kommt hierher alle Völker! einladen, in der Abſicht, Athen zum Sammelplatz eines allgemeinen Staates zu machen. Gleichwohl ſorgte er dafür, daß ſein demokratiſcher Staat durch den Zulauf einer ſo vermiſchten Menge nicht in Unordnung und Verwirrung kam, und theilte das ganze Volk in Patricier, Ackersleute und Handwerker ein. Die Patricier hatten die Aufſicht über die Angelegenheiten der Religion, ſie wählten die Obrigkeiten, ſie ſorgten für die Aufrechthaltung der Geſetze, und alles, was den Gottesdienſt und die Auslegung der Orakel und heilige Dinge betraf. Uebrigens machte er ſie den andern Bürgern dadurch gleichſam gleich, daß die Patricier nur an Ehre, die Ackersleute hingegen wegen ihrer Nutzbarkeit, und die Handwerker, in Anſehung ihrer Menge, den Vorzug zu haben ſcheinen ſollten. Daß er der allererſte geweſen, wie Ariſtoteles behauptet, welcher aus Liebe zu ſeinem Volke die Monarchie abgeſchaft, ſcheint auch Homer zu bezeugen, da er, in dem Verzeichniſſe der griechiſchen Schiffe, in der Iliade, die Athenienſer allein ein freyes Volk nennet.

Theſeus ließ auch Münzen ſchlagen, auf welche ein Ochſe geprägt war, entweder wegen des Marathoniſchen Ochſens oder wegen des Feldherrn Taurus, oder auch, um ſein Volk zum Ackerbau aufzumuntern; davon ſollen auch die Münzbe-

nennungen, Hekatonboeon und Dekaboeon *) herkommen.

Die Vereinigung des Megaräiſchen Gebietes mit dem Athenienſiſchen war die Urſache, daß er auf dem Iſthmus die berühmte Säule errichten ließ, auf welcher er mit folgenden zweyen Verſen die Grenze bezeichnet hatte. Auf der Seite gegen Morgen ſtand:

Dieß iſt Peloponnes, und nicht Ionien.

Auf der Abendſeite aber:

Dieß iſt Ionien, und nicht Peloponnes.

Aus Nacheiferung des Herkules ſtellte er auch zuerſt die Iſthmiſchen Kampfſpiele an, damit ſo, wie jenem zum Andenken, die Griechen, die dem Zevs geheiligten Olympiſchen Spiele hielten, auch ihm zum Andenken dem Neptun Spiele gefeyert würden. Denn die ſchon vorher auf dem Iſthmus dem Melikertes zu Ehren angeordneten nächtlichen Spiele, waren vielmehr ein Feſt der Ceres, als ein Schauſpiel, und eine feyerliche Verſammlung. Einige behaupten, die Iſthmiſchen Spiele wären zum Andenken des Skiron angeordnet worden, und Theſeus hätte dadurch den Mord des Skiron, als eines Anverwandten, verſöhnen wol-

*) Dekaboeon bedeutet zehn mit dem Bilde eines Ochſen geprägte Münzen: Hekatonboeon hundert ſolche Münzen. Die einzeln vom Theſeus geſchlagenen Münzen betrugen 2 Drachmen, d. i. 13 und einen halben Kreuzer; ein Dekaboeon alſo etwa 3 Thaler; ein Hekatonboeon 30 Thaler.

len; denn Skiron ſey ein Sohn des Kanethus, und der Henioche, einer Tochter des Pittheus, geweſen. Andre erzählen, nicht dem Skiron, ſondern dem Sinnis zum Andenken hätte Theſeus dieſe feſtlichen Kampfſpiele angeordnet. Er machte mit den Korinthiern aus, daß die Athenienſer, wenn ſie zu den Iſthmiſchen Spielen kämen, den erſten Platz haben ſollten, und zwar in einem ſo groſſen Umfange, als das ausgeſpannte Segel des Schifs Theoris Platz bedecken würde, wie Hellanikus und Andron von Halikarnaß berichten.

Dem Philochorus und einigen andern zu Folge, ſegelte er mit dem Herkules in das Euxiniſche Meer, um mit den Amazonen Krieg zu führen, und erhielt zur Belohnung ſeiner Tapferkeit die Antiope. Die mehrſten Geſchichtſchreiber hingegen, welche mehr Glauben verdienen, unter welchen auch Pherekydes, Hellanikus und Herodor ſind, erzählen, daß Theſeus erſt nach dem Herkules, mit einer eigenen Flotte abgeſchift ſey, und die Amazone gefangen hinweg geführt habe; denn man erzählt von keinem andern, der ihn zu dieſem Zuge begleitet hat, daß er eine Amazone gefangen bekommen hätte. Nach dem Bion wurde Antiope mit Liſt entführt. Denn die Amazonen ſollen von Natur den Mannsperſonen geneigt, und bey der Ankunft des Theſeus in ihr Land nicht geflogen ſeyn, ſondern ihm vielmehr Geſchenke geſchickt haben; er habe diejenigen, welche die Geſchenke brachten, gebeten, in das Schif zu ſteigen, und da ſie es gethan, ſey er davon geſegelt. Ein gewiſ-

ſer Menekrates, welcher eine Geſchichte der Stadt Nicäa in Bithynien geſchrieben, berichtet, daß Theſeus, nachdem er ſchon die Antiope beſeſſen, eine Zeitlang ſich in ihrer Gegend aufgehalten habe. Drey Jünglinge und Brüder aus Athen, Euneus, Thoas und Soloon wären bey ihm geweſen, der letztere hätte ſich in die Antiope verliebt, es ſeinen Brüdern verheelet, aber einem von ſeinen Freunden vertraut, welcher mit der Antiope davon geſprochen, und eine ſehr widrige Antwort erhalten hätte. Doch habe die Schöne aus Klugheit und Großmuth dem Theſeus nichts davon geſagt. Soloon habe ſich aus verliebter Verzweiflung ins Meer geſtürzt, Theſeus hingegen, da er die Urſache und Leiden des Jünglings erfahren, ungemein darüber betrübt. Hierbey habe er ſich, in ſeiner Betrübniß, an ein gewiſſes Orakel des Apollo erinnert. Pythia hatte ihm nämlich zu Delphos befohlen, wenn er an einem fremden Orte ſehr betrübt werden würde, daſelbſt eine Stadt zu bauen, und einige von ſeiner Begleitung zu Regenten zurück zu laſſen. Er habe der von ihm daſelbſt erbauten Stadt den Namen, nach dem Apollo, Pythopolis gegeben, den dabey flieſſenden Fluß aber, dem Jünglinge zu Ehren, Soloon genannt, und die Brüder deſſelben, nebſt dem Hermus, einem Patricier von Athen, als Regenten zurück gelaſſen, nach welchem die Einwohner dieſer Stadt dieſelbe Hermuoekian, Hermushaus, genannt hätten, ſie ſprächen aber unrecht die zweyte Sylbe lang aus, und gäben da-

durch dem Gotte Mercur die Ehre, die dem Helden Hermus gehörte. *)

Dieſe Umſtände gaben den Grund zu dem Amazonenkriege, welcher kein geringer leichter Weiberkrieg geweſen iſt. Denn ſie würden ihr Lager nicht in der Stadt haben aufſchlagen können, noch bey den Plätzen Pnyx und Muſeum ein Gefecht gehalten haben, wenn ſie nicht das Land eingenommen, und tapfer in die Stadt gerückt wären. Daß ſie aber, wie Hellanikus erzehlt, über die gefrorne cimmeriſche Meerenge hergekommen seyn ſollen, iſt ſchwer zu glauben. Hingegen, daß ſie in der Stadt ſelbſt ſich gelagert haben, beweiſen noch itzt die Namen gewiſſer Oerter, und die Grabmäler der gebliebenen.

Anfänglich hatten beyde Heere lange gezaudert, ehe ſie den Angrif thaten. Endlich grif Theſeus an, nachdem er, einem gewiſſen Orakel zu Folge, vorher der Furcht geopfert hatte. Die Schlacht fiel im Monate October vor, an eben dem Tage, an welchem die Athenienſer das Feſt Boedromia feyern. Klidemus, welcher die allergenaueſte Nachricht von dieſer Schlacht geben will, erzehlt, der linke Flügel der Amazonen hätte ſich bis an den Ort hin erſtreckt, der itzt Amazoneum heißt, der rechte Flügel von der Seite von Chryſa her bis an den Ort, der Pnyx heißt; und die Athenienſer hätten dieſen rechten Flügel der Amazonen von

*) Die Pythopolitaner ſprachen unrecht ἑρμȢ͂ οἶκον, das Haus des Mercurs, anſtatt ἕρμȢ οἶκον, das Haus des Hermus.

Muſeum her angegriffen, die Erſchlagnen lågen in den Gråbern bey der Straſſe, die zu dem Thore bey Chalkedons Tempel, welches itzt das Piråiſche Thor heißt, hinführt. Durch dieſes Thor ſind die Athenienſer bis an den Tempel der Furien von den weiblichen Helden getrieben worden. Aber ſie fielen von den Oertern Palladium, Andettus und Lyceum her, dieſen rechten Flügel der Amazonen von neuen an, und trieben ſie, mit vielem Verluſte, bis in ihr Lager zurůck.

Im vierten Monate ſoll, durch Vermittelung der Hippolyta, ein Waffenſtillſtand ſeyn geſchloſſen worden, denn Klidemus nennt die Geliebte des Theſeus Hippolyta, und nicht Antiope. Andere erzehlen, dieſes Mådchen wåre an der Seite Theſeus fechtend von der Molpadia mit einem Pfeile erſchoſſen worden, und die Såule, die bey dem Tempel der Olympiſchen Erde *) ſteht, ſey ihr zu Ehren errichtet worden. Es iſt nicht zu verwundern, daß von ſo alten Begebenheiten die Geſchichtsnachrichten ſo ungewiß ſind.

Einige erzehlen, daß die verwundeten Amazonen von der Antiope insgeheim nach Chalcis geſandt, und wohl verpflegt worden wåren, und verſchiedene wåren an dem Orte, der itzt Amazoneum heißt, begraben worden. Daß aber dieſer Krieg durch einen gewiſſen Friedensvergleich geendigt worden, beweiſt ſowohl der Name des Platzes

*) Die Olympiſche Erde iſt ſo viel als die himmliſche Erde, welcher dieſer Tempel gewidmet war.

bey dem Tempel des Theſeus, welcher Horkomoſium (Eydvergleichsſtätte) genennet wird, als auch das Feſt, welches in den ältern Zeiten, kurz vor dem Feſte des Theſeus, den Amazonen zu Ehren gefeyert wurde. Auch die Megaräer zeigen ein bey ihnen den Amazonen errichtetes Denkmal, gerade über vom Markte, wenn man vom Rhomboides auf den Ort hingehen will, welcher Rhun heißt. Es ſollen auch einige in der Gegend bey Chäronea geblieben, und bey dem Bache begraben worden ſeyn, welcher ehedem Thermodon hieß, itzt Hämon genannt wird, wovon in dem Leben des Demoſthenes Erwähnung geſchieht. Wahrſcheinlicher Weiſe ſind die Amazonen auch nicht ohne Verluſt durch Theſſalien gekommen; denn man zeiget noch Gräber von ihnen bey Skotuſſäa und bey Kynoskephalä.

Das iſt das merkwürdigſte von dieſem Amazonenkriege. Denn das iſt offenbar eine Erdichtung, was der Verfaſſer der Theſeis erzehlt, daß nemlich die Amazonen einen Aufſtand erregt, indem Antiope dem Theſeus, weil er die Phädra geheirathet, nach dem Leben getrachtet, die Amazonen mit ihr zugleich Rache geſucht, und Herkules ſie alle umgebracht habe. Nach dem Tode der Antiope vermählte ſich Theſeus mit der Phädra, und hatte von der Antiope den Hippolytus, oder wie ihn Pindar nennt, Demophoon. Was aber das Unglück betrift, welches er mit dieſem ſeinem Sohne und ſeiner Gemahlin Phädra gehabt haben ſoll, ſo muß man, weil die Geſchichtſchreiber den Trau-

erſpieldichtern nicht widerſprechen, alles ſo annehmen, wie es die Dichter erzehlen. *)

Das gemeine Gerücht erzehlt noch von verſchiednen andern Heirathen des Theſeus, die man nicht auf die Bühne gebracht hat, und welche einen eben ſo unanſtändigen Anfang als ſchlechtes Ende gehabt haben. So ſoll er eine gewiſſe Anaxo aus Troezene entführt, und nach den Ermordungen des Sinnis und Kerkyons deren beyde Töchter mit Gewalt zu ſeinem Willen gezwungen, **) ingleichen auch die Periböa, des Ajax Mutter, und eine gewiſſe Phereböa, und des Iphikles Tochter Jope, geheirathet haben. Auch beſchuldigt man ihn, daß er die Ariadne, aus Liebe zur Aegle, des Panopeus Tochter, auf eine unedle Art verſtoſſen habe, wovon ſchon vorher gedacht worden iſt. Vor allen andern aber ſoll der Raub der Helena, wie bald weiter erzehlt werden wird, die

*) Die Trauerſpiele des Euripides und des Racine, welche die Geſchichte der Phädra und des Hippolytus, welcher von ſeiner Stiefmutter ſo äuſſerſt geliebt wurde, enthalten, ſind zu bekannt, um hier erzehlt zu werden. S. auch den Pauſanias in der Beſchreibung von Corinth S. 186.

**) Von der Tochter des Sinnis, welchen Theſeus umbrachte, hat Plutarch ſchon oben erzehlt, und zwar ſo, daß gar keine Gewaltthätigkeit des Theſeus ſtatt fand, indem das Mädchen aus freyen Willen aus dem Schilfe hervor kam, und ſich dem Theſeus in die Arme warf.

Urſache zu einem groſſen Kriege in Attika, und der Grund ſeiner Flucht und ſeines Verderbens geweſen ſeyn.

Es war die Gewohnheit der damaligen Zeiten, daß die Helden ſich in Gefechten hervorthaten. Herodor bemerkt, daß Theſeus an keinem andern von dergleichen Heldengefechten Antheil genommen, als bey der Schlacht zwiſchen den Lapithen und Centauren. Hingegen erzehlen andre Geſchichtſchreiber, daß er bey der Schiffahrt des Jaſon nach Kolchis, um das goldene Vließ zu erobern, geweſen, daß er mit dem Meleager den Kaledoniſchen Eber beſieget, daher das Sprichwort gekommen wäre, Nichts ohne Theſeus; und daß er viele herrliche Kämpfe ohne Beyhülfe gehalten, und dadurch den Namen des zweyten Herkules bekommen habe. Er war es auch, welcher es mit dem Adraſt ausmachte, daß die Begrabungen der bey Kadmea gebliebenen verſtattet wurden, nicht wie Euripides in ſeinem Trauerſpiele gedichtet hat, durch einen Sieg über die Thebaner, ſondern durch einen errichteten Waffenſtillſtand. Dieß erzehlen die meiſten Geſchichtſchreiber, und Philochorus ſetzt noch hinzu, daß dieß der erſte Waffenſtillſtand geweſen ſey, der wegen Begrabung der Todten ſey geſchloßen worden. Daß aber Herkules der erſte geweſen ſey, welcher ſeinen Feinden ihre Todten wieder gab, iſt ſchon aus dem Leben des Herkules bekannt. *) Es werden

*) Es folgt daraus nicht, daß Plutarch auch eine Lebensbeſchreibung des Herkules verfer=

auch noch die Gräber der gemeinen Soldaten zu Eleuthera, und der Anführer ihrer bey Eleuſis gezeigt, welche Grabſtätten Theſeus dem Adraſt verwilligt hatte. Indeſſen widerſprechen ſich das Trauerſpiel des Euripides, welches den Namen, die Flehenden, *) führt, und das Trauerſpiel des Aeſchylus, die Eleuſinier, in welchen letztern Theſeus eben das von ſich ſelbſt erzehlt, was wir hier erzehlt haben. **)

Was die Freundſchaft, welche Theſeus mit dem Pirithous errichtete, betrifft, ſo ſoll ſie auf folgende Weiſe entſtanden ſeyn. Theſeus ſtand wegen ſeiner Stärke und Tapferkeit in groſſem Rufe. Pirithous wollte ſie gern ſelbſt durch eine Probe kennen lernen, und trieb des Theſeus Ochſen aus Marathon weg. Als er hörte, daß ihn Theſeus mit gewaffneten Leuten verfolgte, kehrte er zurück, und gieng ihm entgegen. Indem einer den andern erblickt, bewundert jeder des andern Geſtalt, und erſtaunt über die Kühnheit. Das Gefecht wird nicht angefangen. Pirithous reicht dem Theſeus zuerſt ſeine Hand, und verlangt, daß dieſer ſelbſt Richter über den Ochſenraub ſeyn ſoll; er verſpricht, ſich

tigt habe, ſondern er bezieht ſich überhaupt nur auf das Leben des Herkules, wie Reiske ſchon ſehr wohl erinnert hat.

*) ἱκετιδες. Supplices.

**) Ich folge der Lesart eines alten Auslegers, τὰ ἀυτά λεγων. In den meiſten Editionen, ſelbſt der Reiskiſchen, ſteht ταῦτα λεγων.

jeder Strafe zu unterwerfen. Theſeus erläßt alle Strafe, und fordert den Pirithous zur Freundſchaft und Streithülfe auf. Dieſe Freundſchaft wurde feyerlich beſchworen.

Nach einiger Zeit heirathete Pirithous die Deidamea, und bat den Theſeus, mit ihm das Land zu beſehen, und mit den Lapithen Bekanntſchaft zu machen. Bey einem Gaſtmahle waren auch die Centauren zugegen. Dieſe wurden frech, und vergiengen ſich, da ſie vom Weine erhitzt wurden, auch an den Frauen, worüber die Lapithen zur Rache eilten, und einige von den Centauren todt ſchlugen, die andern in einem ordentlichen Gefechte überwanden, und zum Lande hinaus trieben, wobey Theſeus ihnen tapfer beyſtand.

Herodor erzehlt die Sache auf andre Art, und behauptet, der Krieg ſey ſchon angegangen geweſen, als Theſeus den Lapithen zu Hülfe gekommen wäre. Hier habe er den Herkules zum erſtenmale geſehen, welcher ſich, nach ſeinen vollendeten Zügen und Arbeiten, ruhig zu Trachinia aufgehalten habe. Die Zuſammenkunft dieſer beyden Helden ſoll voller Ehrenbezeugungen und beyderſeitigen Freundſchaftserwiederungen geweſen ſeyn. Allein diejenigen verdienen wohl mehr Glauben, welche erzehlen, daß beyde einander öfters geſprochen haben, und daß Herkules durch des Theſeus Vermittelung in die Myſterien der Ceres eingeweihet worden ſey, vorher aber, wegen einiger unbedachtſamen Handlungen, ſich haben reinigen müſſen.

Schon war Theſeus funfzig Jahr alt, wie

Hellanikus erzehlt, als er die Helena, die noch nicht mannbar war, entführte. Daher auch verſchiedene, um ſein gröſtes Verbrechen zu entſchuldigen, behaupten, er ſelbſt habe die Helena nicht entführt, ſondern ſie von dem Idas und Lynx, die ſie geraubt hätten, in Verwahrung bekommen, und ſie ihren beyden Brüdern, dem Caſtor und Pollux, auf ihr Anſuchen, nicht wieder gegeben: oder Tyndareus ſelbſt habe ihm die Helena, aus Beſorgniß für den Enarsphorus, des Hippokoons Sohne, welcher ſie noch als Kind hätte entführen wollen, in Verwahrung gegeben. Das wahrſcheinlichſte, und wofür die meiſten Zeugniſſe ſtimmen, iſt folgendes.

Theſeus und Pirithous giengen beyde nach Sparta, raubten die junge Helena, welche eben in dem Tempel der Diana Orthia tanzte, und entflohen mit ihr. Da diejenigen, welche ihnen nachgeſchickt wurden, nicht weiter als bis Tegea ſie verfolgten, ſo kamen ſie bald in Sicherheit, giengen durch Peloponnes, und machten miteinander aus, daß das Loos den Beſitz der Helena entſcheiden ſollte, daß aber der eine dem andern auch zu einer Frau ſollte behülflich ſeyn.

Das Loos theilte dem Theſeus die Helena zu. Er brachte ſie nach Aphidnä, weil ſie noch nicht mannbar war, übergab ſie der Sorgfalt ſeiner Mutter und der Verwahrung ſeines Freundes, Aphidnus, und befahl, alles geheim zu halten. Er ſelbſt aber gieng mit dem Pirithous, um ihm den verſprochenen Dienſt zu leiſten, nach Epirus, die

Tochter des Aidoneus, eines Königs der Moloſſer, entführen zu helfen. Dieſer König hatte ſeiner Gemahlin den Namen Perſephone, ſeiner Tochter den Namen Kore, und ſeinem Hunde den Namen Cerberus gegeben. Mit dieſem Hunde mußten diejenigen kämpfen, welche ſeine Tochter heirathen wollten, und er verſprach ſie dem Sieger zur Frau. Da er aber hörte, daß Pirithous nicht als ein Freyer ſeiner Tochter, ſondern ſie zu entführen gekommen wäre, ließ er ihn gefangen nehmen, und von dem Hunde tödten, den Theſeus aber ins Gefängniß werfen.

Indeſſen fieng zu Athen, wie man erzehlt, Meneſtheus, ein Sohn des Peteus, ein Enkel des Orneus, und ein Urenkel des Erechtheus, zuerſt an, ſich bey dem Volke beliebt zu machen, und ſich Gunſt zu erwerben. Die Vornehmern wiegelte er deſto leichter auf, da ſie ſchon längſt auf den Theſeus unwillig waren, und glaubten, er habe die Herrſchaft der Patricier in den Gemeinheiten ihnen dadurch geraubt, daß er ſie alle in eine Stadt zuſammengebracht habe, und ſich ihrer nun als Knechte bediene. Das gemeine Volk brachte er dadurch auf, daß er ihnen ſagte, wie ſie nur einen Schatten der Freyheit hätten, in der That aber ihres Vaterlandes und ihrer Religionsgebräuche beraubt wären, und anſtatt vieler guten und einheimiſchen Könige einem einzigen Herrſcher, der noch dazu ein Fremdling ſey, gehorchen müßten.

Indem Meneſtheus dieſes unternahm, gab der Krieg, der durch den Einfall des Caſtor und Pol-

lux in das Attiſche Gebiet, entſtand, der Empörung ein ſtarkes Gewicht. Einige erzehlen, ſie wären auf des Meneſtheus Anſtiften gekommen. Anfänglich übten ſie keine Gewaltthätigkeiten aus, ſondern verlangten bloß ihre Schweſter, die Helena, wieder. Da man ihnen aber zu Athen antwortete, daß man ſie weder hätte, noch wüßte, wo ſie wäre, ſo fiengen Caſtor und Pollux den Krieg an. Ein gewiſſer Akademus, der es auf irgend eine Art erfahren hatte, verrieth ihnen endlich den verborgenen Aufenthalt der Helena zu Aphidnä. Er erhielt nicht allein ſo lange er lebte vom Caſtor und Pollux ſehr groſſe Ehrenbezeugungen, ſondern, wenn die Lacedämonier, bey ihren nachherigen öftern Einfällen ins Attiſche Gebiet, auch alles verwüſteten, ſo ſchonten ſie doch immer den von Akademus her genannten Platz Akademia. Allein Dikäarch erzehlt, daß zwey Arkadier, Echedemus und Marathus, in der Begleitung des Caſtor und Pollux bey dieſem Kriege geweſen wären; von dem einen hätte der Platz, der itzt Akademia heißt, den Namen Echedemia anfänglich erhalten, von dem andern, welcher, einem gewiſſen Orakel zu Folge, ſich freywillig vor der Schlacht aufgeopfert, hätte der Marathoniſche Gau den Namen bekommen.

Caſtor und Pollux giengen nach Aphidnä, und nahmen den Ort mit Sturm ein. Hier ſoll Alykus, des Skiron Sohn, welcher auf der Seite des Caſtor und Pollux fochte, geblieben ſeyn, und von ihm ein gewiſſer Platz des Megariſchen Gaues,

wo er begraben, Alikon genannt worden ſeyn. Hereas meldet, Alykus ſey ſelbſt vom Theſeus, bey Aphidnä, erſchlagen worden, und beruft ſich auf dieſe zwey Verſe:

Alykus fochte im wohlgebauten Aphidnä, der ſchönen
Helena wegen, ihn ſchlug des Theſeus mächtige Rechte.

Es iſt aber höchſt unwahrſcheinlich, daß Theſeus ſelbſt zugegen geweſen, als ſeine Mutter gefangen, und Aphidnä eingenommen worden.

Nach der Eroberung von Aphidnä war alles zu Athen in Furcht. Aber Meneſtheus brachte die Einwohner dahin, daß ſie den Caſtor und Pollux freundſchaftlich in die Stadt lieſſen, als ſolche, die nur mit dem Theſeus, welcher Gewaltthätigkeit begangen, Krieg führten, gegen die andern Menſchen aber Beſchützer und Wohlthäter wären. Ihr Betragen beſtättigte es. Denn ſie verlangten, da alles in ihrer Gewalt war, nichts weiter, als daß ſie in die Myſterien der Ceres eingeweiht würden, weil ſie eben ſo nahe als Herkules mit der Stadt Athen verwandt wären. Man verwilligte es ihnen, nachdem ſie Aphidnus adoptirt hatte, wie vordem Pylius den Herkules. Sie erhielten göttergleiche Ehre: man gab ihnen den Ehrennamen Anakes (Könige,) entweder wegen des getroffenen Waffenſtillſtandes, oder wegen der Sorgfalt, mit welcher ſie jedermann für Beleidigung ſchützten, obgleich ein ſtarkes Heer in

der

der Stadt lag. Denn man ſagt im Griechiſchen ἀνακῶς ἔχειν (ſich königlich betragen) von denen Perſonen, welche etwas in ihrer Beſchützung erhalten, und daher nennt man wahrſcheinlicher Weiſe die Könige ἄνακας. Einige behaupten, Caſtor und Pollux hätten deswegen dieſen Namen bekommen, weil ſie unter die Sterne verſetzt wären. Denn die Athenienſer ſagen anſtatt ἄνω, hinauf, ἀνέκας, und anſtatt ἄνωθεν, von oben herab, ſagen ſie, ἀνέκαθεν.

Aethra, des Theſeus Mutter, ſoll, einigen Nachrichten zu Folge, als eine Gefangene nach Lacedämon gebracht worden, und von da mit Helenen nach Troja gekommen ſeyn. Man beruft ſich auf den Vers des Homers: *)

Klymene mit den ſchönen Augen und Aethra Pittheis.

Andere halten dieſen Vers für untergeſchoben, und verwerfen die ganze Geſchichte, welche vom Munitus **) erzehlt wird, welchen Laodice im geheimen Umgange mit dem Demophoon zu Troja geboren, und Aethra auferzogen haben ſoll. Eine ganz beſondre und von den andern verſchiedene

*) Iliad. lib. 3. verſ. 145.

**) Ich leſe Μενίτε anſtatt der gewöhnlichen Lesart Μενύχε, wie Dacier, und beſonders Meziriac in ſeinen Anmerkungen über Ovids Briefe S. 127 erinnert haben. Auch ſoll, dieſem zu Folge, nicht Demophoon, ſondern Akamas, deſſen Bruder, der Vater des Munitus geweſen ſeyn.

Nachricht von der Aethra liefert Iſter im dreyzehnten Buch der Attiſchen Geſchichte. Er erzehlt, daß nach den Behauptungen einiger Schriftſteller, Alexander, der in Theſſalien Paris hieß, in einem bey dem Fluſſe Sperchius vorgefallenem Treffen vom Achill und Patroklus wäre umgebracht worden, Hektor aber habe die Stadt Trözene eingenommen und geplündert, und die Aethra gefangen hinweg geführt. Allein dieß iſt ſehr ungereimt.

Aidoneus, der König der Moloſſer, kam, als Herkules eine Zeitlang ſich bey ihm aufhielt, in ſeinen Geſprächen von ungefähr auf den Theſeus und Pirithous, und erzehlte, in welcher Abſicht ſie zu ihm gekommen wären, und wie ſie für ihre Frechheit wären beſtraft worden. Herkules bedauerte den ſo ſchimpflich umgekommenen, und den, der noch umkommen ſollte. Wegen des Pirithous hielt er nicht für gut, weiter Vorwürfe zu machen: aber um die Befreyung des Theſeus bat er, als um eine Gnade. Aidoneus geſtand die Bitte zu. So kam Theſeus los, und gieng nach Athen, wo ſeine Freunde noch nicht gänzlich überwältigt worden waren. Er weyhete alle Tempel, die ihm die Stadt vordem zu Ehren errichtet hatte, viere ausgenommen, dem Herkules, und nannte ſie, anſtatt Theſea, Herkulea, wie Philochorus erzehlt.

Da er aber ſogleich wieder, nach voriger Art, herrſchen, und das Haupt der Regierung ſeyn wollte, ſo gerieth er in Unruhe und Empörungen.

Er fand, daß diejenigen, welche ihn ſchon vorher gehaßt hatten, auch noch dazu die Furcht für ihn verloren hatten, und daß das Volk allerley Unordnung triebe, und, anſtatt ſtillſchweigend zu gehorchen, mit Schmeicheleyen behandelt ſeyn wollte. Er verſuchte Gewalt zu gebrauchen: aber die Empörung des Volks unterdrückte ihn. Endlich, ganz hoffnungslos, ſchickte er ſeine Söhne zum Elephenor, einem Sohne des Chalkodons, in Euböa, er ſelbſt aber gieng nach Gargettus, welcher Ort itzt Araterium heißt, verwünſchte dort feyerlich die Athenienſer, und ſchifte alsdenn nach Skyros, wo er viel Freunde zu finden glaubte, und auch auf dieſer Inſel väterliche Güter beſaß. Damals herrſchte Lykomedes über Skyros. Theſeus bat ſich ſeine Güter von ihm aus, auf welchen er wohnen wollte; einige melden, er habe vom Lykomedes Hülfe wieder die Athenienſer geſucht. Lykomedes, entweder weil er ſich für einen ſo groſſen Helden fürchtete, oder weil er dem Meneſtheus einen Gefallen erzeigen wollte, führte ihn auf einen Felſen, von welchem er ihm ſeine Güter zeigen wollte, und ſtürzte ihn von da herab zu Tode. Einige erzählen, Theſeus ſey von ſelbſt von dieſem Felſen herabgeſtürzt, da er, ſeiner Gewohnheit gemäß, nach Tiſche ſpatzieren gegangen, und ſich an etwas geſtoſſen habe.

Gleich anfänglich bekümmerte ſich kein Menſch um ſeinen Tod. Meneſtheus regierte zu Athen, und des Theſeus Söhne führten bey dem Elephenor, ein Privatleben, und begleiteten ihn in den

Trojaniſchen Krieg. Da aber Meneſtheus in dieſem Kriege umkam, nahmen ſie bey ihrer Rückkunft das Attiſche Reich wieder in Beſitz. In der Folge der Zeit bewegten viele Urſachen die Athenienſer, den Theſeus als einen Halbgott zu verehren, beſonders, da viele von denen, welche im Marathoniſchen Felde gegen die Meder fochten, die Geſtalt des Theſeus in Waffen vor ſich her gegen die Feinde ſtreitend wollten geſehen haben.

Nach dem Mediſchen Kriege, da Phädon Archon war, *) befahl die Prieſterin Pythia durch ein Orakel den Athenienſen, die Gebeine des Theſeus zu ſammeln, und ſie in einem ehrenvollen Grabmale zu bewahren. Es war aber ſchwer, die Gebeine zu bekommen, und auch nur ſein Grab zu finden, da die Einwohner von Skyros wilde, unumgängliche Barbaren waren. Aber Cimon, welcher dieſe Inſel einnahm, wie in ſeinem Leben erzehlt worden iſt, gab ſich viel Mühe, des Theſeus Grab zu finden, und da ein Adler, wie man erzehlt, auf einem gewiſſen Hügel mit ſeinem Schnabel hackte, und mit den Krallen aufſcharrte, ſo hielt er dieß für ein göttliches Geſchick, und ließ aufgraben. Man fand den Sarg eines großen Körpers; dabey lag ein eiſerner Spieß und ein Schwerdt. Cimon brachte dieſe Reliquien zu Schiffe nach Athen, und die Einwohner empfien-

*) Der Regierung von Athen vorſtand. Die Archontenſchaft wurde nach des Königs Kodrus Tode errichtet, und dauerte in den ſpätern Zeiten nur ein Jahr.

gen ſie mit den freudigſten Feyerlichkeiten und Opfern, ſo, als wenn Theſeus ſelbſt wieder nach Athen zurück käme. Er liegt mitten in der Stadt, nahe bey dem itzigen Gymnaſium. Dieſer Ort iſt eine Freyſtatt für die Sklaven und alle Elende, die für die Mächtigen Schutz ſuchen: Theſeus ſtellt ihren Schutzgeiſt und Helfer vor, der das Gebet der Unterdrückten gnädig annimmt.

Das größte Feſt zu Ehren des Theſeus wird am achten November gefeyert, an welchem Tage er mit den Jünglingen aus Creta zurück gekommen iſt. Aber auch jeder achte Tag der andern Monathe iſt ihm geheiligt, entweder weil er am achten Auguſt das erſtemal von Trözene zurück kam, wie Diodor Periegetes berichtet, oder weil dieſe Tageszahl ſich für ihn, den vorgegebenen Sohn des Neptuns, am beſten zu ſchicken ſchien: denn jeder achte Monathstag iſt dem Neptun geweyht. Denn die Achte iſt die erſte Kubiczahl von den gleichen Zahlen, und die erſte gedoppelte Quadratzahl, und zeigt die Sicherheit und Unveränderlichkeit der Macht des Gottes Neptuns an, welchen wir Aſphalios und Gäochus, Sicherheitsgott und Erdhalter nennen.

Romulus.

Von wem und aus welcher Urſache die Stadt Rom ihren groſſen und in der ganzen Welt berühmten Namen erhalten habe, darüber ſind die Geſchichtſchreiber nicht einig. Einige behaupten, die Pelasger hätten, nachdem ſie den gröſsten Theil der Welt durchwandert, ſich dort niedergelaſſen, und die Stadt von ihrer kriegeriſchen Stärke her ſo genannt. Andre erzählen, nach der Eroberung von Troja wären einige Flüchtlinge zu Schife gegangen und von dem Winde an Tyrrhenien angetrieben worden, wo ſie bey der Tyber Anker geworfen. Ihre Frauen wären ſchon ganz abgemattet, und der Seereiſen überdrüßig, von einer unter ihnen, mit Namen Roma, welche eben ſo ſehr am Verſtande als am Geſchlechte einen beſondern Vorzug gehabt, bewogen worden, die Schiffe zu verbrennen. Anfänglich wären ihre Männer über dieſe That ſehr unwillig geworden, aus Noth hätten ſie ſich hernach Wohnplätze auf Pallantium *) gemacht, und da ſie bald darauf

*) Pallantium war eine Art von Flecken oder Dorf auf dem hernach ſogenannten Palatiniſchen Berge, welches ſeinen Namen entweder von den ſo genannten Aborigenibus, oder von einer Colonie Arkadier, zum Andenken ihrer Vaterſtadt in Arkadien, erhalten hat.

über alle ihre Hoffnung glücklich geweſen, theils wegen der Güte des Landes, theils wegen der nachbarlichen Freundſchaft der Neben-Einwohner, ſo hätten ſie der Roma viel Ehre erzeigt, und die Stadt auch nach ihr, als der Urheberin derſelben, genannt. Daher ſoll auch die Gewohnheit gekommen ſeyn, daß die Weiber ihre Männer und Anverwandten mit einem Kuſſe bewillkommen; weil nämlich jene Weiber, die die Schife verbrannten, mit Küſſen ihren Männern ſchmeichelten, und dadurch den Zorn zu beſänftigen und ihre Vergebung zu erbitten ſuchten.

Andere behaupten, Roma, die Tochter des Italus und der Leukaria, oder, wie andere wollen, die Tochter des Telephus, die Enkelin des Herkules, welche mit dem Aeneas, oder, andern zu Folge, mit dem Aſkan, des Aeneas Sohne, vermählt worden *), habe der Stadt Rom ihren Namen gegeben. Noch andre behaupten, Romus, **) ein Sohn des Ulyſſes und der Circe,

*) Ich leſe ὁι δ᾽ Ἀσκανία anſtatt ὁι δ᾽ Ἀσκανίου, nach einer ſchon angegebenen glücklichen Conjectur. Denn anfänglich führt Plutarch die ſtreitigen Meynungen an, weſſen Tochter die Roma geweſen ſey, die den Aeneas geheirathet habe, nun fährt er fort, auch die ſtreitige Meynung auszuführen, daß ſie, einigen zu Folge, nicht des Aeneas, ſondern des Aſkans Gemahlin geweſen ſey. Dieſe Lesart macht den Sinn der Periode deutlich, und die Schreibart des Plutarchs ordentlich und genau.

**) So muß anſtatt Romanus geleſen werden, wie ſchon Dacier hinlänglich gezeigt hat.

habe die Stadt erbauet. Wieder andre erzehlen, Romus, ein König der Lateiner, ſey der Stifter der Stadt geworden, nachdem er die Tyrrhenier vertrieben hatte, die aus Theſſalien nach Lydien, und aus Lydien nach Italien gekommen waren. Selbſt diejenigen, die mit den ſtärkſten Gründen den Romulus für den halten, der der Stadt ſeinen Namen gab, ſind in Abſicht ſeiner Herkunft nicht einerley Meynung. Einige geben ihn für den Sohn des Aeneas und der Dexithea, der Tochter des Phorbas, aus, und er ſoll als ein klein Kind mit ſeinem Bruder Romus nach Italien gekommen ſeyn. Die andern Fahrzeuge ſollen, wegen des angelaufenen Stromes, untergegangen, dasjenige aber, in welchem dieſe beyden Kinder waren, an ein ſanftes Ufer ganz gelinde angetrieben worden, und auf dieſe Art beyde, wider alles Vermuthen, erhalten worden ſeyn, daher der Ort den Namen Roma bekommen habe. Einige ſagen, Roma, die Tochter jener Trojanerin, der Dexithea, die Gemahlin des Latinus, des Sohnes des Telemachs, ſey die Mutter des Romulus geweſen: andere, die Aemilia, die Tochter des Aeneas und der Lavinia, habe ihn mit dem Mars erzeugt.

Es giebt auch eine ganz fabelhafte Erzehlung von ſeiner Geburt. Tarchetius, ein grauſamer, ungerechter König der Albaner, hatte eine göttliche Erſcheinung. Es kam aus ſeinem Hausaltare ein männliches Glied hervor, und blieb viele Tage

ſtehen. Die Tethys *) in Tyrrhenien ertheilte darüber das Orakel, man ſollte ein Mädchen zu dieſer Erſcheinung hinzulaſſen, und dieſe würde einen Sohn gebären, welcher an Ruhm, Tapferkeit und Glück es allen Menſchen zuvor thun würde. Tarchetius befahl einer ſeiner Töchter, dem Orakel gemäß, zu jener Erſcheinung ſich zu begeben: aber die königliche Tochter ſchickte, aus Geringſchätzung, eine Magd dahin. Da es Tarchetius erfuhr, ließ er, im höchſten Unwillen, beyde ins Gefängniß werfen, um ſie umzubringen. Allein die Göttin Veſta erſchien ihm im Traume, und verbot ihm die Ermordung. Nun befahl er den gefangenen Jungfrauen ein Gewebe zu wirken, nach deſſen Vollendung ſie verheirathet werden ſollten. Was ſie aber den Tag über wirkten, wurde, auf Befehl des Tarchetius, des Nachts wieder aufgetrennt. Die Magd gebar Zwillinge, welche Tarchetius einem gewiſſen Teratius gab, mit Befehl, ſie umzubringen. Dieſer ſetzte ſie nahe bey dem Tyberfluſſe weg. Da kam eine Wölfin herzugelaufen,

*) Wahrſcheinlich iſt dieſe Lesart falſch. Es gab kein Orakel der Tethys; man muß Themis anſtatt Tethys ſetzen. Es gab ein Orakel der Themis in Italien, welche eben die iſt, die die Römer Carmenta nannten, die Mutter Evanders. Da aber die ganze Erzehlung ſo fabelhaft iſt, ſo kann der Geſchichtſchreiber Promathion ſelbſt die Namen der Tethys und der Themis verwechſelt haben, ſo wie man auch in der Geſchichte der Albaner von keinem Könige, der Tarchetius geheiſſen, etwas weiß.

welche ſie ſäugte, und allerley Vögel brachten ihnen Nahrung, und ſteckten ſie ihnen in den Mund, bis es ein Hirte mit Verwunderung wahrnahm, und es wagte, hinzugehen, und die Kinder erzog. Auf ſolche Art errettet und auferzogen, überfielen ſie den Tarchetius, und brachten ihn um. Dieß iſt die Erzehlung eines gewiſſen Promathions, welcher eine Italieniſche Geſchichte geſchrieben hat.

Diejenige Erzehlung, welche die mehreſte Glaubwürdigkeit und auch die meiſten Zeugniſſe hat, iſt, in Abſicht der vornehmſten Umſtände, zuerſt unter den Griechen vom Diokles aus Pepareth bekannt gemacht worden, und ihr iſt auch in den meiſten Stücken Fabius Pictor gefolgt. Es giebt auch hierinnen Widerſprüche, ich will aber alles in die Kürze faſſen.

Unter den Königen zu Alba, den Nachkommen des Aeneas, kam die Erbfolge auf zwey Brüder, Numitor und Amulius. Amulius theilte die ganze Verlaſſenſchaft in zwey Theile, davon der eine das Reich, der andre das Geld, und das aus Troja mitgebrachte Gold enthielt. Numitor wählte das Reich. Da aber Amulius durch das Geld mehr vermochte als Numitor ſelbſt, ſo entriß er ihm mit leichter Mühe das Reich. Aber die Furcht, daß des Numitors Tochter Kinder bekommen möchte, bewog ihn, ſie zur Prieſterin der Veſta zu machen, in welcher Würde ſie unverheyrathet und immer Jungfrau bleiben mußte. Einige nennen ſie Ilia, andre Rhea, andre Silvia. Kurze Zeit darauf fand man, daß ſie ſchwanger war, dem

heiligen Geſetze der Veſtaliſchen Jungfrauen zuwider. Die äuſſerſte Strafe wurde ihr, auf Fürbitte der königlichen Tochter, Antho, erlaſſen: aber ſie wurde dennoch ins Gefängniß geſetzt, und niemand zu ihr gelaſſen, damit ſie nicht, ohne daß es Amulius erführe, gebähren könnte. Sie gebahr zwey Knaben von vortrefflicher Bildung und Gröſſe. Darüber wurde Amulius noch mehr in Furcht geſetzt, und befahl einem ſeiner Bedienten, ſie bey Seite zu ſchaffen. Einige nennen dieſen Bedienten Fauſtulus, andere nennen den ſo, der die Kinder nachher erzog. Der Bediente legte die Kinder in ein flaches Behältniß, und gieng an die Tyber, um ſie da hinein zu werfen. Er ſah, daß der Strom angeſchwollen war und ſich heftig ergoß, und traute ſich nicht, nahe zu gehen, ſondern ſetzte das Behältniß, worinnen die Kinder lagen, nahe ans Ufer, und gieng weg. Der überflieſſende Strom nahm das Behältniß mit ſich fort, und trieb es ganz ſanfte in eine bewachſene Gegend, die itzt Kermanum heißt, vormals aber wohl Germanum geheiſſen hat, weil die Lateiner die leiblichen Brüder Germanos nennen. *)

*) Wenn die Lesart richtig iſt, wie man daran nicht zweifeln kann, ſo hat ſich Plutarch hier geirrt. Der Name Germanus iſt viel ſpäter als hier angegeben wird, und der Buchſtabe K älter als G. Selbſt Plutarch bemerkt in ſeinen Queſtion. Roman. p. 495. daß ſich die Römer oder Lateiner erſt ſpät des Buchſtabens G bedient hätten (im Jahr nach Erbauung Roms 230.)

Nahe dabey ſtand ein Feigenbaum, den man Rominalius nennt, entweder des Romulus wegen, wie viele behaupten, oder weil das Vieh in der Mittagshitze dort im Schatten liegt und wiederkäut, (ruminatur) oder wahrſcheinlicher Weiſe, weil da die Kinder Romulus und Remus ſind geſäugt worden: denn die Alten nannten die Bruſt Ruma, und eine gewiſſe Göttin, die die Fürſorge für die Nahrung der kleinen Kinder hat, Rumilia, und opfern ihr nicht Wein, ſondern bloß Milch. Hieher nun ſoll eine Wölfin gekommen, und die da liegenden Kinder geſäugt haben, und ein Specht ſoll ihnen Nahrung gebracht und ſie bewacht haben. Der Specht, der ein dem Kriegsgotte Mars geheiligter Vogel iſt, wird von den Lateinern vorzüglich geehrt: daher die Mutter dieſer Kinder deſto eher Glauben fand, da ſie behauptete, daß ſie vom Mars ſey geſchwängert worden, obgleich verſchiedene ſagen, daß ſie dabey ſey betrogen worden, indem Amulius ſelbſt bewafnet zu ihr gekommen ſey, und ſie ihrer Jungfrauſchaft beraubt habe. Es kann auch, wie einige ſagen, der Name der Säugamme durch ſeine Zweydeutigkeit Gelegenheit zu den fabelhaften Erzehlungen gegeben haben. Denn Lupa heißt bey den Lateinern ſowohl eine Wölfin als eine Hure; und eine ſolche Perſon ſoll Acca Laurentia, die Frau des Fauſtulus, der die Kinder erzog, geweſen ſeyn. Die Römer opfern ihr, und im Monate April wird ihr zu Ehren ein Feſt gehalten,

an welchem der Prieſter des Mars ihr ein feyerliches Opfer darbringt.

Es wird auch noch eine andre Laurentia verehrt, wegen folgender Umſtände. Der Küſter bey dem Tempel des Herkules ſchlug dem Gotte vor, zum Zeitvertreibe Würfel zu ſpielen, mit dem Bedinge, daß, wenn er gewönne, er von dem Gotte ein gutes Geſchenk erhielte, wenn aber der Gott gewönne, ſo wollte er demſelben ein ſchönes Gaſtmahl anſtellen, und ein hübſches Mädchen ihm zum Schlaffengehen verſchaffen. Er warf zuerſt für den Gott, hernach für ſich, und verſpielte. Seiner Verbindlichkeit gemäß, bereitete er dem Gotte ein Gaſtmahl, und miethete die ſchöne Laurentia, die damals noch nicht berüchtigt war, die mit dem Gotte im Tempel ſpeiſte, und nach dem Eſſen mit dem Gotte allein im Tempel blieb. Dem Gerüchte nach, lag der Gott wirklich bey ihr, und befahl ihr, früh Morgens auf den Markt zu gehen, den erſten, der ihr begegnen würde, zu küſſen, und deſſen Liebe ſich zu erwerben. Es begegnete ihr ein Mann aus der Stadt, der ſchon bey Jahren aber reich war, und bisher ohne Weib und Kinder gelebt hatte, mit Namen Tarrhutius. Dieſer Mann heirathete die Laurentia, und hinterließ ſie nach ſeinem Tode als die Erbin ſeines groſſen und ſchönen Vermögens, wovon ſie hernach das meiſte dem Volke vermachte. Das Gerücht ſagt, daß ſie, als ſie ſchon den Ruhm einer beſondern Götterfreundin gehabt, an eben dem Orte verſchwunden ſey, an welchem die erſtere

Laurentia begraben liegt. Der Ort heißt itzt Velabrum, weil bey dem öftern Austreten des Tyberfluſſes die Fahrt auf den Kähnen nach dem Markte über dieſen Platz geht, denn dergleichen Fahrt heißt im Lateiniſchen Velatura. *) Andere behaupten, der Name ſey daher entſtanden, weil von dieſem Orte, Velabrum, an, der Weg über den Markt bis auf die groſſe Rennbahn bey feſtlichen Schauſpielen mit Segeltüchern belegt würde; und die Römer nennen ein Segeltuch Velum. **)

Fauſtulus, der Hirt des Amulius, zog die Kinder, den Romulus und Remus, ganz insgeheim auf, oder, wie andre mit mehr Wahrſcheinlichkeit erzehlen, mit Vorbewußt des Numitors, der auch den Ernährern der Kinder heimlich den nöthigen Unterhalt verſchafte, und die Kinder nach Gabii ſchickte, wo ſie die ihrem vornehmen Stande nöthigen Kenntniſſe erlernten. Sie ſollen die Namen Romulus und Remus daher bekommen haben, weil man ſie an einer Wölfin habe ſaugen geſehen. Ihr groſſer und ſchöner Wuchs und ih-

*) Velatura von vehendo, quaſi vehelatura; Daher auch Velabrum, qſ. vehelabrum, wie Varro im 4. Buche de lingua latina anzeigt. Dieſe Fahrt geſchahe durch dazu beſtimmte Leute für einen gewiſſen Lohn.

**) Dieſe Ausbreitung der Tücher über den Weg geſchah nur bey heiſſem Wetter zur Pracht. S. Plin. H. N. Libr. XIX. Cap. I. Dieß ſind die Urſachen, warum die zweyte Laurentia von den Römern verehrt wird.

re edle Geſtalt zeigte ſchon in ihren frühen Jahren ihr Naturell an. Als ſie heranwuchſen, waren zwar beyde muthig und tapfer, bey den Gefahren beherzt, und überhaupt von unwandelbarer Kühnheit; Romulus aber ſchien doch ſeinen Bruder an Verſtand und Weltklugheit zu übertreffen, und zeigte immer in den Streitigkeiten, die mit den Nachbarn wegen der Viehweide und der Jagd entſtanden, eine hohe Idee von ſich ſelbſt, und daß er mehr zum Befehlen als zum Gehorchen geboren wäre. Beyde waren gegen ihres gleichen oder geringere ſehr freundlich, gegen die königlichen Aufſeher und Verwalter aber bewieſen ſie ſich ſtolz, und achteten weder Drohung noch Zorn. Ihre Beſchäftigung und Lebensart war ſo, wie ſie ſich für freygeborne Menſchen ſchickt: Unthätigkeit und Faulheit hielten ſie für niederträchtig: Fechtübungen, Jagd, Wettlaufen war ihr Vergnügen: ſie griffen die Straſſenräuber an, ſie nahmen die Diebe gefangen, ſie halfen den Unterdrückten wider Gewaltthätigkeit. So gelangten ſie zu einem weitausgebreiteten Ruhme.

Als zwiſchen den Hirten des Amulius und Numitors über Wegtreibung des Viehes einmal Streitigkeit entſtand, ſo griffen ſie die Hirten des Numitors an, und verjagten ſie, und machten gute Beute. Der Unwille des Numitors darüber bekümmerte ſie nicht. Sie brachten eine Menge von armen Leuten und von Knechten zuſammen, und legten auf dieſe Art den Grund zu aufrühreriſchen Gedanken.

Romulus, welcher ſehr den Opfern und Wahrſagungen ergeben war, hielt ſich einſtmals eben bey einem Opfer auf, als des Numitors Hirten auf den Remus ſtieſſen, welcher wenig Begleitung bey ſich hatte. Es entſtand ein blutiger Streit, in welchem des Numitors Parthey ſiegte, und den Remus gefangen bekam. Er wurde vor dem Numitor ſelbſt gebracht und verklagt, aber Numitor, der ſich für ſeinen harten Bruder fürchtete, beſtrafte ihn nicht ſelbſt, ſondern gieng zu ſeinem Bruder hin, und bat um Gerechtigkeit, da er, als der Bruder des Königs, von Leuten, die unter des Königs Befehlen ſtünden, beleidigt worden wäre. Da die Einwohner von Alba das Verfahren gegen den Numitor öffentlich für ungerecht erklärten, und darüber unruhig wurden, ſo übergab Amulius dem Numitor den Remus, um ihn ſelbſt nach Gefallen zu beſtrafen.

Wie Numitor zu Hauſe den Remus betrachtet, geräth er über die Geſtalt des Jünglings, die an Stärke und Gröſſe ſo vorzüglich war, in Verwunderung. Er findet in ſeinem Geſichte etwas kühnes, und den Blick einer unerſchrockenen Seele, die ſich bey den gegenwärtigen Umſtänden nicht fürchtete. Er hört ihn Sachen erzehlen, die mit der äuſſern Geſtalt ſehr übereinkamen, und beſonders, was er ſchon für Thaten, wahrſcheinlicher Weiſe unter der Hülfe eines Gottes, ausgeführt habe. Er geräth durch ein ſcharfſinniges Nachdenken auf die Vermuthung deſſen, was wirklich wahr war, und fragt ihn in einem freundli-

chen Geſpräche mit Sanftmuth, wer er eigentlich wäre, und was er von ſeiner Geburt wiſſe?

Remus antwortete mit Dreiſtigkeit: „Ich will dir nichts verhelen: denn du ſcheinſt königlicher zu denken als Amulius. Du hörſt erſt und unterſuchſt, ehe du ſtrafſt, aber jener verurtheilt unverhörter Sache. Bisher wiſſen wir nur, daß wir der Bedienten des Königs, des Fauſtulus und der Laurentia, Kinder ſind. Wir ſind Zwillinge. Nachdem wir aber bey dir angeklagt und verläumdet worden ſind, ſo hören wir wunderbare Sachen von uns ſelbſt. Ob ſie wahr ſind, wird bey der gegenwärtigen Gefahr ſich zeigen. Man ſagt, unſre Geburt ſey ein Geheimniß, unſre Ernährung und ſogar unſre Säugung ſoll ſehr ſeltſam geweſen ſeyn. Vögel und Thiere, denen wir ausgeſetzt waren, ſollen uns ernährt, eine Wölfin geſäugt, und ein Specht gefüttert haben, indem wir in einem flachen Behältniſſe an die Tyber gelegt waren. Dieſes Behältniß ſoll noch bis itzt aufbewahrt da ſeyn, und mit eiſernen Blechen umfaßt ſeyn, mit einer darauf ſchon faſt erloſchnen Inſchrift, um vielleicht unſern Eltern nach unſerm Tode zu einer unnützen Erinnerung zu dienen.“

Dieſe Erzählung und die Vergleichung derſelben mit dem Alter, das man aus dem Geſichte muthmaſſen konnte, gab den Numitor eine angenehme Hofnung. Er dachte auf Mittel, wie er heimlich zu ſeiner Tochter kommen, und mit ihr

über dieſe Dinge ſprechen konnte. Sie wurde noch immer ſcharf bewacht.

Indeſſen hörte Fauſtulus, daß Remus gefangen, und dem Numitor übergeben ſey. Er bat den Romulus, ſeinen Bruder zu helfen, und entdeckte ihm die Umſtände ſeiner Geburt aufrichtig, von welcher er vorher nur immer ſo viel auf eine dunkle Art angedeutet hatte, als nöthig geweſen war, die beyden Brüder in einem edlen Gefühle von ſich ſelbſt zu erhalten. Er ſelbſt aber eilte, voll Furcht wegen der gegenwärtigen Umſtände, mit dem flachen Behältniſſe der Kinder zum Numitor. Als er an das Thor kam, machte er ſich bey der königlichen Wache verdächtig, indem er auf ihre Fragen erſchrack, und man entdeckte das Gefäß unter ſeinem Rocke. Es war eben unter den Wachſoldaten einer dabey, welcher mit zu der Ausſetzung befehligt worden, und dabey geweſen war. Dieſer erkannte das Gefäß an der Geſtalt, und der Inſchrift, gerieth auf Verdacht, und entdeckte die Sache dem Könige. Fauſtulus kam in Unterſuchung. Er blieb bey ſeinen groſſen Gefahren nicht ganz ſtandhaft, doch wurde er auch nicht völlig überwältigt. Er geſtand, daß die Kinder noch lebten, aber weit von Alba entfernt das Vieh hüteten. Er habe das Gefäß zur Ilia tragen wollen, welche ſo oft gewünſcht, daſſelbe zu ſehen, um ſich wegen ihrer Kinder zu tröſten.

Amulius betrug ſich dabey, wie gewöhnlich diejenigen thun, die in der Beſtürzung mit Furcht und Zorn handeln. Er ſchickte einen Mann, der

ſonſt rechtſchaffen, aber des Numitor Freund war, eiligſt zu demſelben, um ihn auszuforſchen, ob er einige Nachricht von der Erhaltung der Kinder bekommen hätte. Als dieſer Mann ankam, fand er eben den Remus in den zärtlichſten Umarmungen des Numitors. Er ſtärkte beyde in ihren Hofnungen, und ermunterte ſie, ſchleunig etwas zu unternehmen. Er verband ſich mit ihnen und half ihnen; und es war wirklich nicht mehr Zeit zu zaudern, wenn ſie auch gewollt hätten. Romulus war ſchon nahe bey der Stadt, und es waren ſchon viele Einwohner aus Haß und Furcht gegen den Amulius zu ihm herausgegangen. Er brachte auch ſelbſt eine gute Anzahl Volks mit, welches er in Centurien abgetheilt hatte. Jede hatte ihren Anführer, der eine erhobne Stange, an welcher ein Bündel Gras und Sträucher angeheftet war, trug. Die Lateiner nennen dergleichen Bündel Manipulos. Daher kommt der noch itzt gewöhnliche Name der Manipularen beym Kriegsvolke.

Remus brachte innerhalb der Stadt ſich eine Parthey zuwege, indem zu gleicher Zeit Romulus die Stadt von auſſen angrif, und der König that für Verwirrung und Angſt nichts, und konnte auch kein Rettungsmittel finden. Er wurde gefangen genommen und umgebracht. So erzählen Fabius und Diokles von Pepareth, (der zuerſt eine Nachricht von der Erbauung Roms ſcheint geſchrieben zu haben,) in den meiſten Stücken dieſe Geſchichte, welche verſchiedenen andern zur

fabelhaft und theatraliſch vorkommt: man darf aber nicht daran zweifeln, wenn man bedenkt, was für Dinge das Glück bewirken kann, und wenn man auf der Römer Thaten ſieht, und ihre ſo große Macht betrachtet, welche ohne einer Art von göttlicher Fügung und ohne etwas groſſem und wunderbaren nicht ſo hoch würde geſtiegen ſeyn.

Nachdem Amulius ermordet, und die Ruhe wieder hergeſtellt war, wollten Romulus und Remus zu Alba nicht wohnen, ohne zu herrſchen, und wollten auch da nicht herrſchen, ſo lange ihr Großvater lebte. Sie übergaben alſo demſelben die Regierung, und ihrer Mutter die gebührende Ehre, entſchloſſen ſich aber, für ſich allein eine Stadt an dem Orte zu erbauen, wo ſie waren zuerſt ernährt worden. Dieß iſt die beſte unter allen Urſachen, die man anzugeben pflegt. Es war aber vielleicht auch nöthig, weil ſie, da ſich ſo viele ſchlechte Leute und Flüchtlinge bey ihnen verſammelt hatten, entweder, wenn dieſe ſich zerſtreuten, ihren ganzen Herrſchaftsplan aufgeben, oder mit dieſen Leuten zuſammen wohnen mußten. Und wie ſehr die Einwohner von Alba dieſen aufrühreriſchen Haufen verachteten, und ſich mit ihnen durchaus nicht vereinigen noch ſie in ihre Bürgerſchaft aufnehmen wollten, zeigte ſich bey dem Raube der Mädchen, welcher gar nicht aus wilder Frechheit ſondern aus Nothwendigkeit geſchah, weil ſie ſonſt keine Weiber bekommen konnten.

Denn ſie erzeugten ihren geraubten Weibern die äuſſerſte Ehre.

Sobald nur der erſte Grund zur neuen Stadt gelegt war, errichteten ſie eine heilige Freyſtätte für alle Flüchtlinge, welche ſie den Freyplatz des Gottes Aſyläus nannten. Hier nahmen ſie jeden auf, und gaben weder den Herrn ihre Knechte wieder, noch die Schuldner den Gläubigern, noch den Obrigkeiten die Mörder. Sie behaupteten, daß ſie, einem Orakel zu Folge, für jedermann eine Freyſtätte errichtet hätten. Auf dieſe Art wurde die Stadt geſchwind bevölkert: die Anzahl der erſten Häuſer der Stadt belief ſich aber, wie einige erzehlen, nicht über tauſend. Doch davon nachher.

Da die Menge ſich verſammelt hatte, um eine Stadt für ſich zu bauen, ſo entſtand gleich ein Streit über den Ort. Romulus erbaute das ſo genannte viereckigte Rom auf dem Palatiniſchen Berge, und wollte, daß dieſes die ordentliche Stadt ſeyn ſollte: Remus hingegen hatte einen ſichern Platz auf dem Aventiniſchen Berge erwählt, welcher von ihm den Namen Remonium bekam, und itzt Rignarium genannt wird. *) Man be-

*) Daviſius in ſeinen Noten zu des Cicero Büchern de diuinat. behauptet, man müſſe Remorium leſen. Dacier fand in einem Mſct. Remoria. S. auch den Feſtus unter dem Worte Remurinus. Es war kein Ort in Rom, der Rignarium hieß, wohl aber einer der Remorium hieß, und das Wort Rignarium im Texte des Plutarchs iſt ohnſtreitig corrumpirt.

ſchloß, den Streit durch eine Vorbedeutung der Vögel auszumachen, und beyde ſetzten ſich an entfernte Orte, da denn dem Remus ſechs, den Romulus aber zwölf Geyer ſollen erſchienen ſeyn. Einige behaupten, Remus habe die Geyer wirklich geſehn, Romulus aber es nur vorgegeben, und da Remus zu ihm gekommen ſey, ſo wären dem Romulus erſt die zwölf Geyer erſchienen, daher die Römer noch bis itzt die Geyer für die vorzüglichſten unter den Vögeln halten, wenn ſie Vögelvorbedeutungen anſtellen. Herodor von Pontus erzählt, auch Herkules habe ſich beſonders gefreuet, wenn er bey irgend einer ſeiner Unternehmungen einen Geyer erblickt hätte. Denn er iſt das unſchädlichſte Thier, und thut weder der Saat, noch den Pflanzen, noch dem Vieh Schaden. Er nährt ſich bloß von todten Körpern, tödtet aber und beſchädigt nichts Lebendiges, auch frißt er, wegen des verwandten Geſchlechts, keine todte Vögel, da hingegen die Adler, die Nachteulen und Habichte auch Vögel ihres Geſchlechts anfallen und umbringen, und, wie Aeſchylus ſagt, kein Vogel, der andre frißt, rein iſt. Die andern Vögel fliegen, ſo zu ſagen, immer vor unſern Augen herum; aber ein Geyer iſt eine ſeltne Erſcheinung, und junge Geyer ſieht man faſt gar nicht. Daher einige die ſonderbare Muthmaſſung gehabt haben, daß ſie ſelten und zu keiner gewiſſen Zeit aus fremden Ländern in das unſrige kämen, dergleichen nun die Wahrſager für etwas halten, das

nicht natürlicher Weiſe und von ſich ſelbſt, ſondern durch die Schickung eines Gottes erſchiene.

Da Remus den Betrug merkte, den ihm Romulus ſpielte, wurde er aufgebracht, und da Romulus einen Graben machen ließ, mit welchem er die Mauer umſchlieſſen wollte, ſo ſpottete er theils über das Werk, theils legte er allerley Hinderniſſe in den Weg. Endlich ſprang er gar ſpottweiſe über den Graben hinweg, und wurde dabey entweder vom Romulus ſelbſt, oder, wie andre ſagen, von deſſen Freunde, Celer, todt geſchlagen. Dabey kamen Fauſtulus und Pliſtinus um, welcher ein Bruder des Fauſtulus geweſen, und den Romulus ſoll haben mit erziehen helfen. Celer entwich nach Hetrurien. Von ihm her nennen die Römer die ſchnellen und geſchwinden, Celeres; und Quintus Metellus bekam in der Folge den Beynamen Celer, weil man die Geſchwindigkeit bewunderte, mit welcher er in wenigen Tagen ſeinem verſtorbenen Vater zu Ehren ein Fechterſchauſpiel anzuſtellen wußte.

Romulus ließ den Remus und ſeine Pflegeltern zu Remonia begraben, und fuhr in der Erbauung der Stadt fort. Er ließ aus Hetrurien einige kommen, welche die heiligen Ceremonien, die bey einer Einweihung gebräuchlich waren, lehren mußten. Um den Platz, der itzt Comitium heißt, wurde ringsum ein Graben gezogen, und in denſelben die Erſtlinge von allem, was nach dem Ge-

ſetze als gut*), nach der Natur als nothwendig zum Unterhalte gehört, hereingelegt, und ein jeder warf eine Handvoll Erde aus dem Orte, wo er hergekommen war, herein, und vermiſchte es unter einander. Man nannte dieſen Graben mit dem Namen des Weltgebäudes, Mundus. Hierauf zog man, wie aus einem Mittelpunkte, eine runde Linie um die Stadt. Der Erbauer ſelbſt band an einen Pflug ein eiſernes Pflugſchar, ſpannte einen Ochſen und eine Kuh daran, und zog um die gezeichnete Linie eine tiefe Furche **). Die andern folgten ihm nach, und warfen die auf die Seite fallende Erde inwendig über die Linie her, ſo daß nichts auſſerhalb der Linie liegen blieb. Auf ſolche Art wurde die Mauer abgezeichnet, und der Raum dabey Pomörium genannt, d. i. was hinter der Mauer liegt. Wo ein Thor ſeyn ſollte, da nahmen ſie das Pflugſchar ab, und richteten den Pflug in die Höhe, und lieſſen alſo einen Zwiſchenraum. Deswegen wird die ganze Mauer für heilig gehalten, aber nicht die Thore. Denn wenn man

*) Es war alſo ein Unterſchied zwiſchen den durch das Geſetz erlaubten und unerlaubten Speiſen, von welchen beyden die natürlich nothwendigen z. E. Brodt, wieder verſchieden waren. Es war bey den alten noch uncultivirten Nationen nothwendig, einen Unterſchied zwiſchen erlaubten und unerlaubten Speiſen zu machen, um die Geſundheit zu erhalten. Faſt alle weiſe Anführer und Geſetzgeber thaten dieſes.

**) Vergl. Ovid. Faſt. Libr. IV. verſ. 825. u. ff.

die Thore für heilig halten wollte, ſo würde es manchen wider das Gewiſſen ſeyn, die unreinen und doch nothwendigen Sachen dadurch aus- und einzuführen.

Daß dieſer erſter Grund der Erbauung Roms am 21. April gelegt ſey, darüber ſind alle einſtimmig, und dieſen Tag feyern auch die Römer als das Geburtsfeſt ihrer Stadt. Im Anfange opferten ſie nichts Lebendiges, ſondern glaubten, das Geburtsfeſt ihres Vaterlandes müſſe rein und ohne Blutvergieſſen begangen werden. Sie hatten aber auch ſchon vor Erbauung Roms an eben dieſem Tage ein Hirtenfeſt, welches Palilia hieß *). Anitzt haben die Römiſchen Monate mit den Griechiſchen keine Uebereinſtimmung, aber man behauptet, daß der Tag, an dem Romulus ſeine Stadt erbauet, gerade der dreyßigſte des Griechiſchen Monaths Elaphebolica geweſen ſeyn ſoll, und an eben dieſem Tage, im dritten Jahre der ſechſten Olympiade, ſoll eine Sonnenfinſterniß geweſen ſeyn **), welche auch der Tejiſche Dichter Antimachus bemerkt hat. Aber zu den Zeiten des Varro, welcher eine vorzügliche Kenntniß der Römiſchen Ge-

*) S. die Beſchreibung dieſes Feſtes beym Ovid, im IV. B Faſtor. und beym Propert. Libr. IV. Eleg. 1. et 4.

**) Die ältern Ausleger und Ueberſetzer haben die Worte des Textes σύνοδον ἐκλειπτικὴν σελήνης πρὸς ἥλιον für die Beſchreibung einer Mondfinſterniß gehalten, und alſo überſetzt, aber Dacier hat hinlänglich bewieſen, daß es eine Sonnenfinſterniß geweſen ſeyn muß.

ſchichte hatte, lebte ein gewiſſer Tarrhutius, ein Philoſoph und Mathematiker, welcher auch das Nativitätſtellen bloß aus Wiſſensbegierde trieb, und darinnen einen Ruf erlangt hatte. Dieſem gab Varro auf, den Tag und die Stunde der Geburt des Romulus aus den Thaten und Begebenheiten deſſelben nach der Weiſe zu finden, nach welcher geometriſche Aufgaben aufgelöſt würden; denn es müßte einerley Kunſt ſeyn, aus der Geburtsſtunde eines Menſchen die Begebenheiten deſſelben vorherzuſagen, oder aus deſſen Lebensbegebenheiten ſeine Geburtszeit herauszubringen. Tarrhutius unternahm es. Er verglich die Begebenheiten und Thaten dieſes Mannes mit der Länge ſeines Lebens und der Art ſeines Todes, und verſicherte zuverſichtlich, die Empfängniß des Romulus fiele in das erſte Jahr der zweyten Olympiade, auf den drey und zwanzigſten Tag des Aegyptiſchen Monaths Choeack, in die dritte Stunde, als eben eine totale Sonnenfinſterniß geweſen ſey: die Geburt des Romulus fiele auf den ein und zwanzigſten Tag des Monaths Thot, um Sonnenaufgang: der Anfang der Erbauung Roms ſey am neunten Tage des Monaths Pharmuthi geſchehen, zwiſchen der zweyten und dritten Stunde *). Da man glaubt, daß das Schickſal der

*) Es iſt zu bemerken, daß dieſe Nativitätſtellung der Stadt Rom und des Romulus genau mit der wirklichen Zeit der Erbauung Roms, der Geburt des Romulus u. ſ. w. übereinkomme, ſo fabelhaft auch die Sache ſelbſt iſt. Der Aegyptiſche Monath Choeak

Städte, ſo wie der Menſchen, eine gewiſſe Beſtimmung habe, welche aus der Vergleichung der Zeit des Urſprungs mit der Conſtellation erſehen werden könne; ſo werden vielleicht dieſe Erzehlungen nicht ſo ſehr fremd und überflüßig ſcheinen, als vielmehr durch das ſeltſame die Leſer unterhalten.

Nach Erbauung der Stadt theilte Romulus die junge Mannſchaft in gewiſſe Kriegshaufen ein, deren jeder dreytauſend Fußgänger und dreyhundert Reuter hatte, und den Namen Legion bekam, weil es die Auswahl der ſtreitbaren Mannſchaft war. Die andere Mannſchaft machte die Bürgerſchaft aus, und bekam den Namen Populus. Hundert von den Vornehmſten machte Romulus zu Rathsherrn, nannte ſie Patricier, und ihre ganze Geſellſchaft hieß Senatus: denn das Wort Senatus zeigt eine Geſellſchaft von Alten an. Der Name der Patricier ſoll aber, einigen zu Folge, daher kommen, weil ſie alle eheliche Kinder haben mußten, oder vielmehr, weil ſie ihre Väter mit Ehren angeben konnten, welches nicht viele von den erſten Einwohnern Roms thun konnten. Oder der Name kommt auch vom Worte Patrocinium ſelbſt her, denn ſo heißt der Beyſtand, und das Wort ſoll nach einiger Meynung, ſeinen Urſprung von einem gewiſſen Manne, Patron, her haben, welcher mit dem Evander nach Italien kam, und der Schwächern ihr Schutz und

war unſer December, Thoth unſer September, Pharmuthi der April.

Helfer war. Am wahrſcheinlichſten iſt es, daß Romulus dieſen Namen ſelbſt erfunden, und die Vornehmſten und Angeſehenſten ſo genannt habe, indem er ſie ermahnt, daß ſie mit väterlicher Achtſamkeit und Fürſorge der Geringern Beſtes zu beobachten hätten, und zugleich den andern zeigte, daß ſie ſich weder fürchten noch den Vornehmern ihre Ehre beneiden dürften, ſondern ſie als ihre Väter betrachten, und ſo ſie nennen und achten ſollen. Denn noch bis itzt nennen die Auswärtigen die Römiſchen Senatoren Fürſten, *) aber die Römer ſelbſt nennen ſie nur Patres conſcriptos; Väter und Beyſitzer; Namen, welche viel Ehre und Würde haben, aber dem Neide nicht ſo ſehr unterworfen ſind. Im Anfange hieſſen ſie nur Patres, Väter; als in der Folge aber ihre Anzahl vermehrt wurde, hieſſen ſie Patres conſcripti: **) durch ſolch eine ehrenvolle Benennung alſo wurde der Rath zu Rom von der Bürgerſchaft unterſchieden.

Ein andrer Unterſchied zwiſchen den Vornehmen und Geringen beſtand darinnen, daß jene Patronen, Beyſtände, dieſe aber Clienten, Schutzgenoſſene, hieſſen. Durch dieſes Verhältniß entſtand eine bewundernswürdige wechſelſeitige Neigung zwiſchen beyden, und der Grund verſchiede-

*) ἡγεμόνας.

**) Eigentlich Patres et conſcripti: das letztere Wort conſcripti bezeichnet die neuern hinzugekommenen Senatoren, daher man es durchaus nicht verſammelte Väter überſetzen darf.

ner Pflichten. Die Patronen waren gegen ihre Clienten die Ausleger der Geſetze, und ihre Advocaten vor den Gerichten; ſie waren in allen Dingen ihre Rathgeber und Fürſorger: die Clienten erzeigten ihren Patronen nicht bloß Ehre, ſondern halfen auch ihnen, wenn ſie nicht vermögend waren, ihre Töchter auszuſtatten, und ihre Schulden zu bezahlen. Weder irgend ein Geſetz noch eine Obrigkeit durfte den Clienten nöthigen wider den Patron, noch dieſen, wider jenen, einen Zeugen abzugeben. In den folgenden Zeiten blieben die andern Verbindlichkeiten; aber daß die Vornehmern von den Geringern Geld annehmen ſollten, hielt man für unanſtändig und ſchimpflich. So viel hiervon.

Im vierten Monathe nach der Erbauung der Stadt geſchahe, nach der Erzehlung des Fabius, der Weiberraub. Einige berichten, Romulus habe ſelbſt zuerſt gegen die Sabiner Feindſeligkeiten angefangen, weil er von Natur kriegeriſch geſinnt und durch einige Orakel überzeugt worden ſey, daß Rom durch Kriege glücklich und mächtig werden ſolle. Er habe auch nicht viele, ſondern nur dreyßig Jungfrauen geraubt, mehr des Krieges als der Verheirathungen wegen. Allein dieß iſt nicht wahrſcheinlich. Sondern, da Romulus ſahe, daß die Stadt zwar ſehr geſchwind mit Einwohnern war erfüllt worden, die wenigſten aber Weiber hatten, und die meiſten ein Zuſammenfluß von armen und ſchlechten Leuten waren, welche jedermann verachtete, und die auch nicht lan-

ge beyſammen bleiben würden: ſo gerieth er auf die Hofnung, daß das Unrecht, was er den Sabinern zufügen würde, der Anfang einer Verbindung und Freundſchaft mit dieſem Volke seyn würde, wenn die geraubten Weiber nur erſt beſänftigt wären. Er führte alſo ſein Werk auf folgende Art aus.

Zuerſt ließ er das Gerücht ausſtreuen, er hätte den Altar eines Gottes unter der Erde vergraben gefunden. Den Gott nannte man Conſus, entweder weil er der Gott des Rathgebens ſeyn ſollte, denn Conſilium heißt noch itzt bey den Römern der Rath, ſo wie die Vorſteher der Rathsverſamlung Conſules, d. i. Rathgeber, oder weil der Neptunus Equeſtris dadurch ausgedrückt werden ſollte; denn der Altar, der auf dem groſſen Rennplatze ſteht, iſt die ganze Zeit über bedeckt, auſſer bey den Circenſiſchen Spielen, da er aufgedeckt wird. Und man behauptet, daß der Altar dieſes Gottes mit Recht immer verborgen ſey, weil die Rathſchläge verſchwiegen und verborgen gehalten werden müßten. Wegen der Entdeckung dieſes Altars nun ſtellte er ein herrliches Opfer auf demſelben an, und ladete allgemein zu einem groſſen Wettkampfe und zu Schauſpielen ein. Es erſchienen ſehr viele Menſchen. Romulus ſelbſt nahm, in einem Purpurmantel gekleidet, mit den Vornehmſten den Vorſitz. Das Zeichen zum Angrif auf die Weiber war, wenn er aufſtehen, den Mantel zuſammen falten und wieder umnehmen würde. Viele hatten ſich mit Degen verſehen, und

gaben genau auf ihn Acht. Sobald das Zeichen gegeben wurde, zogen ſie ihre Degen, ſtürzten auf die Sabinermädchen, und raubten ſie. Die Sabinermänner entflohen, und wurden nicht verfolgt. Es ſollen, nach einiger Bericht, nur dreyßig Mädchen geraubt worden ſeyn, und davon die Curien oder Gemeinheiten zu Rom ihre Namen bekommen haben: Valerius Antias giebt fünfhundert und ſieben und zwanzig an: Juba aber ſechshundert und drey und achtzig.

Die vornehmſte Entſchuldigung für den Romulus war, daß keine Ehefrau, auſſer der einzigen Herſilia, und auch dieſe noch aus Unwiſſenheit, geraubt worden war, und daß dieſe Gewaltthätigkeit überhaupt weder aus Frechheit noch aus Bosheit unternommen worden war, ſondern in der Abſicht, beyde Völker durch die genaueſte Verbindung zu vereinigen. Die Herſilia heirathete Hoſtilius, einer von den vornehmſten Römern. Einige erzehlen, Romulus habe ſie ſelbſt geheirathet, und mit ihr Kinder gezeugt, eine Tochter, der Erſtgeburt nach, Prima, genannt, und einen einzigen Sohn, welcher den Namen Aollius, von dem Zuſammenlaufe der Bürger, den er veranlaßt hatte, erhielt. In der Folge nannte man ihn Abillius. Dieſes iſt die Nachricht des Zenodot von Trözene, die aber vielen Widerſpruch findet.

Unter den geraubten Mädchen ſoll eines von beſondrer Schönheit geweſen ſeyn, welches einige geringe Menſchen wegführten. Einige von den Vornehmern kommen ihnen entgegen, und wollen

ſie ihnen wegnehmen, die Führer aber ſchreyen, ſie brächten das Mädchen zum Talaßius. Dieſer Mann war zwar nicht von altem Geſchlecht, aber von gutem Rufe und Anſehn. Sobald man den Namen Talaßius hörte, wünſchte man Glück und klatſchte in die Hände; einige giengen aus Freundſchaft für den Talaßius mit, und riefen ſeinen Namen mit Freudengeſchrey aus. Daher ſoll es kommen, daß die Römer noch bis itzt bey ihren Hochzeiten den Talaßius beſingen, ſo wie die Griechen den Hymenäus. Denn Talaßius ſoll mit ſeiner Frau eine ſehr glückliche Ehe geführt haben. Hingegen Sextus Sylla, aus Carthago gebürtig, ein Mann, den Muſen und Grazien liebten, hat mir geſagt, daß Romulus dieſes Wort zum Zeichen des Angrifs gemacht hätte, und, weil alle, welche Mädchen entführten, den Namen Talaßius ausgerufen, ſo wäre dieſe Gewohnheit bey den Hochzeiten eingeführt worden. Die mehrſten aber behaupten, unter welchen auch Juba iſt, daß dieſes Wort eine Ermunterung zum Hausfleiß und zur Talaſia, d. i. Wollſpinnen, ſey: weil damals die griechiſchen Wörter noch nicht durch Italieniſche verderbt waren. Wenn dieſes wahr iſt, und die Römer damals das Wort Talaſia ſo wie die Griechen gebrauchten, ſo könnte man einen wahrſcheinlichern Grund angeben. Denn als die Sabiner, nach geendigtem Kriege mit den Römern Friede ſchloſſen, ſo wurde, in Abſicht der Weiber, ausgemacht, daß ſie zu keiner andern Arbeit als zum Wollſpinnen von ihren Männern

soll=

ſollten beſtimmt werden. Nun blieb in der Folge bey den Hochzeiten die Mode, daß die, welche die Braut ausſtatteten, oder zur Hochzeit führten, oder überhaupt gegenwärtig waren, *) das Wort Talaßius aus Scherz ausriefen, zum Beweiſe, daß die künftige Frau zu keiner andern Arbeit als zum Wollſpinnen verbunden ſey. So iſt auch dieſe Gewohnheit geblieben, daß die Braut ſelbſt nicht über die Schwelle ins Haus ſchreitet, ſondern hereingetragen wird, weil die geraubten Jungfrauen auch in die Häuſer mit Gewalt getragen worden. Einige ſagen, daß daher auch die Haare der Braut mit der Spitze eines Spieſſes pflegen von einander getheilt zu werden, weil es eine ſymboliſche Erinnerung der erſten Hochzeiten ſeyn ſollte, welche mit Streit und Krieg angefangen worden; worüber wir weitläuftig in unſrer Schrift, die den Titel führt, Römiſche Fragen, gehandelt haben. Dieſer itzt beſchriebene Weiberraub geſchah am achtzehnten Tage des Monaths Sextilis, welcher itzt Auguſtus heißt, an welchem die Römer das Feſt Conſualia feyern.

Die Sabiner waren ein großes und kriegeriſches Volk, und wohnten in Städten ohne Mauern, indem ſie vorgaben, daß ſie, als eine Colonie der Lacedämonier, eine Tapferkeit ohne alle Furcht beſitzen müßten. Da ſie aber itzt durch große

*) Die Braut wurde des Abends nach der Wohnung des Bräutigams geführt, und von Mädchen mit einem Spinnrocken, Spindel und Garn begleitet.

Pfänder verpflichtet waren, indem ſie ſich wegen ihrer Töchter fürchteten, ſchickten ſie Geſandten an den Romulus mit billigen und ſehr gemäßigten Bedingungen. Sie verlangten ihre Mädchen wieder zurück, und wegen der geſchehenen Gewaltthätigkeit Genugthuung, dann wollten ſie unter beyden Völkern geſetzmäßige und gehörige Freundſchaft halten. Romulus aber wollte die Mädchen nicht wieder zurückgeben, ſondern verlangte, daß die Sabiner dieſe Verbindungen genehm halten möchten. Die andern Sabiniſchen Völker brachten mit Rathſchlagen und Zurüſten lange Zeit zu. Akron aber, der König der Cäcinenſer, ein muthiger und kriegeriſcher Mann, welcher ſchon längſt die erſten Unternehmungen des Romulus beneidete, und den geſchehnen Weiberraub für gleich fürchterlich für alle Völker und für ſtrafwürdig hielt, brach zuerſt zum Krieg auf.

Er gieng mit einem ſtarken Heere auf den Romulus los: Romulus eben ſo auf ihn. Als ſie einander im Geſichte ſtanden, und einander perſönlich betrachtet hatten, foderten ſie ſich zu einem Zweykampf heraus, wobey beyde Heere ruhig ſeyn ſollten. Romulus that ein Gelübde, daß er, wenn er Sieger würde, ſelbſt die Waffen des Königs dem Jupiter zum Dankgeſchenke in ſeinem Tempel darbringen wollte. Er überwand den Akron, tödtete ihn, ſchlug ſein Kriegsheer, nahm die Stadt ein. Diejenigen, die in der Stadt zurückgeblieben waren, beleidigte er nicht, aber ſie mußten ihre Häuſer niederreiſſen, und nach Rom

ziehen, wo ſie gleiche Rechte mit den ſchon vorhandnen Bürgern bekamen. Nichts hat mehr zur Vergröſſerung Roms beygetragen, als die Gewohnheit, allemal die überwundnen Völker mit der Stadt zu vereinigen.

Romulus, um ſein Gelübde dem Jupiter angenehm zu machen, und ſeinen Bürgern ein großes Schauſpiel zu geben, ließ eine hohe Eiche, welche im Lager ſtand, abhauen, und ſie zu einer Art von Siegeszeichen zurecht machen, und hieng die Waffen des Akrons der Reihe nach daran. Er ſelbſt legte ſein Purpurkleid an, ſetzte einen Lorbeerkranz auf ſein herunterhängendes Haar, und trug das Siegeszeichen aufrecht an der rechten Schulter vor ſeiner Armee her, welche bewafnet ihm nachfolgte, und ein von ihm ſelbſt angeſtimmtes Triumphslied nachſang. Die Bürgerſchaft empfieng ihn mit Bewunderung und Frohlocken. Die Feyerlichkeit dieſes Triumphes iſt der Grund der nachher ſo gewöhnlichen Triumphe zu Rom geworden. Das Siegeszeichen wurde das heilige Geſchenk des Jupiters Feretrius genannt. Denn ferire heißt bey den Römern ſchlagen, und Romulus hatte die Götter angefleht, daß er ſeinen Feind ſchlagen möchte. Varro berichtet, daß dieſe Beute ſpolia opima genannt worden ſey, reiche Beute, weil die Römer den Reichthum auch opem nennen. Mir ſcheint der Name wahrſcheinlicher von der That ſelbſt herzukommen, denn opus heißt das Werk, die That; und nur demjenigen Feldherrn, welcher den feindlichen

Feldherrn mit eigener Hand tödtet, iſt es erlaubt, die ſo genannten ſpolia opima zu weihen. Dieſe Ehre iſt nur drey Römiſchen Feldherrn wiederfahren: dem Romulus, der den König der Cäcinenſer, Akron, getödtet; dem Cornelius Coſſus, der den Heerführer der Tyrrhenier, Tolumnius, umgebracht; und dem Claudius Marcellus, welcher den König der Gallier, Britomartus *) tödtete. Coſſus und Marcellus fuhren auf einem Wagen mit vier Pferden und trugen die Siegeszeichen nicht ſelbſt; **) daß aber Romulus ſich ſchon eines Wagens dabey bedient habe, erzählt Dionyſius von Halikarnaß ohne Grund. ***) Denn es iſt aus der Geſchichte bekannt, daß zuerſt unter den Königen Tarquin, des Demaratus Sohn,

*) Er wird auch Viridomarus genannt.

**) Die Verbeſſerung des ſel. Reiske, welcher die particulam negatiuam ὀκ in den Text ſetzt, iſt wohl unſtreitig richtig. Marcellus trug wirklich nicht die Siegeszeichen, er ſaß auf dem Triumphwagen.

***) Coſſus hat nicht triumphiren können, weil er nur Tribunus militum war, und der Triumph nur für den Feldherrn gehörte. Aber Coſſus gieng hinter den Wagen ſeines Generals Aemilius her, und zog durch ſeine ſpolia opima die Augen aller Zuſchauer weit mehr auf ſich, als der General ſelbſt. Vermuthlich deutet Plutarch auch dieſes an, und drückt ſich nur nicht deutlich genug aus. Daß Romulus auf einem Wagen mit weiſſen Pferden triumphirt habe, erzehlen mehrere, z. B. Propert. Lib. IV. Eleg. 1.

die Triumphe zu dieſer Hoheit und Pracht erhoben. Einige wollen zwar behaupten, daß Publicola den erſten Triumph auf einem Wagen gehalten. Die Triumphſtatůen des Romulus, welche man noch zu Rom ſieht, ſtellen ihn alle zu Fuſſe vor.

Nach der Eroberung der Stadt der Cåcinenſer beſchåftigten die andern Sabiniſchen Vôlker ſich noch immer mit Zurůſtungen, und nur die Einwohner von Fidenå, Cruſtumerium und Antemna brachen auf die Rômer los. Auch dieſe wurden geſchlagen, und mußten es geſchehen laſſen, daß Romulus ihre Stådte einnahm, ihre Lånderenen vertheilte, und ſie ſelbſt nach Rom ſchleppte. Romulus theilte zwar der andern ihre Lånderenen unter ſeine Bůrger aus, was aber den Eltern der geraubten Jungfrauen gehôrte, blieb denſelben eigen.

Ueber dieſes alles entrůſtet, fiengen endlich die andern Sabiniſchen Vôlkerſchaften den Krieg wider Rom an, und erwåhlten den Tatius zu ihrem Feldherrn. Der Angriff auf die Stadt war ſchwer, denn es war eine Schanze an dem Orte, wo itzt das Capitolium ſteht, und eine Beſatzung darinnen, welche Tarpejus commandirte, und nicht die Tarpeja, wie einige ſagen, die den Romulus für einfåltig halten můſſen. Aber die Tochter des Commendanten, Tarpeja, verrieth den Sabinern die Stadt, aus Begierde nach den goldenen Armbåndern, welche ſie die Sabiner tragen ſahe, und verlangte daher zur Vergeltung ihrer

Verrätherey das, was die Sabiner an ihren linken Armen trügen. Tatius verſprachs, und ſie machte des Nachts ein Thor auf und ließ die Feinde herein. Aber Antigonus iſts nicht allein, welcher den Grundſatz hatte, die Verräther zu lieben, nach der Verrätherey ſie aber zu haſſen, noch auch Cäſar, welcher vom Thracier Rhymitalkes ſagte, daß er die Verrätherey liebe, aber den Verräther haſſe, ſondern alle, die ſolche Böſewichter brauchen, haben einerley Geſinnung gegen ſie, ſo wie man den Gift und die Galle von einigen Thieren braucht. So lange man ihren Beyſtand braucht, ſchmeichelt man ihnen; wenn man ſie genutzt hat, verabſcheut man ihre Bosheit. Eben ſo war Tatius gegen die Tarpeja geſinnt. Er befahl, daß die Sabiner, ihres Verſprechens eingedenk, alles das ihr nicht mißgönnen ſollten, was ſie an ihren linken Armen trügen. Er zog zuerſt ſein Armband ab, und warf es mit dem Schilde zugleich auf ſie. Alle thaten daſſelbe, und ſo wurde ſie mit Gold und Schilden bedeckt und von der Laſt erdrückt. Auch Tarpejus wurde vom Romulus der Verrätherey beſchuldigt und gefangen genommen, wie Sulpitius Galba nach dem Zeugniſſe des Juba, erzehlt.

Einige andere Nachrichten von der Tarpeja ſind ganz falſch, als daß ſie, wie Antigonus will, die Tochter des Sabiniſchen Feldherrn Tatius geweſen, vom Romulus mit Gewalt zu ſeiner Luſt gebraucht ſey, und hierauf die Verrätherey begangen, vom Vater aber ſelbſt ſo geſtraft worden ſey. Der Dichter Simulus aber iſt ganz abge-

ſchmackt, wenn er glaubt, daß Tarpeja das Capitolium nicht den Sabinern ſondern den Celten verrathen habe, weil ſie ſich in deren König verliebt hätte. Er ſagt: „Nahe beym Capitole wohnte Tarpeja, und wurde Roms Verrätherin: aus Liebe zum König der Celten, aus Hofnung ihn zu beſitzen, gab ſie des Vaterlandes Wohnungen Preis.“ Und kurz darauf von ihrem Tode: „Sie beſtatteten die Bojer und die vielen Völker der Celten nicht zur Erde, bey dem Strome Po. Sie warfen die Waffen von ihren Händen auf das arme Mädchen, und gaben ſo ihrem Morde Schmuck.“

Uebrigens wurde dieſer Berg von der Tarpeja, die dort begraben wurde, der Tarpejiſche Berg genannt, bis der König Tarquin dieſen Ort dem Jupiter heiligte, bey welcher Gelegenheit ihre Gebeine weggebracht und ihr Name vergeſſen wurde, auſſer, daß der Fels an dem Capitole noch der Tarpejiſche heißt, und von demſelben werden die Miſſethäter herabgeſtürzt.

Da die Sabiner das Schloß inne hatten, ſo foderte ſie Romulus in größter Entrüſtung zu einer Schlacht heraus. Tatius war deſto muthiger dabey, da er, wenn er auch überwunden wurde, die Schanze zu ſeiner Schutzwehre hatte. Denn der in der Mitte liegende Platz, wo ſie ſich ſchlagen wollten, war mit vielen Hügeln umgeben, und ſchien ein ſcharfes und ſchweres Treffen für beyde Theile, wegen der Unbequemlichkeit des Fliehens und Nachjagens in der Enge, zu machen. Dazu kam, daß wenig Tage vorher der Tyberfluß

ausgetreten, und auf der Ebene, wo itzt der Markt iſt, ein tiefer und verborgener Sumpf dadurch entſtanden war, welcher nicht bemerkt werden konnte, und dabey grundlos war. Auf dieſen Sumpf rückten die Sabiner aus Unwiſſenheit, und wurden durch einen Glücksfall gerettet. Curtius, ein vornehmer und eben ſo berühmter als verſtändiger Mann, ritt auf ſeinem Pferde allen andern zuvor. Sein Pferd fiel in den Sumpf, und er ſuchte eine Zeitlang vergebens es mit Schlägen und Schreyen herauszubringen: da dieß aber unmöglich war, ließ er das Pferd, und rettete ſich. Der Ort heißt noch jetzt der Curtiusiſche Sumpf. Die Sabiner vermieden nun dieſe Gefahr, und lieferten eine heftige Schlacht, die aber nicht entſcheidend war, obgleich viele blieben, unter denen auch Hoſtilius war, der Gemahl der Herſilia, und, nach einigen Berichten, der Großvater desjenigen Hoſtilius, welcher auf dem Numa in der Regierung folgte. Ob nun gleich, wie leicht zu erachten, in kurzer Zeit viele Scharmützel vorfielen, ſo gedenkt die Geſchichte doch nur der letzten Schlacht. In derſelben wurde Romulus von einem Steine am Kopfe verwundet, ſo daß er beynahe ganz niedergeſunken wäre, und vom Gefechte gegen die Feinde ablaſſen mußte: die Römer wichen hierauf zurück, und flohen bis aufs Pallatium. Indeſſen erholte ſich Romulus von dem Schlage wieder, lief den Fliehenden entgegen, und ermunterte ſie mit heftigem Geſchrey zu ſtehen und zu fechten. Die Flüchtigen verſammelten ſich um ihn herum,

aber niemand wagte es, dem Feinde entgegen zu gehn. Da breitete Romulus ſeine Hände gen Himmel aus und flehte den Jupiter an, ſein Volk im Stehen zu erhalten, den Untergang abzuwenden, und der Römer Schickſal aufzurichten. Durch dieſes Gebet geriethen viele in Schaam für den König, und die Flüchtigen bekamen auf einmal Muth. So blieben ſie zuerſt an dem Orte ſtehen, wo itzt der Tempel des Jupiter Stator ſteht, welches ſo viel heißt, als Jupiter Aufhalter. Hier griffen ſie von neuem an, und trieben die Sabiner bis an den Ort, wo die königliche Burg ſteht, welche Regia heißt, und bis an den Tempel der Veſta.

Da bereiteten ſie ſich eben zur neuen Schlacht, als eine ſchreckliche und unbeſchreibliche Erſcheinung ſie zurückhielt. Die geraubten Sabinerinnen kamen von allen Orten her mit Geſchrey und Heulen herbeygelaufen, drangen mitten durch die Bewaffneten und Todten durch, als wenn ſie begeiſtert wären, ſtellten ſich zwiſchen ihren Männern und Vätern hin: einige trugen kleine Kinder auf den Armen, andere hielten ihre herunter hängenden Haare vors Geſicht, alle riefen mit den zärtlichſten Namen bald die Sabiner, bald die Römer an: beyde Theile wurden gerührt, und lieſſen in ihrer Mitte Platz für die Weiber. Itzt erſcholl ein allgemeines Heulen von allen Seiten, und Wehklagen, ſowohl bey dem Anblick als noch mehr bey den Reden der Weiber, die mit Zank und

Wuth anfiengen, und mit Bitten und Flehen endigten.

„Was haben wir, ſagten ſie, Böſes und Schändliches begangen, daß wir ſchon ſo viel gelitten haben und noch mehr Unglück leiden ſollen? Wir ſind von unſern Männern gewaltſam und unrechtmäßiger Weiſe geraubt worden: da wir geraubt waren, bekümmerten ſich Brüder und Väter und Anverwandte ſo lange Zeit nicht um uns, bis wir nun, mit unſern Feinden durch die größten Verbindlichkeiten verbunden, für die, die uns ungerecht wegnahmen, die zärtlichſte Beſorgniß haben müſſen, wenn ſie fechten, und ſie beweinen, wenn ſie ſterben. Denn ihr ſeyd nicht gekommen, um unſre Unſchuld an unſern Räubern zu rächen, ſondern itzt wollt ihr den Männern ihre Weiber nehmen, und den Kindern ihre Mütter; eure itzige Hülfe iſt für uns Unglückliche ärger als eure vorige Vernachläßigung und Verrätherey. Jene raubten uns aus Liebe: ihr tödtet aus Mitleiden. Denn wenn ihr einer andern Urſache wegen fechtetet, ſo ſolltet ihr unſertwegen Friede machen, die ihr durch uns Schwiegerväter, Großväter und Anverwandte geworden ſeyd: führt ihr aber unſertwegen Krieg, ſo führt uns und eure Schwiegerſöhne und Kinder hinweg, und gebt uns unſre Eltern und Anverwandten wieder, und trennt nicht die Kinder und Männer von einander, wir flehen euch darum an, laßt uns nicht zum zweytenmale gefangen werden.“

So, und ſo weitläuftig ſprach Herſilia: die

andern Weiber baten: es wurde ein Waffenſtill-ſtand beſchloſſen, und die Feldherren traten in Unterredung. Indeſſen bringen die Weiber ihre Männer zu ihren Brüdern hin, ſie zeigen ihnen ihre Kinder, ſie bringen den Nothleidenden Eſſen und Trinken, ſie laſſen die Verwundeten nach Hauſe tragen, und verpflegen ſie. Hier zu Hauſe zeigen ſie, wie viel ſie Herrſchaft haben, wie ſehr die Männer ſie achteten, und wie viel Wohlwollen und Liebe ſie ihnen erzeigten. Nun wurde Friede geſchloſſen, mit der Bedingung, daß alle Weiber, welche wollten, bey ihren Männern bleiben konnten, aber, wie wir ſchon oben bemerkt haben, von aller Arbeit und allem Dienſte frey, das Wollſpinnen ausgenommen. Die Stadt ſollte beyden Völkern, den Römern und Sabinern, eine gemeinſchaftliche Wohnung ſeyn: ſie ſelbſt ſollte Rom, nach dem Romulus heiſſen, aber alle Römer Quiriten, nach dem Vaterlande des Tatius: beyde ſollten gemeinſchaftlich Regenten und Feldherren ſeyn. Der Ort, wo dieſer Vergleich geſchloſſen, hat noch bis itzt den Namen Comitium, von dem Wort comire, welches zuſammengehen heiſſet.

Die Stadt wurde auf ſolche Art noch einmal ſo groß: von den Sabinern kamen noch hundert neue Patricier hinzu: die Legionen wurden bis auf ſechstauſend Fußgänger und ſechshundert Reiter verſtärkt. Man machte drey Tribus oder Zünfte: die eine bekam den Namen Rhamnenſer, von dem Romulus, die andre Tatienſer, von dem

Tatius, die dritte hieß die Lucernenſer, wegen des Waldes, (Wald heißt im Lateiniſchen lucus) in welchen wegen der geheiligten Freyheit, die jedermann darinnen gegeben war, viele geflohen waren, die itzt das Bürgerrecht genoſſen. Daß aber ſo viele Zünfte oder Tribus geweſen, beweiſt der Name ſelbſt; denn noch itzt heiſſen die Zünfte Tribus, und die Zunftmeiſter Tribuni. Jede Tribus hatte zehn Curien, welche, einigen Nachrichten zu Folge, nach jenen Sabiniſchen Weibern genannt wurden; aber dieß iſt falſch: denn viele haben den Namen von ihren Gegenden bekommen: ob gleich ſonſt manches den Frauen zu Ehren eingeführt worden, dergleichen folgendes iſt: Man muß ihnen auf der Straſſe ausweichen: man muß in Gegenwart einer Frau ſich jedes obſcöſen Wortes enthalten: man darf ihr nicht entblößt ſich zeigen, ohne in die Verurtheilung des Halsgerichts zu fallen: ihre Kinder dürfen die ſo genannte Bulla tragen, einen Halsſchmuck, mit Purpur verbrämt, der von der Figur einer Waſſerblaſe den Namen erhalten hat. *)

*) Bulla war eine eingedruckte Kugel, in der Breite gemeiniglich etwa drey Zoll, und in der Dicke nicht über einen Zoll, von gediegenem Golde, inwendig hohl. Dieſen Schmuck trugen die jungen freyen Römer, nach dem Beyſpiel der Tyrrhenier, bis in das ſiebenzehnte Jahr an einem Schnürchen um den Hals auf der Bruſt. Allein dieſe Mode war doch nicht ſo gewöhnlich, wie ſie Plutarch hier macht; und eigentlich trugen ſie, wenig=

Die beyden Könige hielten ihre Rathsverſammlungen nicht ſogleich gemeinſchaftlich mit einander, ſondern jeder vorher insbeſondere mit ſeinen hundert Patriciern, hernach traten ſie erſt zuſammen in gemeinſchaftliche Berathſchlagung. Tatius wohnte, wo itzt der Tempel der Moneta *) iſt, Romulus bey den ſo genannten Stuffen des ſchönen Ufers, bey dem Wege vom Palatiniſchen Berge auf die groſſe Rennbahn. Hier ſoll auch jener heilige Cornelbaum geſtanden haben, von dem man das Mährchen erzehlt, daß Romulus einſtmals, um ſich zu üben, eine Lanze vom Aventiniſchen Berge geworfen, deren Schaft vom Cornelbaum war, die Spitze ſey ſo tief in die Erde gefahren, daß, aller Verſuche ohnerachtet, ſie niemand wieder herausziehen konnte; das Holz wuchs in dem fetten Boden ein, trieb Aeſte, und wurde ein hoher Cornelbaum. Die Nachkommen des Romulus bewahrten und verehrten dieſen Baum als das gröſte Heiligthum, und umgaben ihn mit einer Mauer. Wenn es jemanden im Vorbeygehen ſchien, als wenn der Baum nicht grün genug wäre, ſondern verdorren wollte, ſo rief er allen, die er gewahr wurde, heftig zu, und dieſe ſchrieen nach Waſſer, als wenn ſie eine Feuersbrunſt löſchen wollten: man lief von allen Orten

ſtens in den erſten Zeiten Roms, nur die Triumphirenden. S. Valer. Maxim. Libr. III. c. 2. Flor. L. 2. c. 6.

*) Ein Beyname der Juno. Juno die Erinnerin.

herbey, und trug Eimer voll Waſſer an den Baum. Als aber Cajus Cäſar die Stuffen ausbeſſern ließ, und die Arbeitsleute nahe um den Baum herum gruben, ſo ſollen ſie unvorſichtiger Weiſe die Wurzeln verletzt haben, daß der Baum verdorrt iſt.

Die Monate nahmen die Sabiner von den Römern an, und das Merkwürdige davon ſoll in dem Leben des Numa erzehlt werden. Romulus aber nahm der Sabiner Schilde an, und veränderte ſeine und ſeiner Römer Waffen, die bisher Argoliſche Schilde getragen hatten. Die Feſte und Opfer nahmen ſie gemeinſchaftlich mit einander an: die vorigen Feſte beyder Völker wurden beybehalten, und andre neue noch eingeführt, dergleichen das Feſt Matronalia iſt, zum Andenken der Weiber, die den Krieg endigten, und das Feſt Carmentalia. Die Carmenta wird von einigen für eine Parce gehalten, die die Aufſicht über die Geburt der Menſchen hat; und daher beſonders von Müttern verehrt wird. Andre machen ſie zur Frau des Evanders aus Arkadien, welche eine Wahrſagerin und vom Apollo begeiſtert geweſen ſey, und die ihre Orakel immer in Verſen geſagt, daher ſie den Namen Carmenta bekommen, weil Carmina im Lateiniſchen Gedichte heiſſen: ihr eigentlicher Name war Nicoſtrata, wie allgemein behauptet wird. Einige erklären den Namen Carmenta, wahrſcheinlicher, durch eine, die am Verſtande Mangel hat, wegen ihres unſinnigen Betragens in den Stunden der Begeiſterung; denn

Mangel haben nennen ſie carere, und den Verſtand mentem.

Von dem Feſte Palilia iſt ſchon vorher geredet worden. Die Lupercalia hingegen ſcheinen, der Zeit nach, ein Reinigungsfeſt zu ſeyn; denn ſie werden an den Feyertagen des Monats Februars, welches ſo viel als Reinigungsmonat *) heißt, begangen: der Feſttag ſelbſt hieß vor Zeiten dies februata. Das griechiſche Wort dieſes Feſtes heißt Lykäa, und bedeutet ein Wolfsfeſt, und ſcheint aus den älteſten Zeiten von den Arkadiern, die mit dem Evander nach Italien gekommen, herzurühren. Dieß iſt die gemeinſte Sage. Es kann aber auch der Name von einer Wölfin herkommen: denn man ſieht, daß die Prieſter bey dieſem Feſte, welche Luperci heiſſen, ihre Proceſſion bey dem Orte anfangen, wo Romulus ſoll ſeyn weggeſetzt worden. Die Gebräuche aber, welche bey dieſem Feſte gewöhnlich ſind, machen es ſehr ſchwer, den Grund davon zu finden. Denn ſie ſchlachten Ziegen, hernach bringen ſie zwey Knaben von vornehmen Stande herbey: einige fahren dieſen Knaben mit dem blutigen Schlachtmeſſer über die Stirne: andre wiſchen ſie ſogleich mit einem Stückchen Wolle, die in Milch eingetaucht iſt, wieder ab. Die Knaben müſſen lachen, ſo bald ſie abgewiſcht ſind. Hierauf zerſchneiden ſie

*) Februare hieß in der alten Sabiniſchen Sprache verſöhnen, reinigen: Februa alles was zur Reinigung bey den Opfern gebraucht wurde.

die Felle von den Ziegen in Riemen, und laufen nackend, mit einem Schurze bedeckt, herum, und ſchlagen mit den Riemen jeden, der ihnen entgegen kommt. Die erwachſenen Frauenzimmer laſſen ſich gern ſchlagen, weil ſie glauben, daß dieſes zur Fruchtbarkeit und Schwangerſchaft ſehr nützlich iſt.

Etwas dieſem Feſte ganz eignes iſt es, daß die Luperci einen Hund ſchlachten. Butas giebt in ſeinen Elegien über Römiſche Begebenheiten fabelhafte Urſachen an. Er ſagt, Romulus, als er den Amulius ermordet hatte, ſey voller Freuden an den Ort hingelaufen, wo ihn in ſeiner Kindheit die Wölfin geſäugt hatte: das Feſt ſey eine Vorſtellung dieſes Laufens, die vornehmen Knaben liefen und ſchlügen „jede, die ihnen entgegen kommen, wie vormals mit Schwerdtern Romulus und Remus von Alba her laufend.“ Das blutige Schlachtmeſſer, welches an ihre Stirne gebracht würde, zeige die Gefahr ihrer Ermordung an, das Abwiſchen mit Milch ſey eine Erinnerung an ihre Nahrung in der Kindheit. Cajus Acilius erzehlt, noch vor Erbauung Roms ſey dem Romulus und Remus ihr Vieh weggekommen: ſie hätten dem Faunus ein Opfer angelobt, und wären nackend gelaufen, ihr Vieh zu ſuchen, damit ſie vom Schweiſſe nicht behindert würden, und deßwegen liefen auch die Luperci nackend herum. Den Hund könnte man als ein Reinigungsopfer anſehen, wenn anders dieſes Feſt ein Reinigungsfeſt iſt: denn die Griechen tragen in ihren

Reini-

Reinigungsfeſten junge Hunde heraus, und be- dienen ſich öfterer der ſo genannten Hundeopfer. Wenn aber dieſes Feſt zum Andenken der Wölfin, die den Romulus errettet und ernährt hat, ge- feyert wird, ſo opfert man nicht ohne Grund ei- nen Hund, weil die Hunde der Wölfe Feinde ſind, wenn nicht etwa gar dieſes Thier ſo geſtraft wird, weil es die herumlaufenden Luperci anfällt.

Man erzehlt auch, daß Romulus ſchon das Heiligthum des Feuers und jene heiligen Jung- frauen, welche Veſtalen heiſſen, und ein beſtän- diges Feuer in den Tempel der Veſta unterhalten müſſen, angeordnet habe. Einige ſchreiben dieſe Einrichtung den Numa zu. Ueberhaupt aber ſoll Romulus ſehr religiös geweſen ſeyn, auch die Wahrſagerkunſt getrieben, und dazu den ſo ge- nannten Lituus gebraucht haben. Es iſt ein krumm- gebogner Stab, mit welchem diejenigen, die den Flug der Vögel beobachten, die Gegenden am Himmel bezeichnen. Dieſer Stab wurde in dem Palatium aufbewahrt, und gieng, als die, Gal- lier die Stadt einnahmen, verloren. Da hernach die Gallier weggeſchlagen waren, fand man ihn in tiefer Aſche unter einer Menge andrer verbrann- ten Sachen ganz unverſehrt.

Romulus gab verſchiedene Geſetze, unter de- nen dasjenige hart iſt, welches der Frau nicht er- laubt, den Mann zu verlaſſen, aber dem Manne, die Frau zu verſtoſſen, wenn ſie eine Giftmiſche-

rin iſt, oder die Schlüſſel veruntraut, *) oder Kinder verwechſelt, oder Ehebruch treibt. Wenn ſich aber jemand aus andern Urſachen von ſeiner Frau ſcheidet, ſo ſoll ein Theil ſeines Vermögens der Frau zufallen, und ein Theil der Göttin Ceres gegeben werden, er ſelbſt aber den unterirdiſchen Göttern ein Sühnopfer darbringen. Sonderbar iſt es, daß keine Strafe auf den Vatermord geſetzt iſt, und daß jeder Mord ein Vatermord, (parricidium,) genannt wird, als wenn der Mord das abſcheulichſte, der Vatermord aber unmöglich wäre. Und lange Zeit hin ſchien dieſes Verbrechen mit Recht nicht vermuthet worden zu ſeyn: denn beynahe ſechshundert Jahre hindurch begieng niemand zu Rom dieſes Verbrechen. Der erſte Vatermörder war Lucius Oſtius, nach Endigung des Hannibaliſchen Krieges. So viel ſey hiervon genug.

Im fünften Jahre der Regierung des Tatius begegneten einige Bediente und Anverwandten deſ-

*) Die Schlüſſel waren bey den Römern ſo ſehr unter der Herrſchaft des Mannes, daß eine Frau nicht einmal ungeſtraft Wein trinken konnte. Uebrigens bin ich der Lesart gefolgt, welche in den meiſten Handſchriften ſteht, und welche auch Stephanus wider den Xylander, der παίδων anſtatt κλειδῶν lieſt, behauptet hat. Xylanders Lesart, welcher Kind in ſeiner Ueberſetzung folgt, iſt ſchon deswegen verwerflich geweſen, weil einerley Sache zweymal vorkäme, Kinder mit andern zeugen und Ehebruch treiben. Dacier überſetzt ebenfalls, auf eine andre Art, falſch.

ſelben den Geſandten der Laurentiner, welche nach Rom giengen, und wollten Straſſenräuberey an ihnen ausüben: es entſtand ein Gefecht: die Geſandten wurden getödtet. Dieſe ſchreckliche Unthat wollte Romulus ſogleich an den Verbrechern beſtrafen. Tatius verſchob die Sache, und war darwider: dieß wurde der einzige öffentliche Grund einer Uneinigkeit zwiſchen beyden Königen, welche bisher in der größten Eintracht und Verträglichkeit die Regierung gemeinſchaftlich geführt hatten.

Die Anverwandten der Ermordeten, da ſie vom Tatius keine Genugthuung erhielten, überfielen den Tatius, als er zu Lavinium mit dem Romulus einem Opfer beywohnte, und tödteten ihn: den Romulus begleiteten ſie als einen gerechten Herrn mit Frohlocken zurück. Dieſer ließ den Körper des Tatius anſtändig zur Erde beſtatten: er liegt bey dem ſo genannten Armiluſtrium, auf dem Aventiniſchen Berge. An die Beſtrafung des Mordes wurde nicht gedacht. Einige Schriftſteller berichten, die Laurentiner hätten aus Furcht die Mörder des Tatius ausgeliefert, ſie wären aber vom Romulus wieder losgelaſſen worden, weil Mord durch Mord beſtraft worden ſey. Daher der Verdacht entſtand, daß es ihm nicht unangenehm geweſen ſey, von ſeinem Mitregenten befreyt zu werden. Gleichwol zeigte ſich weder irgend eine öffentliche Unruhe, noch ein Aufruhr der Sabiner, denn einige liebten ihn wirklich, andre furchten ſich für ſeine Gewalt, und andre

glaubten, daß irgend eine göttliche Fügung dabey im Werke geweſen ſey. Nicht aber bloß die Unterthanen verehrten den Romulus, ſondern auch die Auswärtigen fiengen an, ihn zu bewundern. Die Lateiner, ein altes Volk, lieſſen ihm durch eine Geſandtſchaft Freundſchaft und Bündniß antragen. Fidenä, eine Stadt, die nahe bey Rom lag, nahm er ein; wie einige erzehlen, auf die Art, daß er Reuter voranſchickte, die unvermuthet die Angel der Thore abhieben, und er gleich darauf ſelbſt die Stadt überraſchte. Andere berichten, die Einwohner von Fidenä hätten zuerſt Feindſeligkeiten angefangen und viel Beute weggetrieben, und die Gegend und Vorſtädte von Rom beunruhigt; Romulus habe ſie in einen Hinterhalt gelockt, und viele getödtet, und ſodann die Stadt eingenommen. Aber er zerſtörte die Stadt nicht, ſondern machte ſie zu einer Pflanzſtadt von Rom, und ſchickte zweytauſend fünfhundert Coloniſten dahin, am dreyzehnten April.

Bald darauf kam eine Peſt, an welcher die Menſchen, ohne krank zu ſeyn, ſchnell dahin ſtarben, ſie grif auch das Vieh an, und die Felder wurden unfruchtbar. Es regnete auch Blut in der Stadt, und dieſe vielen Uebel verbreiteten eine abergläubiſche Furcht. Da die Einwohner von Laurentum von eben dieſen Plagen heimgeſucht wurden, ſo glaubte jedermann, beyde Städte würden wegen des Mordes der Geſandten und des Tatius von einer göttlichen Rache verfolgt. Wirklich hörten auch die Uebel auf, nachdem die Mörder aus-

geliefert und beſtraft worden waren; und Romulus reinigte die beyden Städte durch gewiſſe Reinigungsopfer, dergleichen noch itzt bey dem Ferentiniſchen Thore gehalten werden.

Während der Peſt fielen die Camerier ins Römiſche Gebiet, und durchſtreiften die ganze Gegend, indem eben wegen der Peſt es unmöglich war, ihnen Widerſtand zu thun. Aber gleich hernach gieng Romulus auf ſie los, überwand ſie in einer Schlacht, und tödtete ſechstauſend Mann. Er nahm die Stadt ein, verſetzte die Hälfte von den übrig gebliebenen nach Rom, und ſchickte noch einmal ſo viel Einwohner, als er zu Cameria ließ, von Rom dahin (am erſten Auguſt). So viel Bürger hatte er ſchon übrig, da Rom noch nicht völlig ſechszehn Jahr geſtanden hatte. Unter anderer Beute führte er auch einen vierſpännigen Wagen von Erzt aus Cameria hinweg, welchen er in dem Tempel des Vulkans aufſtellte, und ſeine Bildſäule, die von der Göttin des Sieges gekrönt wird, darauf ſetzen ließ.

Da die Römiſche Macht auf ſolche Art ſich immer vergröſſerte, gaben die ſchwächern Nachbarn nach, zufrieden, wenn ſie nur in Ruhe gelaſſen wurden, aber die Mächtigern trieb vermehrte Furcht und Neid, ſich der anwachſenden Macht der Römer entgegen zu ſtellen, und ſie zu vermindern. Unter den Tyrrheniern waren die Vejenter, die ein weitläuftiges Gebiet und eine groſſe Stadt bewohnten, die erſten, welche Krieg anfiengen. Sie foderten die Stadt Fidenä als ihnen

zugehörig wieder. Dieſe Foderung war nicht allein ungerecht, ſondern auch lächerlich. Sie waren der Stadt, da ſie ſich in Gefahr befand, und Krieg führte, nicht zu Hülfe gekommen, ſie hatten ihre Einwohner umkommen laſſen, nun foderten ſie die Häuſer und das Land wieder, da es in fremden Händen war.

Romulus gab ihnen auf ihre Foderung bloß eine ſpöttiſche Antwort. Sie theilten ihr Kriegsheer in zwey Haufen: mit dem einen griffen ſie den Trupp der Römer an, der bey Fidenä ſtand, mit dem andern giengen ſie auf den Romulus ſelbſt los. Bey Fidenä ſiegten ſie, und tödteten auf zweytauſend Römer; vom Romulus ſelbſt aber wurden ſie geſchlagen, und verloren über achttauſend Mann. Es erfolgte bey Fidenä eine zweyte Schlacht, in welcher Romulus ſelbſt das meiſte zum Siege beytrug, denn er ſoll, nach einſtimmigen Berichten, an Kunſt und Kühnheit ſich äuſſerſt hervorgethan, und Tapferkeit und Behendigkeit auf eine ganz übermenſchliche Art gezeigt haben. Uebertrieben aber und ganz unglaublich iſt es, wenn einige erzehlen, daß vierzehntauſend Feinde geblieben, und über die Hälfte davon Romulus mit eigner Hand umgebracht habe. Eben ſo prahleriſch erzehlen die Meſſenier vom Ariſtomenes, daß er dreymalhundert Opfer gehalten wegen eben ſo viel getödteter Lacedämonier.

Romulus verfolgte die Flüchtigen nicht, ſondern rückte ſelbſt auf die Stadt an. Die Vejenter, durch ſolche Unglücksfälle kleinmüthig, baten um

Friede, und ſchloſſen mit den Römern auf hundert Jahre ein Freundſchaftsbündniß. Sie mußten ein Stück Land hergeben, welches den Namen Septempagium, d. i. ſieben Gaue, erhielt, und die Salzquellen an der Tyber, und funfzig von ihren Vornehmſten zu Geiſſeln. Romulus hielt auch ihrentwegen am funfzehnten Oktober einen Triumph. Unter andern Gefangenen führte er auch den Feldherrn der Vejenter mit auf, einen alten Mann, der aber für ſeine Jahre zu wenig Klugheit und Erfahrung gezeigt zu haben ſchien. Daher kommt die Gewohnheit, daß die Römer noch itzt bey der Feyer eines Siegesfeſts einen alten Mann, in einem mit Purpur verbrämten Rocke und mit dem Halsſchmucke der vornehmen Kinder, der Bulla, geziert, über den Markt auf das Capitolium führen, und ein Herold ruft dabey aus: Sardes Vinales! wer will Sardinier kaufen? Denn die Tyrrhenier werden für Abkömmlinge der Sardinier gehalten, und die Stadt Veji gehört zu Tyrrhenien.

Dieß war der letzte Krieg, den Romulus führte. Das gewöhnliche Schickſal der meiſten, die durch groſſe und ungewöhnliche Glücksfälle zur Macht und Höhe hinanſteigen, traf auch ihn. Er wurde verwegen, nahm eine ſtolzere Denkungsart an, und verwandelte die demokratiſche Freyheit in eine verhaßte Monarchie, die zuerſt durch die Kleidung, die er annahm, Verdruß erweckte, denn er bediente ſich eines Purpurrocks und eines langen mit Purpur verbrämten Mantels: wenn er

Recht ſprach, ſaß er auf einem zurückgebogenem Throne. Um ihn herum waren beſtändig einige von den jungen Leuten, die wegen der Geſchwindigkeit ihres Dienſtes den Namen celeres hatten. Vor ihm her giengen Diener, die mit Stöcken das Volk abhielten, und mit Riemen umgürtet waren, um diejenigen gleich zu binden, die er wolle ins Gefängniß werfen laſſen. Die Lateiner nannten binden ehedem ligare, itzt alligare, daher die Stadtknechte Lictores heiſſen, und ihre Stöcke bacula, weil ſie vormals die Stöcke gebrauchten. Wahrſcheinlicher Weiſe aber heiſſen ſie Lictores, durch ein eingeſchobenes c, und hieſſen anfänglich Litores, ſo wie im Griechiſchen Liturgi, oder obrigkeitliche Diener bey dem Volke, denn Leiton nennen die Griechen noch heutiges Tages das Volk, und die gemeine Menge Laon.

Nach dem Tode des Großvaters Numitors hätte Romulus zur Regierung in Alba gelangen können: aber er machte die Bürger frey, um ſich beliebt zu machen, und ſetzte nur jährlich den Albanern einen Stadthalter. Dadurch eben gab er zuerſt den Mächtigen in Rom Gelegenheit, nach einer freyen Regierung, ohne König, zu ſtreben, in welcher ſie theils Herrſcher, theils Unterthanen wären. Denn die Patricier hatten an der Regierung keinen Antheil mehr, ſondern behielten bloß ihren Namen und äuſſerliche Ehre. Sie verſammelten ſich in dem Rathe mehr aus Gewohnheit als um ihre Meynungen zu ſagen: ſie hörten bloß zu, ſobald ihnen Romulus befahl, ſtil-

le zu ſchweigen, und ihr Vorzug vor dem Volke beſtand darinnen, daß ſie im Rathe zuerſt hörten, was Romulus gethan hätte. *)

Dieß war noch wenig. Als er aber das von den Vejenten eroberte Land nach eigner Willkühr unter die Soldaten vertheilte, und wider den Willen der Patricier den Vejentern ihre Geiſſeln wieder gab, ſo ſchien er den Senat ganz offenbar zu beſchimpfen; daher auch der Senat in großen Verdacht kam, als Romulus kurze Zeit darauf auf einmal verſchwand. Er verſchwand aus den Augen der Menſchen am ſiebenten Julius, welcher Monat damals Quintillis hieß.

Auſſer der Zeit, die wir beſtimmt haben, kann man von dem Tode des Romulus nichts Zuverläßiges ſagen. An dieſem ſiebenten Julius werden zu Rom viele Gebräuche beobachtet, welche auf ſeinen Tod Beziehung haben. Man darf ſich aber über dieſe Ungewißheit nicht wundern, da man ſogar von dem Tode des Scipio Africanus, welcher zu Hauſe nach der Mahlzeit todt gefunden wurde, nichts Zuverläßiges weiß, indem einige behaupten, daß er eines natürlichen Todes geſtorben ſey, da er ſchon immer ſey kränklich geweſen, andre, daß er ſich ſelbſt mit Gift vergeben,

*) Ich folge derjenigen Lesart, die in der Reiskiſchen Edition theils in den Text genommen, theils in den Noten bewieſen worden. — προτερȣς το πεπραγμενον ἐκεινȣ πυθεσθαι τ. π. π. ε. Die andern Lesarten und darnach gemachten Ueberſetzungen ſind alle unerträglich.

habe, und andre, daß ſeine Feinde ihn des Nachts überfallen und mit Gift vergeben haben. Und Scipio wurde nach ſeinem Tode öffentlich ausgeſetzt, und alle, die ſeinen Körper ſahen, fanden Merkmale eines gewaltſamen Todes an ihm: Romulus kam unverſehends weg, und man fand nicht einmal einen Theil ſeines Körpers wieder, noch ein Ueberbleibſel ſeiner Kleidung.

Verſchiedene muthmaſſen, daß ihn die Senatoren in dem Tempel des Vulcans überfallen, und getödtet, ſeinen Körper zerſtückt, und theilweiſe eingeſteckt und herausgetragen haben. Nach anderer Meynung aber iſt Romulus weder in dem Tempel des Vulcans, noch in Gegenwart der Senatoren verſchwunden, ſondern auſſerhalb der Stadt, als er bey dem ſogenannten Ziegenſumpfe eine Verſammlung des Volks hielt. Es wären dabey wunderbare und unerhörte Begebenheiten in der Luft und unglaubliche Zufälle erſchienen. Es ſoll die Sonne ſeyn verfinſtert worden, es ſoll die Nacht darauf unruhig und ſtürmiſch geweſen ſeyn, ein ſtarkes Donnerwetter und ein grauſamer Sturm gewütet haben. Bey dieſen Erſcheinungen ſoll ſich das Volk verlaufen haben, die Vornehmen aber beyſammen geblieben ſeyn. Da der Sturm nachgelaſſen und es wieder heiter geworden, kamen, der Sage nach, viele wieder zuſammen, und jedermann fragte und verlangte nach den König. Hier laſſen die Patricier das Volk nicht länger in Unruhe, ſondern ermahnten daſſelbe, den Romulus als einen Gott zu ver-

ehren, der unter die Götter aufgenommen worden, und aus einem guten Könige nun ein gnädiger Gott geworden ſey. Viele glaubten es, giengen voll freudiger Hofnung nach Hauſe, und beteten den neuen Gott an. Einige aber zogen dennoch die Sache auf eine bittre und heftige Art in Zweifel, und brachten die Patricier in groſſe Beſorgniß, indem ſie ausbreiteten, daß die Patricier dem Volke lächerliche Dinge überreden wollten, und den Romulus ſelbſt umgebracht hätten.

In dieſer Verwirrung erſchien auf dem Markte ein Patricier von vornehmen Geſchlechte und unbeſcholtenen Sitten, ein Freund des Romulus, der mit ihm aus Alba nach Rom gezogen war, Julius Proclus. Dieſer verſicherte mit den gröſten Schwüren, die Hände auf Heiligthümer gelegt, folgendes: „Ich ſah auf dem Wege nach Rom den Romulus mir erſcheinen, gröſſer und ſchöner als er jemals ausgeſehn, mit feuerflammenden glänzenden Waffen geſchmückt. Ich erſchrack über den Anblick, und ſprach zu ihm: was iſt dir widerfahren, o König, oder aus welchem Grunde läſſeſt du uns in ſo ungerechtem und üblen Verdachte, und die ganze verwaiſte Stadt in der heftigſten Trauer? Er antwortete: Es hat den Göttern gefallen, mein Proclus, daß ich, nachdem ich ſo lange Zeit mich unter den Menſchen aufgehalten, und die von mir erbaute Stadt zur Hoffnung der gröſten Ehre und Herrſchaft erhoben habe, wieder den Himmel bewohnen ſoll, aus dem ich herab gekommen war. Lebe wohl, und

ſage den Römern, ſie würden durch Ausübung der Tugend und Tapferkeit zu dem höchſten Gipfel der menſchlichen Macht gelangen. Ich aber will euer gnädiger Gott Quirinus ſeyn.“

Dieſe Rede ſchien den Römern wegen der Art, mit welcher ſie geſagt wurde, und wegen des Eidſchwurs, glaubwürdig. Es ergriff ſie ein Enthuſiasmus, der eine Art von göttlicher Begeiſterung zu ſeyn ſchien. Niemand widerſprach: alle vergaſſen Verdacht und Beſchuldigung, ſie beteten den Quirinus an, ſie erkannten ihn für ihren Gott. Die Griechen haben ähnliche Mährchen vom Ariſteas aus Proconneſus, und vom Kleomedes aus Aſtypaläa. Ariſteas ſoll in einer Walkmühle geſtorben und ſein Körper ſeinen Freunden, die ihn wegbringen wollten, verſchwunden ſeyn: in dem Augenblick ſollen Reiſende gekommen ſeyn, und verſichert haben, daß ihnen Ariſteas begegnet, und nach Kroton zu gegangen ſey. Kleomedes war, der Sage nach, von übernatürlicher Gröſſe und Stärke des Körpers, aber wie vom Unſinn begeiſtert, und begieng viele Gewaltthätigkeiten. Endlich ſchlug er in einer gewiſſen Kinderſchule mit der Hand an die Säule, die das Dach unterſtützte, und brach ſie mitten entzwey, ſo daß das Dach einfiel. Die Kinder wurden erſchlagen: man verfolgte ihn: er verkroch ſich in einen groſſen Kaſten, und hielt die Decke inwendig ſo feſt zu, daß eine Menge Leute mit vereinten Kräften ſie nicht aufreiſſen konnten. Endlich wurde der Kaſten aufgehauen: aber man fand ihn

weder lebendig noch todt darinnen. Man wurde darüber beſtürzt, und ſchickte Geſandte nach Delphos, denen Pythia zur Antwort gab: Kleomedes von Aſtypaläa iſt der letzte unter den Helden. Auch der Körper der Alkmene ſoll, als man ihn eben zum Begräbniß tragen wollte, unſichtbar geworden ſeyn, und auf ihrem Bette ein Stein gelegen haben. Dergleichen Mährchen werden mehrere erzehlt, welche das, was von Natur ſterblich iſt, vergöttern. Der Tugend die Göttlichkeit gänzlich abſprechen, wäre ungerecht und ſchändlich, aber den Himmel mit der Erde vermengen, iſt thöricht. Man muß den Fabeln nicht folgen, wenn man Gewißheit hat, denn, wie Pindar ſagt, die Körper aller Menſchen werden von dem übermächtigen Tode hinweggeführt, aber es bleibt ein ewig lebendes Etwas übrig. *) Denn dieß iſt allein

*) σῶμα μὲν παντων ἕπεται θανάτῳ περισθενεῖ, ζωὸν δ' ἔτι λείπεται δὶ αἰῶνος εἴδωλον. Erſtlich finden ſich dieſe Verſe nicht in allen den Gedichten, die vom Pindar bis auf unſre Zeiten gekommen ſind. Aber es iſt viel von Pindars Werken, z. B. alle ſeine Dithyramben, verlohren gegangen. Zweytens habe ich εἴδωλον durch Etwas überſetzt, weil ich, mit allem Nachſinnen, kein Wort in unſrer Sprache finden kann, welches das Griechiſche erſchöpft. Bild iſt hier, in dieſer Stelle, ſo viel als nichts, und falſch. Vmbra der Lateiner iſt das rechte Wort, aber Schatten geht im Deutſchen durchaus nicht an. Das Schattenbild, das Luftbild würde ſtatt finden, wenn es hier, an dieſem Orte, nicht zweydeutig wäre.

von Gott, und geht wieder dahin, woher es gekommen iſt, nicht mit dem Körper zugleich, ſondern vom Körper gänzlich geſchieden und abgeſondert, völlig rein, unkörperlich und heilig. Denn die Seele iſt, nach dem Heraklitus, der trockne und beſſre Theil, und fliegt aus dem Körper wie der Blitz aus der Wolke. So lange ſie aber noch mit dem Körper vermiſcht und davon umfüllt iſt, gleicht ſie einer ſchweren und neblichten Ausdünſtung, die ſich ſchwer entflammt, und ſchwer erhebt. Man muß alſo auch die Körper der guten Menſchen nicht wider die Natur in den Himmel ſchicken. Aber es ſcheint der Natur und der göttlichen Gerechtigkeit nicht zuwider zu ſeyn, daß die tugendhaften Seelen der Menſchen aus Menſchen Halbgötter, aus Halbgötter Dämone, (Geiſter mit Macht auf die Menſchen) aus Dämonen, wenn ſie endlich, ſo wie bey den Einweyhungen, völlig gereinigt und geheiligt ſind, alle Leidenſchaften und alles Sterbliche abgelegt haben, wirklich nicht durch das Geſetz einer Stadt, und ſelbſt der Vernunft gemäß, unter die Götter aufgenommen werden, und ſo die ſchönſte und ſeligſte Vollendung erlangen.

Der Zuname Quirinus, welchen Romulus erhielt, iſt, nach einigen, ſo viel als der Kriegsgott Mars ſelbſt, andere leiten ihn davon her, daß die Bürger von Rom überhaupt Quiriten hieſſen: andere glauben, er komme daher, daß die Alten das Eiſen an der Lanze Quiris, und das Bild, das neben der Lanze geſtellt iſt, die

Quiritiſche Juno genannt haben: die in der königlichen Burg ſtehende Lanze ſey Mars genannt worden, und mit einer Lanze wären auch diejenigen belohnt worden, welche ſich im Kriege hervorgethan hätten, alſo ſey Romulus als ein Mars, als ein kriegeriſcher Gott, Quirinus genannt worden. Der Tempel, der ihm geweiht iſt, ſteht auf dem nach ihm genannten Quirinaliſchen Berge.

Der Tag, an welchem Romulus wegkam, wird die Volksflucht genannt, und nonae capratinae, weil man da aus der Stadt hinaus an den Ziegenſumpf geht, und dort opfert, denn die Ziege heißt im Lateiniſchen capra. Wenn ſie zum Opfer herausgehn, ſo rufen ſie viele von denen in ihrem Lande gewöhnliche Namen aus, z. E. Marcus, Lucius, Cajus, *) um dadurch die ehemalige Flucht vorzuſtellen, und wie ſie einander mit Furcht und Schrecken zugerufen haben. Einige zwar halten dieſes für keine Vorſtellung der Furcht, ſondern der Schnelligkeit und des Eifers, und bringen folgende Geſchichte dabey als die Urſache an.

Als die Gallier Rom einnahmen, und darauf bald vom Camillus vertrieben wurden, aber die Römer ſich doch, wegen der Entkräftung, nicht ſogleich wieder erholen konnten, ſo ergriffen viele Lateiniſche Völkerſchaften, unter der Anführung

*) S. die Noten in der Reiskiſchen und Bryaniſchen Ausgabe, wenn meine Ueberſetzung in dieſer Stelle von allen andern abzugehen ſcheint.

des Livius Poſthumius die Waffen wider ſie. Dieſer lagerte ſich mit ſeiner Armee nicht weit von Rom, und ſchickte einen Herold mit dem Antrage ab: die Lateiner wollten gern die ſchon ganz vergeſſene alte Freundſchaft und Verwandtſchaft wieder erneuern, und ſie durch neue Verheirathungen zwiſchen beyden Völkern verſichern. Wenn nun die Römer eine gute Anzahl Jungfern und Wittwen zu ihnen ſchicken wollten, ſo ſollte Friede und Freundſchaft unter beyden Völkern ſeyn, wie ehemals aus gleicher Urſache zwiſchen ihnen und den Sabinern geſtiftet worden wäre. Auf dieſen Antrag wurden die Römer für den Krieg furchtſam, und doch hielten ſie die Auslieferung der Frauenzimmer für nichts geringers als eine Gefangenſchaft. Indem ſie in der größten Ungewißheit ſchweben, kommt eine Magd, Philotis, oder wie andere wollen, Tutola, genannt, und giebt den Rath, keines von beyden zu thun, ſondern ſich einer Liſt zu bedienen, und zugleich den Krieg und die Auslieferung zu vermeiden. Sie wollte, daß man ſie ſelbſt und andere artige und wohlgekleidete Mägde als freye Bürgerstöchter zu den Feinden ſchickte. Dann wollte ſie des Nachts mit einer Fackel ein Zeichen geben und die Römer ſollten alsdenn die Feinde überfallen, und ſie im Schlafe überwältigen. Dieſes wurde bewerkſtelliget, die Lateiner ließen ſich hintergehen: Philotis hielt auf einem wilden Feigenbaume eine Fackel in die Höhe, und machte hinterwärts Decken und Vorhänge davor, daß der

Schein

Schein nicht von den Feinden, ſondern nur von den Rômern konnte geſehen werden. Sobald die Rômer das Licht ſahen, thaten ſie einen Ausfall aus der Stadt, und riefen, um die Eilfertigkeit zu beſchleunigen, einander bey den Thoren oft zu. Sie ůberfielen die Feinde unvermuthet, und ſchlugen ſie. Sie feyerten darůber ein Siegesfeſt, und dieſes ſind die nonae capratinae, welche den Namen vom Feigenbaume, im Lateiniſchen caprificus, fůhren. Die Weiber werden auſſerhalb der Stadt unter dem Schatten eines Feigenbaums bewirthet. Die Mågde aber laufen haufenweiſe herum und ſpielen mit einander, und ſchlagen und werfen ſich mit Steinen, um diejenigen vorzuſtellen, welche damals den Rômern halfen und mit ihnen ſtritten. Dieſe Erzehlung aber wird von wenigen Geſchichtſchreibern angenommen. Es ſcheint auch die Ceremonie, daß ſie bey Tage die Namen ausrufen, und zum Ziegenſumpfe zum Opfern gehn, ſich beſſer zur erſten Begebenheit zu ſchicken; wenn nicht etwa beyde Begebenheiten, zu verſchiedenen Zeiten an einem Tage ſich zugetragen haben. Romulus ſoll vier und funfzig Jahr alt geweſen ſeyn, und ſieben und dreyßig Jahr regiert gehabt haben, als er den Augen der Menſchen entriſſen wurde.

Vergleichung des Theſeus mit dem Romulus.

Dieſes ſind nun die merkwürdigſten Begebenheiten, welche vom Theſeus und Romulus auf die Nachwelt gekommen. Jener ſcheint aus eigener Wahl, ohne genöthigt zu ſeyn, nach groſſen Dingen geſtrebt zu haben, da er hätte zu Trözene, in einer nicht unbedeutenden Herrſchaft, ruhig regieren können: dieſer aber wurde durch die Nothwendigkeit zu groſſen Thaten getrieben, um der bevorſtehenden Sklaverey und Strafe zu entgehen, er wurde nach dem Ausdrucke des Plato, von der Furcht tapfer gemacht. Ferner iſt es eine groſſe That des Romulus, daß er einen Tyrannen zu Alba tödtete: aber Theſeus tödtete den Skiron, Sinnis, Prokruſtes und Korynetes, gleichſam wie in Nebengeſchäften und Vorſpielen größrer Kämpfe. Durch die Beſtrafung und Ermordung dieſer Menſchen befreyte er Griechenland von grauſamen Tyrannen, ehe noch die, die er errettet hatte, wußten, wer er wäre. Theſeus konnte ſeine Reiſe ſicher zur See machen, ohne den Gefahren der Räuber ausgeſetzt zu ſeyn: Romulus konnte, ſo lange Amulius lebte, nicht ſicher ſeyn. Ein Beweis davon iſt, daß Theſeus, ohne ſelbſt beleidigt zu ſeyn, andern zum Beſten böſe Menſchen umbrachte: die beyden Römer aber achteten es nicht, daß andern Unrecht geſchahe, ſo lange

ſie nur vom Tyrannen unbeleidigt blieben. Und wenn es etwas Groſſes iſt, daß Romulus in der Schlacht mit den Sabinern verwundet wurde, den Akron beſiegte, und mit eigner Hand eine Menge von Feinden umbrachte, ſo kann man damit das Treffen mit den Centauren und mit den Amazonen vergleichen.

Aber kaum kann man die Kühnheit, die Groß- muth, die Liebe für den Staat und die Begierde nach Ruhm und Tugend genug erheben, wenn man betrachtet, daß Theſeus wegen des cretiſchen Tributs ſo viel wagte, da er ſich darſtellte, entweder eine Speiſe des wilden Thieres, oder ein Schlachtopfer bey dem Grabe des Androgeos zu werden, oder, welches noch das geringſte war, bey ſtolzen und grauſamen Menſchen eine niederträchtige und ſchwere Sklaverey zu dienen, und freywillig mit den Mädchen und jungen Knaben zu Schife gieng.

Die Philoſophen ſcheinen mir nicht unrichtig die Liebe als ein Mittel der Götter zur Beſorgung und Erhaltung der Jugend beſchrieben zu haben. Denn die Liebe der Ariadne zu dem Theſeus war gewiß ein Werk Gottes, und ein Mittel, den Mann zu erretten; und man darf ſie auch nicht deswegen beſchuldigen, daß ſie in den Theſeus verliebt wurde: man muß ſich vielmehr wundern, daß es nicht alle Mädchen geworden ſind. Wenn ſie aber ganz allein in dieſe Leidenſchaft gerieth, ſo glaube ich mit Recht zu behaupten, daß ſie, als eine, die das gute, und anſtändige, und das vor-

trefliche liebte, auch gewiß der Liebe des Gottes Bacchus würdig war.

Beyde, Romulus und Theſeus, waren groſſe Politiker, keiner aber konnte die königliche Hoheit bis ans Ende behaupten, ſondern beyde veränderten ſich, der eine in einen Freund des Volks, der andre in einen Tyrannen, und fielen, aus ganz verſchiednen Leidenſchaften, in einerley Fehler. Denn der Regent muß vor allen andern ſeine Hoheit erhalten, welches eben ſo wohl dadurch geſchieht, daß er das unbillige vermeidet, als daß er das, was billig iſt, erhält. Wenn er zu ſehr nachläßt, oder die Sachen überſpannt, bleibt er nicht König noch Regent, ſondern er wird entweder der Diener des Volks, oder ein Deſpot, und ſo zieht er ſich entweder Verachtung oder Haß zu. Doch iſt jenes mehr das Zeichen eines ſanften und menſchenfreundlichen Charakters, dieſes ein Beweis der Eigenliebe und Grauſamkeit.

Wenn Unglücksfälle nicht gänzlich dem Schickſale zuzuſchreiben ſind, ſondern man dabey auch auf die Verſchiedenheit der Sitten und Leidenſchaften zu ſehen hat, ſo wird wohl niemand den Romulus wegen ſeiner unvernünftigen Erbitterung gegen ſeinen Bruder, noch den Theſeus wegen ſeines unbeſonnenen Zorns gegen ſeinen Sohn, unſchuldig halten. Aber die Urſache des Zorns entſchuldigt denjenigen am meiſten, der durch einen wichtigen Grund, wie gleichſam durch einen ſchweren Schlag, hingeriſſen wurde. Romulus gerieth bey der Berathſchlagung und Unterſuchung

über das gemeine Beſte in Streit, und wer könnte glauben, daß er ſo ſchnell auf einmal ſo heftig entrüſtet worden ſey? Den Theſeus aber brachte gegen ſeinen Sohn die Liebe auf, wovon wenig Menſchen in der Welt ſind frey geblieben, und die Eiferſucht, und die Verläumdung ſeiner Gemahlin. Was das meiſte aber iſt, ſo artete des Romulus Zorn gleich in That aus, und hatte eine traurige Wirkung: der Zorn des Theſeus aber kam nicht weiter als zu Worten, zu Vorwürfen, und dem Alter gewöhnlichen Verwünſchungen; das übrige Unglück, welches den Jüngling traff, ſchien bloß vom Schickſale her zu kommen. Unter ſolchen Umſtänden alſo wird wohl Theſeus die meiſten Stimmen auf ſeiner Seite haben.

Aber bey Jenem iſt es etwas Groſſes, daß er zu ſeinen Unternehmungen einen ſo geringen Anfang hatte: denn er und ſein Bruder hieſſen Sklaven und Söhne der Hirten, und, ehe ſie noch frey wurden, hätten ſie beynahe alle Lateiner frey gemacht. Sie erhielten zu einer Zeit die ſchönſten Namen, Sieger der Feinde, Erhalter ihrer Anverwandten, Könige von Völkerſchaften, Erbauer von Städten, aber nicht Anbauer, wie Theſeus war, der aus vielen eine einzige Stadt zuſammenſetzte, und viele Oerter, die ihre Namen von Königen und Helden herführten, vernichtete. In der Folge that dieſes Romulus auch, und zwang die Feinde, ihre Wohnungen zu verheeren und zu verlaſſen, und mit den Ueberwindern in Gemeinſchaft zu wohnen. Im Anfange aber verlegte er

keine Stadt und vergrößerte keine, ſondern erſchuf ſie aus nichts, und erwarb ſich ſelbſt Land, Vaterland, Königreich, Geſchlecht, Verheirathungen ſeiner Unterthanen, Anverwandten. Er brachte niemanden um, er machte niemanden unglücklich; er machte diejenigen glücklich, welche ohne Haus und Hof waren, und zu einem Volke gerechnet, und Bürger ſeyn wollten. Er tödtete nicht Mörder und Räuber, ſondern ganze Völkerſchaften überwand er im Kriege, und ihre Städte zerſtörte er, und ihre Könige und Fürſten führte er im Triumphe auf.

Die Ermordung des Remus iſt, in Abſicht des Thäters, noch ungewiß, und die mehrſten Schriftſteller geben die Schuld andern Perſonen. Aber ohne Widerſpruch iſt es, daß Romulus ſeine Mutter von ihrer Gefahr errettete, und ſeinen Großvater aus einer unrühmlichen und ſchimpflichen Knechtſchaft auf den Thron des Aeneas ſetzte. Und wie viele Wohlthaten erzeigte er ihm freywillig; beleidiget hat er ihn auch nicht einmal wider ſeinen Willen. Hingegen die Vergeſſenheit und Nachläſſigkeit des Theſeus in Abſicht des Befehls von dem bey der Rückkunft zu veränderndem Segel kann, meines Erachtens, kaum, durch eine weitläuftige Vertheidigung, und vor den gelindeſten Richtern, von der Beſchuldigung des Vatermords befreyt werden. Dieſes ſahe auch jener Athenienſer wohl ein, und weil es ſo ſchwer war, dem Theſeus zu vertheidigen, ſo erdichtete er, daß Aegeus, als das Schif angekommen, ſehr eilfertig

nach der Burg zugelaufen, um das Schif zu ſe-hen, und angeſtoſſen, und herabgefallen ſey, gleich-ſam als wenn er ohne Begleiter geweſen ſey, oder indem er ans Meer hineilte, keine Bedienten um ihn herum geweſen wären.

Was die Entführung der Frauenzimmer be-trift, ſo kann Theſeus mit gar keinem wohlanſtän-digen Vorwande entſchuldigt werden, zuerſt des-wegen, weil er es öfters that; denn er raubte die Ariadne, die Antiope, und die Anaxo von Tröze-ne, und vorzüglich die Helene, da er ſchon ſehr alt und ſie noch nicht mannbar, ſondern ein Kind und unerwachſen war, und er auch, in dieſem Al-ter, alle rechtmäßige Heirathen hätte vermeiden müſſen. Dann auch wegen der Urſache. Die von ihm entführten Töchter der Trözenier, Lacedämo-nier und Amazonen waren zum Kindergebähren nicht mehr geſchickt, als die Enkelinnen des Erechtheus und Cecrops zu Athen. Aber eben dieſes erweckt den Verdacht, daß ſeine Entführungen nur aus Frechheit und Wolluſt geſchahen. Romulus hin-gegen raubte zwar beynahe achthundert Frauen-zimmer, aber er behielt, wie man ſagt, nur die einzige Herſilia für ſich, die übrigen alle vertheil-te er unter die vornehmſten Bürger. Und die nach-herige Hochachtung, Liebe und Gerechtigkeit, die den Weibern erzeigt wurde, machte jene erſte Ge-waltthätigkeit und Ungerechtigkeit zum ſchönſten und klügſten Mittel der Verbindung. Denn er vermiſchte und verknüpfte auf ſolche Art zwey Völker, und eröfnete dadurch die Quelle einer

wechſelſeitigen Freundſchaft und einer vermehrten Macht. Von der Achtung und Liebe und Beſtändigkeit, die er durch dieſe Heirathen ſtiftete, giebt ſelbſt die Zeit Zeugniß. Denn in zweyhundert und dreyßig Jahren unterſtand ſich kein Mann ſeine Frau, noch eine Frau ihren Mann zu verlaſſen; ſondern, ſo wie die neugierigſten unter den Griechen den erſten Vatermörder und Muttermörder angeben können, wiſſen es auch die Römer, daß Carvilius Spurius ſich zuerſt von ſeiner Frau wegen Unfruchtbarkeit hat ſcheiden laſſen. Auſſer der Zeit geben auch die Folgen dem Sabiniſchen Weiberraube gutes Zeugniß. Denn beyde Könige hatten, wegen dieſer Verheirathungen, die Regierung, und beyde Völker das Bürgerrecht, gemein. Von den Vermählungen des Theſeus aber erhielten die Athenienſer keine Freundſchaft und Verbindung, wohl aber Feindſchaft und Krieg, und Niederlagen der Bürger. Endlich gieng darüber gar Aphidnå verloren: und kaum erhielten es die Athenienſer von dem Mitleide der Feinde, die ſie flehend wie Götter verehrten, daß ſie nicht eben das Schickſal erlitten, welches nachher die Trojaner wegen des Paris erfuhren. Die Mutter des Theſeus kam zwar nicht in Lebensgefahr, ſondern erfuhr das Schickſal der Hekuba, da ſie von ihrem Sohne verlaſſen war; wenn anders nicht das, was man von ihrer Gefangenſchaft erzehlt, erdichtet iſt, wie denn zu wünſchen iſt, daß dieſes und manches andre vom Theſeus nicht wahr ſeyn möchte.

Endlich findet ſich auch in Abſicht des höhern Verhängniſſes zwiſchen beyden Helden viel Unterſchied. Die Erhaltung des Romulus zeigte eine beſondre Gnade der Götter, aber das Orakel, welches dem Aegeus gegeben wurde, daß er ſich der ausländiſchen Weiber enthalten ſollte, ſcheint anzuzeigen, daß die Geburt des Theſeus wider den Willen der Götter geſchehen ſey.

Lykurg.

Man kann von dem Geſetzgeber Lykurg uͤberhaupt nichts zuverlaͤßiges ſagen, da ſeine Herkunft, Reiſen und Tod, auch ſogar ſeine Beſchaͤftigung mit der Geſetzgebung und Regierungsform ſehr verſchieden erzehlt wird; am wenigſten iſt man in der Beſtimmung der Zeit einig, zu welcher er ſoll gelebt haben. Einige erzehlen, daß er zu gleicher Zeit mit dem Jphitus gelebt, und mit denſelben den Waffenſtillſtand angeordnet habe, welcher waͤhrenden Olympiſchen Spielen gehalten wird, *) welcher Meynung auch der Philoſoph Ariſtoteles zugethan iſt, und zum Beweiſe die Wurfſcheibe anfuͤhrt, die man noch zu Olympia antrift, auf welcher der Name des Lykurgs ein-

*) Es war bey den Griechen die Gewohnheit, waͤhrender Feyer der groſſen Spiele Griechenlands, der Olympiſchen, Pythiſchen, Jſthmiſchen und Nemaͤiſchen Spiele, wenn Krieg gefuͤhrt wurde, Waffenſtillſtand zu halten. Wenn Lykurg zu des Jphitus Zeiten lebte, ſo lebte er ungefaͤhr 800 Jahr vor Chriſti Geburt. Uebrigens findet man ſehr viel von der Zeit, wenn Lykurg gelebt hat, Lib. I. Stromat. Clement. Alexandr.

gegraben ſteht. Diejenigen hingegen, welche die Jahre nach der Regierungsfolge der Spartaniſchen Könige rechnen, als Erathoſthenes, und Apollodor, machen ihn um viele Jahre älter, als den Anfang der Olympiaden. Timäus muthmaſſet, daß, da zwey Lykurgs zu Sparta, zu verſchiednen Zeiten gelebt hätten, man dem einen, wegen ſeines Rufs, auch die Thaten des andern zugeſchrieben habe, und daß der eine, ältere, nicht lange nach dem Homer gelebt, auch einigen Berichten nach, ihn ſelbſt geſehen habe. Xenophon macht ihn ſehr alt, wenn er ſagt, daß er um die Zeiten der Herakliden gelebt habe. *) Denn, obgleich auch die letzten Könige zu Sparta aus dem Geſchlechte der Herakliden waren, ſo ſcheint er doch die allererſten, die gleich nach dem Herkules lebten, anzudeuten. So ungewiß nun aber auch die Geſchichte des Lykurgs iſt, wollen wir einen Verſuch machen, ſein Leben zu beſchreiben, und denjenigen Erzehlungen folgen, die den wenigſten Widerſpruch, oder die bewährteſten Zeugen haben.

Der Dichter Simonides giebt nicht den Eunomus, ſondern den Prytanis als den Vater des Lykurgs an: die meiſten aber beſtimmen die Ge=

*) In Libr. de Lacedaemoniorum republica. Aus dieſer Schrift des Xenophons hat Plutarch vieles in dieſer Lebensbeſchreibung genommen, und die Vergleichung beyder Schriftſteller würde eine ſehr angenehme Beſchäftigung ſeyn.

ſchlechtsfolge des Lykurgs und Eunomus auf andre Art, und erzehlen, daß Patrokles, ein Sohn des Ariſtodems den Sous, Sous den Eurition, dieſer den Prytanis, Prytanis den Eunomus, und Eunomus mit ſeiner erſten Gemahlin den Polydektes, mit der zweyten aber, der Dianaſſe, den Lykurg gezeugt habe; aber nach dem Eutychidas *) war Lykurg der ſechſte vom Patrokles, und der elfte vom Herkules.

Unter den Vorfahren des Lykurgs hatte Sous die mehrſte Hochſchätzung, unter deſſen Anführung die Lacedämonier die Heloten ſich unterwarfen, und ein gutes Stück Landes den Arkadiern wegnahmen, und ihren Grenzen zufügten. Man erzehlt vom Sous, daß er einſtmals an einem unbequemen Orte, wo er Mangel am Waſſer gelitten, von den Klitoriern eingeſchloſſen wurde, und ihnen verſprochen habe, das eroberte Land wieder abzutreten, wenn er und alle ſeine Soldaten aus dem nahe dabey befindlichen Brunnen getrunken hätten. Dieß wird von beyden Seiten angenommen, und mit einem Eide beſchworen. Sous ruft hierauf ſeine Soldaten zuſammen, und verſpricht demjenigen, der nicht trinken würde, das Königreich abzutreten. Aber keiner konnte ſich mäßigen, alle tranken: Sous ſtieg zuletzt herab, beſprengte

*) Ohnerachtet der Anmerkung des Bryanus kann ich mich nicht entſchlieſſen, Διευτυχίδας anſtatt Ἐυτυχίδας zu leſen. Die particula δε dünkt mir hier auch nothwendig.

ſich nur mit dem Waſſer, und gieng in Gegenwart der Feinde wieder von dem Brunnen hinweg: nun wollte er ihnen das Land nicht abtreten, weil ſie nicht alle getrunken hätten. Ob ihn gleich die Spartaner deswegen bewunderten, ſo nannten ſie ſeine Nachkommen doch nicht nach ihn, ſondern nach ſeinem Sohne Eurition, Euritioniden, weil dieſer König zuerſt von der deſpotiſchen Gewalt etwas fahren ließ, und die Gunſt des Volkes ſich zu erwerben ſuchte. Aus dieſer Verminderung der königlichen Macht aber entſtand zu Sparta lange Zeit fort Geſetzloſigkeit und Verwirrung, indem das Volk immer frecher wurde, und die nachfolgenden Könige entweder durch Strenge ſich bey der Menge verhaßt machten, oder, um die Gunſt derſelben zu erhalten, und aus Schwäche, noch immer mehr von ihrer königlichen Hoheit nachlaſſen mußten. Dergleichen Frechheit verurſachte auch den Tod des Vaters des Lykurgs: denn, indem er eine Schlägerey ſtillen wollte, wurde er mit einem Küchenmeſſer erſtochen, und ſein älterer Sohn Polydektes folgte ihm in der Regierung nach.

Nach dem bald darauf erfolgten Tode des Polydektes hätte, nach aller Vermuthen, Lykurg König werden ſollen. Er übernahm auch die Regierung, ehe die Schwangerſchaft der hinterlaſſenen Wittwe ſeines Bruders bekannt wurde. Sobald er aber dieſes erfuhr, erklärte er, daß das Königreich, wenn die Königin einen Prinzen zur Welt brächte, demſelben gehörte, und er führte indeſſen

die Regierung nur als Vormund. Die Lacedämonier nennen einen Vormund minderjähriger Könige Prodikus. Die Königin ließ dem Lykurg insgeheim melden, ſie wolle ihr Kind umbringen, wenn er als König zu Sparta ſie zur Gemahlin nehmen wolle. Aber Lykurg verabſcheute dieſe Schändlichkeit. Gleichwohl verwarf er ihren Vorſchlag nicht, ſondern nahm ihn vielmehr mit einer verſtellten Billigung an, und wollte nur nicht zugeben, daß ſie durch Arzneymittel die Frucht abtriebe, weil das ihrem Körper ſelbſt ſchädlich ſeyn und ſie in Gefahr bringen könnte; er aber ſelbſt wolle ſchon dafür ſorgen, daß das Kind gleich nach der Geburt umgebracht würde. So ſchmeichelte er ihr bis zur Geburt. Da er Nachricht bekam, daß ſie eben niederkommen würde, ſchickte er einige zu ihr, welche bey der Geburt gegenwärtig ſeyn, und genaue Achtung geben mußten, und befahl ihnen, wenn das Kind ein Mädchen wäre, es den Frauenzimmern zu übergeben, wäre es aber ein Sohn, denſelben ſogleich zu ihm zu bringen, er möchte auch ſeyn wo er wollte. Er ſpeiſte eben mit den vornehmſten Spartanern, als die Königin von einem Prinzen entbunden wurde. Seine Bedienten brachten das Kind zu ihm. Er nahm es auf die Arme, und ſagte zu den Anweſenden: Spartaner, es iſt euch ein König gebohren worden. Er legte das Kind auf den Königsſtuhl, und gab ihm den Namen Charilaus, weil alle voller Freude darüber waren, und ſeine Großmuth und Gerechtigkeit rühmten. Er hatte überhaupt acht Monathe regiert.

Es waren noch mehrere Urſachen, welche ihm die Hochſchätzung ſeiner Bürger zuwege gebracht hatten, und weit mehrere gehorchten ihn aus freyem Willen, weil er ein tugendhafter Mann war, als aus Nothwendigkeit, weil er königlicher Vormund und Regent war. Es fehlte aber auch nicht am Neide und an Widerſetzlichkeit, indem er noch in ſeinen jungen Jahren ſich ſo hervorthat; *) beſonders thaten dieſes die Anverwandten und Freunde der Mutter des Königs, welche ſich von ihm verachtet fand. Ihr Bruder Leonidas ſagte ſogar, unter heftigen Beſchimpfungen des Lykurgs, ihm ins Geſicht, er wiſſe wohl, daß er König werden würde, durch welche Verläumdung er ihn im voraus verdächtig machen wollte, wenn allenfalls der junge König ſtürbe, als wenn

*) ἦν δε τι καὶ τὸ φθονοῦν, καὶ πρὸς τὴν αὔξησιν ὄντι νέῳ πειρώμενον ἐνίσασθαι. Ueber dieſe wirklich, in Abſicht des Sinnes, ſchwere Stelle haben die Editoren nichts geſagt. Bloß Reiske ſchlägt vor ἰόντι, eunti, anſtatt ὄντι, welches mir aber nicht Gnüge leiſtet. Die Ueberſetzer helfen ſich alle ſo gut ſie können. Dacier läßt das Wort νέῳ in ſeiner Ueberſetzung ſtillſchweigend weg. Lapus und Kind ziehen die Worte auf den jungen Charilaus: „man widerſetzte ſich ihm bey zunehmenden „Jahren des jungen Prinzen;“ allein die griechiſche Conſtruction läßt dieſes gewiß nicht zu. Cruſerius und Amyot haben ungefähr ſo, wie ich, überſetzt. Und das ὄντι νέῳ iſt in Abſicht des Lykurgs nicht unſchicklich; Lykurg war allerdings noch nicht alt, da er Regent war, und ſich ſo viel Anſehn erwarb.

es durch geheime Anſtalten geſchehen wäre. Gleiche Gerüchte ſtreute die Mutter des Königs aus. Der Verdruß darüber und die Furcht für unvermuthete Zufälle brachte ihn auf den Gedanken, durch eine Reiſe allem Verdachte zu entgehen, und ſo lange fremde Länder zu beſuchen, bis ſein Neffe einen Thronfolger gezeugt hätte.

Er verließ alſo Sparta, und kam zuerſt nach Creta, wo er die dort eingeführten Geſetze und die Regierungsform ſtudirte, den Umgang der berühmteſten Männer genoß, einige ihrer Geſetze billigte und annahm, um ſie zu Sparta für ſein Vaterland zu nutzen, andre aber verwarf. Einen von ihren weiſen und ſtaatsklugen Männern, Thales, brachte er durch ſeine freundſchaftliche Bitten dahin, daß er ſich nach Sparta begab. Man hielt ihn für einen lyriſchen Dichter, und unter dieſem Scheine zeigte er ſich als einen der beſten Geſetzgeber. Seine Gedichte munterten zum Gehorſam und zur Eintracht auf, und ergötzten zugleich durch ihren dichteriſchen Reitz, und den metriſchen Wohlklang. Die ſie anhörten wurden unvermerkt ſanfter und milder geſinnt, und es entſtand ein Eifer zur Tugend aus den bisher ausgebreiteten mißgünſtigen üblen Geſinnungen. Auf dieſe Art bahnte Thales dem Lykurg den Weg, den Spartanern eine beſſre Cultur zu geben.

Von Creta ſchifte Lykurg nach Aſien, um, wie erzehlt wird, mit der mäßigen und ſtrengen Lebensart der Cretenſer die Joniſche Pracht und Ueppigkeit zu vergleichen, ſo wie ein Arzt geſun-

de

de Körper mit ſiechen und kranken vergleicht, und, um den Unterſchied der Sitten und der verſchiednen öffentlichen Einrichtungen kennen zu lernen. Hier ſoll er zuerſt die Gedichte des Homers, die bey den Nachkommen des Kleophylus aufbewahrt wurden, zu Geſicht bekommen haben, und da er fand, daß in denſelben mit der Ergötzung und der angenehmen Unterhaltung auch viele wichtige, politiſche und moraliſche Lehren vermiſcht waren, ſo ſchrieb er ſie mit vielem Fleiſſe ab, um ſie mit nach Sparta zurück zu nehmen. Es hatte ſich zwar ſchon ein gewiſſer dunkler Ruhm dieſer Gedichte bey den Griechen verbreitet, aber nur wenige beſaſſen einzelne Stücke davon, indem dieſe ganzen Gedichte ſich auf mancherley Art zerſtreut hatten. Lykurg war der erſte, welcher ſie zuſammrn allgemein bekannt machte. Die Aegypter geben vor, daß Lykurg auch bey ihnen geweſen ſey, und beſonders den Unterſchied zwiſchen dem kriegriſchen und den andern Ständen bewundert, *) dieſe Einrichtung zu Sparta eingeführt, und indem er die Handwerker und Künſtler davon abſonderte, einen wirklich artigen und reinen Staat aufgerichtet habe. Wirklich ſtimmen auch einige griechiſche Scribenten dieſen Nachrichten der Aegypter bey. Daß Lykurg aber auch Africa und Spanien durch-

*) Die Aegypter theilten ihre Nation in fünf Klaſſen, nach dem Diodor von Sicilien, (Libr. I. p. 66. ſeq.) in Prieſter, Soldaten, Ackersleute, Hirten und Künſtler. Andere geben ſieben dergleichen Klaſſen an.

reiſet, und in Indien mit den Gymnoſophiſten Umgang gepflogen, findet man bey keinem andern Schriftſteller, als bey dem Ariſtokrates, des Hipparchus Sohn, aus Sparta.

Die Lacedämonier vermißten den Lykurg, da er weg war, und riefen ihn öfters zurück. Ihre Könige hatten bloß Namen und Ehre, ſonſt aber nichts von den Bürgern unterſchiedenes: im Lykurg hingegen war Genie zum Herrſchen, und ein Geiſt, der die Menſchen zu allen hinzog. Aber auch ſelbſt die Könige wünſchten die Rückkunft dieſes Mannes, und hoften, wenn er zugegen wäre, nicht mehr ſo ſehr dem Uebermuthe des Pöbels ausgeſetzt zu ſeyn.

Da er nun bey ſeiner Rückkunft ſein Vaterland in ſolchen Geſinnungen fand, ſo unternahm er es ſogleich, die bisherige Verfaſſung abzuändern, und die Regierungsform abzuſchaffen, weil ein groſſer Theil ſeiner Geſetze weder möglich noch nützlich war, wenn er nicht, ſo wie bey einem verdorbnen und mit mancherley Krankheiten behafteten Körper die üble Miſchung der Säfte durch allerhand reinigende Arzneymittel weggeſchaft und verändert wird, eine ganz neue Lebensart bey ſeinen Mitbürgern einführte.

Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, reiſete er zuerſt nach Delphos, opferte dort dem Apollo, und fragte ihn um Rath, und brachte jenes berühmte Orakel von da mit zurück, in welchem ihn Pythia einen Götterfreund nannte, und der mehr ein Gott als ein Menſch ſey. Als er den Gott um die

Billigung ſeiner Staatseinrichtung anflehte, billigte Apoll dieſelbe, und erklårte, daß ſeine Staatsverfaſſung die vortreflichſte unter allen ſeyn wůrde. Voll Zuverſicht darůber ſuchte er die Vornehmſten ſich geneigt zu machen, und ermunterte ſie, ſich mit ihm zu einem Zwecke zu vereinigen. Zuerſt berathſchlagte er insgeheim mit ſeinen Freunden, und darauf zog er nach und nach mehrere zur Theilnehmung ſeines Vorhabens.

Da der gehörige Zeitpunkt da war, ließ er dreyßig der vornehmſten frůh morgens bewafnet auf den Markt gehn, um denen, die ſich etwa widerſetzen wollten, Furcht und Schrecken einzujagen. Hermippus hat die Namen von zwanzig der vorzůglichſten Månner angegeben: denjenigen aber, der an allen den Unternehmungen des Lykurgs den meiſten Antheil nahm, und bey ſeiner Geſetzgebung vorzůglich mitwirkte, nennen die Geſchichtſchreiber Arthmiadas. Gleich bey dem Anfange des Tumults gerieth der Kőnig Charilaus in Furcht, daß dieſe ganze Sache auf ihn gerichtet ſeyn möchte, und entfloh in den Tempel der Minerva, welcher Chalkioekos hieß. Nachdem er aber von der Sache unterrichtet, und eine eidliche Verſicherung gegeben wurde, ſo gieng er mit hervor, und half das Vorhaben ausfůhren. Er hatte einen ſo ſanften Charakter, das Archelaus, ſein Mitkőnig, zu denen, die dieſen jungen Kőnig lobten, geſagt haben ſoll: „Wie ſollte Charilaus nicht ein guter Fůrſt ſeyn, da er auch gegen die Böſen nicht einmal hart ſeyn kann?“

Das erſte und wichtigſte unter den neuen Einrichtungen des Lykurgs war die Errichtung eines Senats, welcher, nach dem Urtheile des Plato, da er mit der zu ſehr erhobnen Macht der Könige vermiſcht, und mit derſelben in gleiche Gewalt geſetzt ſey, zur größten Wohlfahrt und Erhaltung der Mäßigung gereichte. Denn der Staat ſchwankte und neigte ſich bald zu einer königlichen Tyranney, bald zu einer Herrſchaft des Volks, und nun wurde gleichſam wie ein Gegengewicht die Macht des Senats in die Mitte geſetzt, und erhielt die ſicherſte Ordnung und Verfaſſung. Die acht und zwanzig Senatoren traten beſtändig auf die Seite der Könige, wenn die Gewalt des Volks zu groß werden wollte, und unterſtützten beſtändig das Volk, wenn eine königliche Tyranney zu befürchten war. Denn ſo viel Senatoren ſollen, dem Ariſtoteles zu Folge, ſeyn geſetzt worden, weil von den dreyßigen, die es anfänglich mit dem Lykurg hielten, zwey, aus Furcht, wieder zurück getreten ſind. Sphärus aber meldet, daß gleich im Anfange nur acht und zwanzig an dem Vorhaben des Lykurgs Theil genommen. Vielleicht hat auch die Vollkommenheit der Zahl dieſes verurſacht, welche entſteht, wen die ſieben mit der viere multiplicirt wird, weil die erſte Zahl nach der ſechſe allen ihren Theilen gleich, und eine vollkommne Zahl iſt. Mir aber dünkt, daß wohl deswegen ſo viele Senatoren geſetzt worden ſind, damit die ganze Verſammlung dreyßig ausmachte, wenn die zwey Könige zu den Senatoren hinzukämen.

Lykurg beeiferte ſich ſo ſehr für dieſen Senatoriſchen Stand, daß er darüber ein Orakel des Gottes zu Delphos einholte, welches Rhetra genannt wurde. Das Orakel war dieß: „Wenn du dem Zeus Syllanius und der Minerva Syllania einen Tempel erbaut, die Zünfte gezünft, und dreyßig Rathpflegende, Fürſten und zwey Erzfürſten zuſammen, geſtiftet haſt, ſo halte von Tagen zu Tagen zwiſchen Babyka und Knakion Verſammlungen: du trägſt vor, oder hebſt die Verſammlung auf, aber des Volkes Bewilligung iſt geltend Geſetz.“ *) Babyka und Knakion heiſſen itzt Oenous, obgleich Ariſtoteles ſagt, Knakion ſey ein Fluß, und Babyka eine Brücke geweſen. zwiſchen dieſen Oertern hielten die Lacedämonier

*) Ich habe, ſo viel möglich war, die dunkle, abſichtlich ſchwere Sprache der Pythia zu treffen geſucht. Das Orakel iſt, in Abſicht der Worte, ſo altunverſtändlich, daß ſelbſt Plutarch die Worte zu erklären für nöthig fand, welche Stelle ich in der Ueberſetzung um ſo mehr weggelaſſen habe, da die deutſche Ueberſetzung ſelbſt dieſe Erklärung ſchon enthält. Meine Ueberſetzung zu rechtfertigen würde zu weitläuftig ſeyn, und für den größten Theil der Leſer unnütz. Ich bemerke nur ſo viel, daß ich der Lesart gefolgt bin, welche Bryanus von einem Anonymus anführt. δάμῳ δ' ἀνωγὰν εἶμεν καὶ κράτος, anſtatt γαμωδᾶν γοριᾶν ἦ μὴν καὶ κράτος, welches letztere ich eben ſo aufrichtig wie Xylander, geſtehe, nicht zu verſtehen. Amyot hat beynahe, ſo wie ich, überſetzt: die andern Ueberſetzer haben ſich, ſo gut ſie gekonnt, geholfen, keiner die Stelle verſtanden, und keiner es geſtanden.

ihre Rathsverſammlungen, wo weder bedeckte Gänge noch irgend andre Wohnungen waren. Denn Lykurg glaubte, daß dergleichen Dinge auf die Abfaſſung guter Rathſchläge keinen Einfluß hätten, vielmehr ſchadeten, und die Vorſtellungen der Verſammelten eitel und zerſtreut machten, indem ſie auf Statüen und Inſchriften, auf Vorſäle von Theatern, und auf ſchöne Plafons ihre Aufmerkſamkeit wendeten. Wenn die Verſammlung beyſammen war, ſo war es niemanden erlaubt, einen Vortrag zu thun, ſondern die Menge hatte bloß das Recht, die Vorſchläge der Senatoren und beyder Könige anzunehmen, oder zu verwerfen.

Als in der Folge der Zeit das Volk die Dekrete durch Zuſätze und Weglaſſungen veränderte und verfälſchte, ſo fügten die beyden Könige, Polydor und Theopompus, noch dieß zu dem Orakel, Rhetra genannt, hinzu: „Wenn das Volk unrecht wählt, ſo ſollen Könige und Senat abweichen: das iſt, ſie ſollen es nicht gut heiſſen, ſondern die Verſammlung ganz auflöſen: weil der Rathſchluß wider das Beſte verändert und verfälſcht worden.“ Sie brachten auch die ganze Stadt zu dem Glauben, daß der Gott Apoll dieſes ſelbſt befohlen hätte, wie der Dichter Tyrtäus dieſes bemerkt: „Die den Phöbus hörten, brachten von ihm die göttliche heilige Satzung zurück. Herrſchen ſollen im Rathe die Götterverehrten Könige, denen das theure Sparta zur Sorge vertraut iſt, dann die Rathpflegenden Alten, und

dann die Månner vom Volke, die den guten Geſetzen beyſtimmen ſollen.“

Lykurg brachte auf ſolche Art die Staatsverwaltung in eine glůckliche Miſchung. Aber ſeine Nachfolger fanden, daß die Gewalt der wenigen Senatoren doch zu groß und ausſchweifend frech war, und legten ihnen daher, wie Plato ſagt, gleichſam einen Zaum an, durch die neu errichtete Gewalt der Ephoren, oder Aufſeher. Der erſte Ephorus, mit Namen Elatus, wurde ungefåhr hundert und dreyßig Jahr nach dem Lykurg, unter der Regierung des Kŏnigs Theopompus erwåhlt. Die Gemahlin des Kŏnigs ſoll ihm darůber Vorwůrfe gemacht haben, weil er eine weit geringere kŏnigliche Macht ſeinen Prinzen hinterlieſſe, als er erhalten håtte. Vielmehr, ſagte er, eine deſto grŏſſere, je dauerhafter ſie ſeyn wird. Und in der That entgiengen die Kŏnige dadurch, daß ſie von ihrer Gewalt nachlieſſen, dem Haſſe und den Gefahren jener Schickſale, welche die Kŏnige der Meßiner und Argiver erfuhren, die nichts nachgeben, noch ihre Gewalt zum Beſten des Volks einſchrånken wollten.

Wie groß die Weisheit und Vorſicht des Lykurgs geweſen ſey, ſieht man am deutlichſten ein, wenn man die Empŏrungen und ůblen Staatsverwaltungen der Meſſenier und Argiver, zweyer benachbarten und verwandten Vŏlker, betrachtet. Dieſe hatten anfånglich vŏllige Gleichheit mit Sparta, und in der Austheilung der Aecker ſchienen ſie noch mehr bekommen zu haben, aber ihre

Glückſeligkeit dauerte nicht lange. Der Stolz ihrer Könige und der Ungehorſam des Volks wirkten Zerrüttungen, die zum Beweiſe dienen, daß derjenige, der die Staatsverfaſſung zu Sparta anordnete, ein göttliches Geſchenk geweſen war. Doch davon noch hernach.

Das zweyte und ein kühnes Geſetz war die Austheilung der Aecker. Es war unter den Einwohnern eine groſſe Ungleichheit, die Anzahl der Unbegüterten und Armen vergröſſerte ſich stets, der Reichthum floß in wenigen Familien zuſammen: daraus entſtand Stolz, Neid, Ungerechtigkeit und Ueppigkeit. Um dieſe und die noch gröſſern eingewurzelten Uebel des Staats, um den Reichthum und die Armuth zu verbannen, beredete er ſeine Bürger, daß das ganze Land aufs neue eingetheilt wurde, und alle mit einander in Gemeinſchaft und Gleichheit lebten. Der Vorzug gebührte allein der Tugend, und kein andrer Unterſchied noch Ungleichheit fand unter ihnen ſtatt, als der, den die Schande des Böſen und die Ehre des Guten machte.

Dieſes zu bewerkſtelligen, theilte er das übrige lakoniſche Gebieth, die Aecker, die zur Stadt Sparta gehörten, ausgenommen, in dreyßigtauſend Theile, und gab ſie denen, die auſſer der Stadt Sparta wohnten: die Aecker bey der Stadt theilte er in neuntauſend Theile, und gab ſie den Einwohnern der Stadt. Einige zwar melden, Lykurg hätte nur ſechstauſend Theile gemacht, und hernach erſt Polydor dreytauſend hinzugefügt:

andre, Polydor habe die Hälfte von dieſen neun=tauſend, und Lykurg die erſtere Hälfte gemacht. Der Antheil eines jeden war ſo groß, daß er einem Manne ſiebenzig Scheffel Gerſte, einer Frau zwölfe, und von andern flüßigen Früchten einen gleich=mäßigen Ertrag einbrachte. Man glaubte, daß ſo viel zu ihrer Unterhaltung und Geſundheit hinrei=chend wäre, und daß ſie mehr nicht brauchten. Man erzehlt, daß Lykurg nachher, von einer Rei=ſe zurück gekommen, währender Erndte durch die Felder gegangen, und, indem er lauter gleiche Haufen geſehen, mit Lächeln zu den Anweſenden geſagt habe: ganz Lakonien ſcheint neuerlich unter viele Brüder vertheilt zu ſeyn.

Indem er auch die beweglichen Güter einthei=len wollte, damit er völlig alle Ungleichheit und Abweichung aufhöbe, ſo wurde er gewahr, daß man über eine offenbare Entreiſſung der Güter ſehr unzufrieden ſeyn würde: er wählte alſo einen andern Weg, und ſuchte die Habſucht in ihnen zu unterdrücken. Anfänglich ſetzte er alle goldne und ſilberne Münze aus ihrem Werthe, und be=fahl, bloß eiſerne Münzen zu gebrauchen: Er gab ferner einem Stücke Eiſen von groſſem Gewichte und Umfange einen geringen Werth, ſo daß man, um zehn Pfund im Hauſe zu behalten, einen ge=wiſſen Platz brauchte, und um es wegzubringen, einen zweyſpännigen Wagen haben mußte. Da dieſe Münze gangbar wurde, verloren ſich eine Menge von Ungerechtigkeiten zu Sparta. Denn wer ſollte ſtehlen, wer ſich beſtechen laſſen, wer

betrügen oder rauben, da er es weder verbergen konnte, noch der Beſitz glücklicher machte, noch auch ein Nutzen dabey war, wenn man es zerſtückte? Denn Lykurg ließ das Eiſen glüend in Eßig löſchen und härten, und nahm ihm dadurch allen andern Gebrauch und Verarbeitung.

Bald darauf verbannte er die unnützen und überflüßigen Künſtler, die auch ohnehin, ohne verbannt zu werden, mit der abgeſchaften Münze zugleich ſich hätten wegbegeben müſſen, da der Verkauf ihrer Arbeiten wegfiel: denn die eiſerne Münze konnte nicht in die andern griechiſchen Staaten gebracht werden, wo ſie verachtet war, und nichts galt. Es war deswegen auch zu Sparta kein Handel mit auswärtigen Waaren oder Galanterien: es kam kein Kauffartheyſchif in die Spartaniſchen Hafen: kein Sophiſt ließ ſich bey ihnen ſehen, kein herumziehender Wahrſager, kein Mädchenwirth, kein Goldſchmidt; denn ſie hatten kein Geld. Da auf dieſe Art niemand war, der den Luxus unterhielt oder unterſtützte, ſo hörte er im kurzen von ſich ſelbſt auf. Diejenigen, die viel beſaſſen, hatten dadurch nichts mehr, weil ſie keine Gelegenheit hatten, ihren Reichthum zu zeigen, ſondern ihn zu Hauſe ohne Nutzen mußten liegen laſſen. Daher auch der tägliche und nothwendige Hausrath, Betten, Stühle, Tiſche, bey ihnen am allerbeſten verfertiget wurde, und der Lacedämoniſche Krug, (Kothon) wie Kritias bemerkt, wegen ſeines Gebrauchs in den Feldzügen in groſſem Rufe ſtand. Denn das Waſſer, wel=

ches man alsdenn nothwendig trinken mußte, wurde durch die Farbe dieſes irdenen Gefäſſes vor den Augen verdeckt, und das unreine hieng ſich inwendig und an den Rändern an, ſo daß das reine nur in den Mund kam. Auch davon war der Geſetzgeber die Urſache: denn da die Künſtler von den unnöthigen Werken abgezogen wurden, ſo ſuchten ſie ihre Geſchicklichkeit in den brauchbaren Sachen zu zeigen.

Um noch mehr den Luxus und die Begierde nach Reichthum zu verhindern, ordnete er eine dritte und vortrefliche Einrichtung an, die gemeinſchaftliche Speiſung; ſo daß ſie zum Mittagsmahle zuſammen kommen, und eine vorgeſchriebene Koſt eſſen mußten, zu Hauſe aber auf prächtigen Polſtern und Tiſchen zu eſſen nicht erlaubt war, noch auch von Gaſtwirthen und Köchen ſich Gerichte machen zu laſſen, damit ſie nicht, wie gefräßige Thiere, ſich in der Stille mäſten, und Sitten und Körper zugleich verderben möchten, zu jeder Ausſchweifung und Völlerey ſich neigen könnten, und dann langen Schlaf, warme Bäder, viel Ruhe, und alſo auf gewiſſe Art tägliche Arzeney bedürften. Schon dieß war etwas groſſes: noch mehr aber war es, daß Lykurg den Reichthum nicht beneidenswerth machte, wie Theophraſt ſagt, ſondern durch die gemeinſchaftliche und mäßige Speiſung den Reichthum vielmehr zur Armuth machte. Denn einen groſſen Hausrath konnte man weder nützen noch genieſſen, noch andern zeigen, indem Arme und Reiche zu einerley Speiſung gien=

gen. Das berühmte Sprüchwort, daß der Reichthum blind ſey, und wie ein Gemählde todt und unbeweglich liege, gilt alſo von allen Städten unter der Sonne, nicht nur allein von Sparta. Denn es durfte niemand zu Hauſe vorher eſſen, und geſättigt zur allgemeinen Tafel kommen, ſondern die andern merkten genau, wenn jemand nicht mit ihnen aß und trank, und beſchimpften ihn als einen unenthaltſamen Menſchen, der zu weichlich ſey, um die gemeinſchaftlichen Speiſen zu genieſſen.

Daher ſollen auch die begüterten Perſonen am meiſten über dieſe Anordnung wieder den Lykurg aufgebracht worden ſeyn, ſich verſammelt, und ihren Unwillen mannichfaltig bezeigt haben. Endlich warf eine Menge mit Steinen nach ihm, und er mußte vom Markte wegfliehen: indem er noch den andern glücklich entkam, und in einen Tempel fliehen wollte, verfolgte ihn ein junger Menſch, mit Namen Alkander, der ſonſt nicht bösartig, aber von einem hitzigen und zornigen Temperamente war; dieſer ſchlug ihn, da er ſich eben umdrehte, mit einem Stocke ein Auge aus. Lykurg wurde durch die Wunde nicht verzagt, ſondern kehrte ſich zu den gegen ihn ſtehenden Bürgern, und zeigte ihnen ſein verlornes Auge und ſein blutiges Geſicht. Hier überfiel diejenigen, die ihn ſahen, ſo viel Schaam und Mitleiden, daß ſie den Alkander ihm gänzlich übergaben, und ihn, voll Unwillen, bis in ſein Haus begleiteten. Lykurg ließ ſie mit Lobſprüchen wieder von ſich;

den Alkander behielt er bey ſich, ohne ihm jedoch in Worten oder thätlich etwas böſes zu thun: nur mußte er ihm, anſtatt ſeiner Diener, die er wegſchickte, aufwarten.

Dieſer Jüngling, der von Natur gut geſinnt war, befolgte alle Befehle mit gelaſſener Stille, und da er ſtets um den Lykurg war, und mit ihm lebte, ſo lernte er die Sanftmuth und die groſſe Seele dieſes Mannes; ſeine ſtrenge Lebensart und unermüdete Arbeitſamkeit, kennen: er wurde von Hochachtung gegen dieſen Mann eingenommen, und erzehlte ſeinen Anverwandten und Freunden, wie Lykurg weder hart noch eigenſinnig, ſondern der mildeſte und ſanfteſte Mann von der Welt wäre. Durch eine ſolche Strafe nun wurde Alkander aus einem hitzigen und eigenſinnigen Jünglinge der beſcheidenſte und tugendhafteſte Mann. Zum Andenken dieſes Zufalls bauete Lykurg der Minerva einen Tempel, und gab ihr den Zunamen Optiletis, denn die Dorier, die zu Sparta wohnten, nennen die Augen Optilos. Einige, unter denen Dioſkorides iſt, welcher über die Staatsverfaſſung von Lacedämon geſchrieben, erzehlen, daß Lykurg zwar am Auge verwundet worden, aber nicht das Auge eingebüßt habe, und der Tempel ſey auch der Göttin zum Danke für die Geneſung errichtet worden. Indeſſen kam nach dieſem Vorfalle es gänzlich ab, in die öffentlichen Verſammlungen zu Sparta mit einem Stocke zu gehen.

Die Cretenſer nennen die gemeinſchaftlichen

Gaſtmale Andria, die Lacedämonier aber, Phiditia entweder, weil ſich bey denſelben Wohlwollen und Freundſchaft (Philia) bildet, und man anſtatt des l das d ins Wort nahm, oder weil man ſich bey denſelben an Mäßigkeit und Sparſamkeit (Phido) gewöhnte. Es kann aber auch ſeyn, daß, wie einige ſagen, der erſte Buchſtabe hinzugeſetzt worden iſt, und ſie von dem Eſſen (Diaeta) Edita genannt worden ſind. Es ſetzten ſich gewöhnlicher Weiſe ihrer funfzehn zuſammen, doch zuweilen ein paar mehr oder weniger. Jeder gab monatlich einen Scheffel Mehl, acht Maaß Wein, fünf Pfund Käſe, drittehalb Pfund Feigen, und überdieß noch etwas weniges Geld zur Zukoſt. Uebrigens ſchickte der, der geopfert oder gejagt hatte, etwas davon zum Geſchenke in dieſes öffentliche Gaſthaus: denn wer opferte oder jagte, durfte zu Hauſe eſſen, die andern aber mußten alle gegenwärtig ſeyn.

Dieſe Art zu ſpeiſen wurde lange Zeit genau beobachtet. Sogar, als einmal der König Agis von einem Kriege zurück kam, in welchem er die Athenienſer beſiegt hatte, und bey ſeiner Gemahlin ſpeiſen, und ſeinen Theil holen laſſen wollte, ſchickten ihm denſelben die Polemarchen nicht nur nicht, ſondern, da er auch am folgenden Tage aus Verdruß das Opfer, welches er ſchuldig war, nicht dargebracht hatte, legten ſie ihm überdieß noch eine Strafe auf. Zu dieſer gemeinſchaftlichen Speiſung wurden auch die Knaben zugelaſſen, um hier eine Schule der Mäßigung zu haben, und politi=

ſche Diſcurſe zu hören. Hier ſahen ſie vorzügliche Lehrer, hier lernten ſie ohne Grobheit zu ſcherzen, und den Scherz von andern zu vertragen. Denn man hielt es gar ſehr für eine lakoniſche Eigenſchaft, witzigen Spott zu treiben. Doch war es dem, der es gar nicht vertragen konnte, erlaubt, ſich den Scherz zu verbitten, und dann mußte der andre aufhören. Der älteſte wies allen Hereintretenden die Thüre, und ſagte dabey: Von allem, was hier geredt wird, geht nichts über die Schwelle hinaus.

Wer an eine Tafel kommen wollte, mußte, wie man erzehlt, auf folgende Art dazu aufgenommen werden. Ein jeder von den Zuſammenſpeiſenden nahm ein Stückchen Brod in die Hand, und warf es ſtillſchweigend in ein Gefäß, welches ein Aufwärter auf dem Kopfe herumtrug: wer mit der Aufnahme zufrieden war, warf es bloß herein, wer ſeine Einwilligung nicht geben wollte, drückte es vorher ſcharf in der Hand zuſammen. Ein ſo zuſammen gedrücktes Stückchen Brodt hatte die Wirkung eines verwerfenden Urtheilsſteins, und wenn nur ein einziges ſolches Stückchen gefunden wurde, ſo nahm man den Competenten nicht an, weil ſie alle mit Vergnügen beyſammen ſitzen wollten. Wer auf dieſe Art verworfen worden war, von dem ſagte man, er wäre kaddirt worden, weil das Gefäß, in welches ſie die Stückchen Brodt warfen, Kaddos hieß.

Unter ihren Gerichten hatte die ſo genannte ſchwarze Suppe einen groſſen Ruhm: die Alten

begehrten ſogar nicht einmal Fleiſch, ſondern über-
ließen es den jungen Leuten, und aſſen dieſe Sup-
pe. Es ſoll ſich ein König aus Pontus, dieſer
Suppe wegen, einen lacedämoniſchen Koch ver-
ſchaft haben, da er ſie aber gekoſtet, darüber ſehr
zornig geworden ſeyn. Aber der Koch antwortete
ihm: Es finden nur diejenigen den Geſchmack an
dieſer Suppe, die ſich in dem Fluſſe Eurotas ge-
badet haben *). Sie tranken bey ihrem Tiſche
mäßig, und giengen ohne Fackel nach Hauſe.
Denn ſie durften überhaupt weder dieſen noch ei-
nen andern Weg mit Lichte gehen, damit ſie ſich
gewöhnten, in der finſtern Nacht ohne Furcht und
Schrecken zu gehen. — Dieß war denn nun alſo
die Anordnung der öffentlichen Speiſung zu Sparta.

Aufgeſchriebene Geſetze gab Lykurg nicht, viel-
mehr verbot er dergleichen durch eine ſo genannte
Rhetra oder Satzung. Er glaubte, daß das vor-
züglichſte und wichtigſte, was zur Glückſeligkeit
der Stadt und zur Tugend erfodert würde, durch
die Erziehung in das Naturell ſeiner Bürger ein-
geprägt werden, und unwandelbar bleiben würde,
da es vom freyen Willen herkäme, einem feſteren
Bande,

*) Eine Anekdote aus dem 4. B. des Athenäus
iſt hier der Erzehlung werth. Ein Sybarite
ſpeiſte mit den Spartanern, und nach der
Mahlzeit ſagte er zu ihnen: Daß ſie die aller-
tapferſten wären, weil man ſich lieber den
Tod zehntauſendmal wünſchen müßte, als ihre
elende ſchwarze Suppe zu eſſen.

Bande, als der Zwang, und daß die Erziehung eines jeglichen die Stelle des Geſetzgebers vertreten würde. Was aber die kleinern und Commerciensachen betrifft, die ſich beſtändig nach den Umſtänden verändern, ſo ſchien es beſſer zu ſeyn, ſie nicht durch geſchriebene und unwandelbare Geſetze einzuſchränken, ſondern den Zeitumſtänden die Abänderungen darinnen zu überlaſſen, die die verſtändigen Männer ſchon prüfen würden. Ueberhaupt bezog ſich die ganze Geſetzgebung des Lykurgs auf die Erziehung.

Eine gewiſſe Satzung alſo verbot, wie ſchon bemerkt worden, die geſchriebenen Geſetze. Eine andre war wider den Luxus gerichtet, und verordnete, daß jedes Haus ein Dach haben ſollte, welches mit der Axt zubereitet, und Thüren, welche mit der Säge, ohne irgend einem andern Werkzeuge, verfertiget wären. Was Epaminondas nachher von ſeiner Tafel ſagte: eine ſolche Tafel nähme keine Verrätherey an: das dachte vorher ſchon Lykurg, und wußte, daß ein ſolches Haus den Luxus und die Schwelgerey nicht annähme. Denn niemand iſt ſo unerfahren und unverſtändig, daß er in ein ſchlechtes und gemeines Haus Betten mit ſilbernen Füſſen bringen ſollte, purpurne Polſter, goldene Becher und anderes dazu gehöriges herrliches Hausgeräthe; ſondern nothwendig muß ſich das Bette zum Hauſe, die Kleider zum Bette, und zu den Kleidern alle übrigen Meublen ſchicken. Und von dieſer Gewohnheit kam die Frage des ältern Leotychides, als er einſtmals zu Korinth ſpeiſete,

und gewahr wurde, daß das Zimmer prächtig eingerichtet und getäfelt war. Er fragte ſeinen Wirth: Ob das Holz bey ihnen viereckigt wüchſe?

Man führt noch eine dritte Satzung des Lykurgs an, welche verbietet, beſtändig mit einerley Feinden Krieg zu führen, damit ſie nicht durch öftere Vertheidigung des Krieges gewohnt ſelbſt kriegeriſch würden. Daher man in der Folge den König Ageſilaus tadelte, daß er durch öftere Einfälle in Böotien die Thebaner zu ſtreitbaren Gegnern der Lacedämonier machte. Eben deswegen ſoll Antalkidas zu dieſem Ageſilaus, als er ihn verwundet ſahe, geſagt haben: Du bekommſt von den Thebanern ein großes Lehrgeld dafür, daß du ſie wider ihren Willen, ſo unwiſſend ſie waren, fechten gelehrt haſt. — Dergleichen Satzungen nannte Lykurg Rhetras, als wenn es Orakel des Gottes Apollo wären.

Da er die Erziehung für das wichtigſte und ſchönſte Werk eines Geſetzgebers hielt, ſo gieng er dabey ganz auf das erſte zurück, und verwandte auf die Ehen und Erzeugung der Kinder beſondre Sorgfalt. Ariſtoteles irrt, wenn er ſagt, *) daß Lykurg zwar verſucht habe, auch den Weibern Cultur zu geben, aber davon abgelaſſen habe, weil er ihr ausſchweifendes Naturell und die Herrſchaft, die ſie behaupteten, nicht habe bändigen können, indem die Männer oft im Kriege waren, und unterdeſſen nothwendig den Weibern die Herrſchaft

*) Politic. Libr. 2. c. 7.

zu Hauſe laſſen mußten, daher ſie ſie auch auf eine übertriebene Art ehrten, und Gebieterinen *) nannten. Lykurg vergaß die Sorgfalt für dieſe Perſonen nicht.

Die Körper der Jungfrauen härtete er durch Laufen und Ringen, durch das Werfen der Wurfſcheibe und der Pfeile ab, damit ihre Leibesfrucht, wenn ſie ſchwanger wären, in ihren ſtarken Körpern auch ſtark würden und beſſer gedeyheten, ſie ſelbſt aber die Schwangerſchaft ſtandhaft überſtünden, und die Geburtsſchmerzen leicht und gut aushalten könnten. Er verbannte alſo alle Zärtlichkeit, eingezogenes Leben und Weichlichkeit, und gewöhnte die Mädchen, ſo wie die Knaben, öffentlich nackend zu gehen, und ſo, bey gewiſſen Feyerlichkeiten, in Gegenwart der jungen Mannsperſonen zu tanzen und zu ſingen. Sie ſpotteten dabey zuweilen über diejenigen, die Fehler begangen hatten, und ſangen Loblieder auf die verdienten Männer, wodurch ſie in den Jünglingen Ehrgeitz und Tugendeifer erweckten. Denn wer wegen ſeiner Tugenden von dieſen Mädchen gerühmt worden war, hatte Urſache auf dieſe Ehre ſtolz zu ſeyn. Ihre beiſſenden und witzigen Spöttereyen aber waren eben ſo wirkſam als ernſthafte Verweiſe, weil bey dergleichen Schauſpielen mit den übrigen Bürgern zugleich auch die Könige und Senatoren zugegen waren. Das Nackendgehen der Jungfrauen aber hatte nichts Schändliches, indem ſie beſtändig die

*) δεσποίνας.

Schamhaftigkeit begleitete, und alle Wolluſt verbannt war. Vielmehr brachte es ihnen einen Geſchmack der Simplicität und eine Sorgfalt für den äuſſerlichen Anſtand bey: das weibliche Geſchlecht gewöhnt ſich zur männlichen Tapferkeit, da es gleichen Anſpruch auf die Ehre machen konnte. Daher konnten ſich auch die Spartanerinen ſo rühmen, wie Gorgo, die Gemahlin des Leonidas, gethan haben ſoll, da ein ausländiſches Frauenzimmer zu ihr ſagte: Ihr Lacedämonierinen ſeyd die einzigen Frauen, die über ihre Männer herrſchen. — Wird ſind auch die einzigen, antwortete ſie, welche Männer zur Welt bringen.

Dergleichen Einrichtungen des Lykurgs waren auch Anreitzungen zum Heirathen: dieſe Erſcheinungen der Mädchen, ihre Entblöſſungen, ihre Kämpfe im Angeſichte der Jünglinge, reitzten dieſe nicht auf eine geometriſche Art, wie Plato ſagt, *) ſondern durch den Zwang der Liebe, zur Ehe. Es wurde überdieß für eine Schande gerechnet, unverheirathet zu bleiben. Dergleichen Perſonen durften bey den Kämpfen der nackenden Frauenzimmer nicht zugegen ſeyn: ſie mußten im

*) Plato verſteht im 5. Buche von ſeiner Republik unter der geometriſchen Nothwendigkeit das, was ſo gewiß geſchehen muß, als etwas in der Geometrie bewieſen wird, Zwang der Geſetze, und ſetzt derſelben die Nothwendigkeit der Reize der Liebe entgegen. Die Stelle beym Plato iſt artig und witzig, aber zu lang, um in dieſer Anmerkung überſetzt zu werden.

Winter, auf Befehl des Senats, nackend in einem Kreiſe um den Markt herumgehen, und dabey ein auf ſie ſelbſt verfertigtes Lied abſingen, in welchem ſie bekannten, daß ſie eine gerechte Strafe litten, weil ſie den Geſetzen zuwider lebten. Sie erhielten auch nicht diejenigen Ehrenbezeugungen, welche die jungen Perſonen den Alten zu erzeigen pflegten. Daher tadelte niemand das, was ein gewiſſer junger Menſch dem Derkyllidas vorwarf, ſo berühmt auch dieſer Feldherr war. Er ſtand, da dieſer Feldherr in ſeine Geſellſchaft kam, von ſeinem Stuhle nicht auf, und ſagte: Du haſt keinen erzeugt, der mir einmal dergleichen Ehre erweiſen könne.

Sie verheirathen ſich ſo, daß ſie ſich Mädchen raubten, aber keine kleinen unmannbaren, ſondern erwachſene zur Ehe geſchickte. Die ſo genannte Kuplerin nahm ſie zu ſich, ſchor ihr ganzes Haar auf dem Kopfe glatt ab, zog ihr einen männlichen Rock und Schuhe an, legte ſie ſo in ein Bette, und ließ ſie im finſtern allein. Nun kam der Bräutigam, aber weder betrunken noch durch Wolluſt entkräftet, ſondern ſo, wie er eben *) von der gemeinſchaftlichen Speiſung zurückkam: dieſer löſete ihr den Gürtel, hob ſie auf, und trug ſie in das Brautbette. Nachdem er nicht lange Zeit bey ihr verweilet, gieng er wieder mit An=

*) Ich leſe mit dem Bryanus ὥσπερ ἄρτι δεδειπνηκὼς. In den Editionen ſteht ὥσπερ ἀεὶ δεδειπνηκὼς, welches hier keinen ſo guten Sinn giebt, wie man leicht einſehen wird.

ſtand hinweg, und ſchlief, wie er ſonſt gewohnt war, in Geſellſchaft der Mannsperſonen. Die andere Zeit machte er es eben ſo, war am Tage mit ſeines gleichen in Geſellſchaft, und ſchlief des Nachts bey ihnen, zu ſeiner Braut gieng er in der Stille, verſtohlner Weiſe, und furchtſam, daß es jemand im Hauſe gewahr werden möchte. Aber ſeine Braut ſelbſt verſchafte ihm mit aller Liſt Gelegenheit, daß ſie in der Stille zuſammen kommen konnten. Dieſes gieng eine lange Zeit ſo fort, ſo daß einigen ſogar Kinder geboren wurden, ehe ſie ihre Frau bey Tage geſehen hatten. Dieſe Zuſammenkünfte waren nicht allein Uebungen der Mäßigung und Keuſchheit, ſondern machte ſie auch zum Kinderzeugen geſchickter, und, daß ihre Liebe immer neu, und ihre Vereinigung immer friſch war, ſie ſelbſt aber nicht durch öftere Liebepflegungen geſättigt und entkräftet wurden, und immer Funken der Liebe, und des Verlangens nach einander, zurück blieben.

So ſehr nun Lykurg Schaam und Ordnung in die Verheirathungen zu bringen ſuchte, ſo ſehr ſtrebte er auch die eitle und weibiſche Eiferſucht zu verbannen. Er hielt es für gut, daß keine Frechheit und Unordnung die Ehen ſtörte, daß aber den würdigen Bürgern die Gemeinſchaft der Weiber und der Kindererziehung erlaubt wäre. Er lachte über diejenigen, die, um ſo etwas ganz allein zu haben, Mord und Todſchlag begiengen. Es war alſo einem alten Manne, der eine junge Frau hatte, erlaubt, daß er einen jungen braven

Menſchen, dem er gewogen war, zu ſeiner Frau führte, und wenn ſie mit einem wohlgeſtalten Kinde niederkam, das Kind für ſein eignes erkennen konnte. Eben ſo war es einem braven Manne erlaubt, wenn er ſich in die Frau eines andern, die fruchtbar und wohlgeſittet war, verliebte, daß er den Ehemann erſuchte, bey ſeiner Frau ſchlafen zu dürfen, als einer, der in einen fruchtbaren Acker pflanzen, und Kinder zeugen wollte, die recht gut und mit den vorhergebornen Kindern gleich und in Verwandſchaft ſeyn würden. Denn erſtlich glaubte Lykurg, daß die Kinder nicht den Vätern, ſondern dem Staate gehörten. Daher wollte er, daß ſeine Bürger nicht aufs Gerathewohl, von jedem ohne Unterſchied, ſondern von den beſten Männern gezeugt würden. Hernach glaubte er auch, daß in andern dieſe Sachen betreffenden Geſetzen viel ungereimtes und dummes ſich fände, da man Hündinen und Stuten zu den beſten Hunden und Pferden ſchickte, und durch Bitten oder Geld von den Beſitzern dieſes zu erlangen ſuchte, und doch die Weiber eingeſchloſſen hielte, und mit ihnen allein Kinder zeugen wollte, wenn man auch keinen groſſen Geiſt habe, oder alt, oder kränklich ſey; als wenn die von ſchlechten Eltern erzeugte Kinder nicht, ſelbſt am meiſten für ihre Eltern, ſchlecht und böſe würden, und hingegen ſehr gut, wenn ſie auf ſolche Art erzeugt würden.

Dieſe aber ſo ſehr der Natur und Politik gemäſſe Einrichtung des Lykurgs war von derjeni-

gen weiblichen Ausſchweifung, welche in der Folge der Zeit zu Sparta eingeriſſen ſeyn ſoll, ſo ſehr entfernt, daß man den Ehebruch bey ihnen für völlig unglaublich hielt. Man erzehlt eine gewiſſe Antwort, welche Geradas, ein Spartaner der älteſten Zeiten, einem Fremden gegeben haben ſoll, als dieſer ihn fragte, was die Ehebrecher für eine Strafe zu Sparta leiden müßten? — Fremdling, antwortete der Spartaner, bey uns giebts keine Ehebrecher. Jener erwiederte darauf: Wenn aber nun einer wäre? — So muß er zur Strafe, ſagte Geradas, einen Ochſen geben, der ſo groß iſt, daß er mit ſeinem Kopfe über den Berg Taygetus reicht, und ſo aus dem Eurotas ſaufen kann. Da jener darüber in Verwunderung gerieth, und antwortete: wie iſts möglich, daß ein Ochſe ſo groß ſeyn kann? ſo lachte Geradas — wie iſts möglich, ſprach er, daß zu Lacedämon ein Ehebrecher ſeyn kann? — Dieß war alſo nun die Geſchichte der Spartaniſchen Heirathungen und Ehen.

Das geborne Kind zu erziehen hatte der Vater nicht Macht, ſondern er mußte es gleich nach der Geburt an einen gewiſſen Ort hinbringen, welcher Leſche hieß, wo die verſammelten Aelteſten der Zünfte das Kind beſichtigten. War es ſtark und wohl gebildet, ſo befahlen ſie, daß es auferzogen werden ſollte, und wieſen demſelben eines von den neuntauſend Looſen bey Sparta an: war es aber ſchwach und ungeſtaltet, ſo wurde es bey dem Berge Taygetus in ein tiefes Loch geworfen,

welches Apotheta hieß, als wenn ein Kind, das von Natur weder Stärke noch gute Bildung hat, nicht für ſich ſelbſt noch für den Staat nützlich leben könnte. Daher auch die gebornen Kinder nicht im Waſſer, ſondern im Weine gebadet wurden, um die erſte Probe mit ihrer Leibesbeſchaffenheit zu machen. Denn man ſagt, daß durch dieſes Weinbad die epileptiſchen und andern kränklichen Körper allmählig verzehrt werden, die geſunden aber eine ſtärkere und feſtere Leibesbeſchaffenheit erhalten.

Eine beſondere künſtliche Sorgfalt bewieſen auch die Kinderwärterinen: ſie zogen die Kinder ohne Windel groß, und gaben dadurch ihren Gliedern und ganzem Weſen etwas freyes und ungezwungenes: die Kinder wurden ſchlechter Speiſen und des Hungerns gewohnt, unerſchrocken im Finſtern, ohne Furcht in der Einſamkeit, frey vom Eigenſinne und der Gewohnheit zu weinen. Daher ſich auch Ausländer für ihre Kinder Spartaniſche Kinderwärterinen anſchaften, wie denn Amykla die Amme des Alcibiades von Athen eine Spartanerin geweſen ſeyn ſoll. Perikles aber verdarb dieſe gute Erziehung dadurch, daß er, wie Plato ſagt, *) den Zopyrus, einen Sklaven, der nichts beſſer als die übrigen Sklaven war, dem Alcibiades zum Hofmeiſter gab. Lykurg vertrau-

*) Die Stelle des Plato ſteht im erſten Geſpräche Alcibiades, wo Sokrates des Alcibiades Erziehung mit der Perſiſchen Prinzen ihrer vergleicht.

te die Spartaniſchen Kinder keinem gekauften oder gedungnen Hofmeiſtern, noch war es jedem erlaubt, ſeinen Sohn, wie er wollte, zu erziehen und zu unterrichten, ſondern alle Knaben wurden, ſobald ſie ſieben Jahr alt waren, in gewiſſe Klaſſen geordnet, in welchen ſie, auf einerley Art erzogen und ernährt, mit einander zugleich lernten und ſpielten. Jeder Klaſſe ward derjenige zum Vorſteher vorgeſetzt, der das beſte Genie, und im Kämpfen die meiſte Herzhaftigkeit zeigte. Nach dieſem mußten die andern ſich richten, und ſeinen Befehlen gehorchen, und ſeine Strafen annehmen. So wurde die Kinderzucht ein Studium des Gehorſams.

Bey ihren Spielen ſahen die Alten zu, und indem ſie unter ihnen oft ſelbſt Streit und Eiferſucht erregten, ſo bemerkten ſie ſorgfältig, wie geſchickt der Geiſt dieſes oder jenes zur Kühnheit, oder Herzhaftigkeit in Gefechten ſey. Von den Wiſſenſchaften lernten ſie nur die allernothwendigſten: ihr meiſter Unterricht beſtand darinnen, daß ſie wohl gehorchen, Beſchwerlichkeiten ertragen, und durch Tapferkeit ſiegen lernten. Daher ſie bey zunehmendem Alter noch härter gehalten, bis auf die Haut abgeſchoren wurden, und barfuß gehen, und nackend ſpielen mußten. Wenn ſie zwölf Jahr alt waren, ſo trugen ſie keinen Unterrock mehr, und bekamen jährlich nur ein Oberkleid. Ihre Körper waren ſchmutzig, denn ſie waren weder des Badens noch der Salben gewohnt: nur wenige Tage im Jahre erlaubte man ihnen dieſe Zärtlich=

keit. Sie ſchliefen Haufenweiſe beyſammen auf Betten, die ſie ſelbſt aus dem Rohre im Fluſſe Eurotas machten, indem ſie die Spitzen dieſes Rohres mit den Händen, ohne Meſſer abbrachen. Im Winter legten ſie die ſo genannten Lykophonas unter **), weil man glaubte, daß dieß etwas wärmen hülfe.

Wenn ſie zu dieſem Alter gelangt waren, ſo bekamen die gutgearteſten Knaben Freunde, die ſie liebten, und mit ihnen umgiengen. Die Alten gaben nun deſto mehr auf ſie Achtung, beſuchten öfters ihre Fechtübungen, und hörten mit Aufmerkſamkeit zu, wenn ſie einander Spöttereyen ſagten, denn ſie hielten ſich alle insgeſammt auf gewiſſe Weiſe für die Väter, Lehrer und Aufſeher dieſer Knaben; daher es an jedem Orte, und bey jeder Gelegenheit niemals an einem fehlte, der, wenn es nöthig war, erinnerte oder ſtrafte. Ja, es wurde einer aus den redlichſten Männern zum Aufſeher dieſer Jugend (Pädonomus) beſtellt, wel-

**) Was λυκόφονες geweſen ſind, iſt ſo unbekannt, daß alle Lexicographen uns nur unbefriedigende Erklärungen, oder gar keine, geben. Heſychius, welcher es λυκόφανον nennt, ſagt, daß es ein Wort der alten Meſſeniſchen Sprache geweſen ſey, und erklärt es durch ἐχινόποδα, eine Art von Dornen oder Diſteln. Varinus hat ebenfalls λυκόφανον, nicht λυκόφονες, und erklärt es auf gleiche Art mit dem Heſychius. Dacier überſetzt es la barbe de chardon, ohne eine Note dabey zu machen, Amyot aber hat das griechiſche Wort, ſo wie ich, in der Ueberſetzung beybehalten.

cher überdieß noch einer jeden Klaſſe allezeit den klügſten und beherzteſten der ſo genannten Irenen, vorſetzte. Irenen hieſſen diejenigen: die ſchon das zweyte Jahr nach ihrer Kindheit zurückgelegt hatten, und Mellirenen die älteſten unter den Kindern. Ein ſolcher Iren war zwanzig Jahr alt, hatte die Aufſicht über ſeine Untergebne in ihren Kämpfen, und gebrauchte ſie zu Hauſe bey Tiſche als ſeine Aufwärter; den gröſſern befahl er, daß ſie ihm Holz bringen mußten, die kleinern mußten Kraut bringen. Sie ſtahlen alles: einige ſtiegen in die Gärten, einige ſchlichen ſich mit der größten Liſt und Klugheit in den öffentlichen Speiſeſaal der Männer. Wer darüber ertappt wurde, bekam viele Hiebe mit der Peitſche, weil er ſo unklug und ungeſchickt geſtohlen hatte. Von Speiſen ſtahlen ſie auch, was ſie nur konnten, und wußten die, die ſchliefen, oder nicht recht Achtung gaben, vortreflich zu betrügen. Wer in dergleichen Künſten ertappt wurde, bekam Schläge zur Strafe, und mußte hungern. Sie hatten immer eine ſehr geringe Koſt, damit ſie durch den Mangel genöthigt werden ſollten, auf Verwegenheit und Liſt zu ſinnen. Dieß war die Haupturſache, warum ſie ſo wenig zu eſſen bekamen: eine Nebenurſache war, daß ſie deſto mehr in die Höhe wachſen ſollten. Denn der Körper wächſt in die Höhe, wenn der Geiſt durch die Verdauung vieler Speiſen nicht zu ſehr beſchwert, und gleichſam in die Breite und Tiefe gedrängt wird, ſondern vielmehr durch die Leichtigkeit des Körpers, der

ohne Hinderung wächſt, in die Höhe ſich ſchwingt. Eben dieſes ſoll auch die Schönheit bewirken. Denn die ſchmächtigſten und ſchlanken fügen ſich mehr zu der Beugung der Glieder, die ſchwerfälligen dicken aber werden von der Schwere zurück gehalten. Auf gleiche Weiſe bekommen die Kinder derjenigen Mütter, die ſich in ihrer Schwangerſchaft öfters reinigen, einen guten Wuchs und eine ſchöne Geſtalt, weil die Materie, wegen der Leichtigkeit, beſſer kann gebildet werden. — Doch wir überlaſſen die Urſachen dieſer Erſcheinungen andern zu unterſuchen.

Die Kinder zu Sparta ſtahlen mit ſo viel Geiſt, daß einſtmals einer, der einen jungen Fuchs geſtohlen, und ihn in ſeinem Mantel verſteckt hatte, ſich von dem Thiere, das ihm in den Leib biß, und mit ſeinen Krallen zerkratzte, lieber tödten ließ, als ſich entdeckte. Und dergleichen iſt bey ihren noch itzt lebenden jungen Leuten nichts unglaubliches, von denen wir viele bey dem Altare der Diana Orthia zu Tode gegeiſſelt geſehen haben.

Ein ſogenannter Iren oder junger Aufſeher befahl bey Tiſche dem einen Knaben zu ſingen, einem andern legte er eine Frage vor, auf die eine kluge Antwort gehörte, z. E. wer der beſte unter den Bürgern wäre? oder, wie ſchön oder gut ihm dieſe und jene That zu ſeyn ſchiene? Dadurch wurden ſie gewohnt, das Schöne kennen zu lernen, und von früher Jugend an ſich um die Geſchäfte ihrer Mitbürger zu bekümmern. Denn wenn der,

den man fragte, auf die Fragen, z. E. wer ein guter oder böſer Bürger wäre? in der Antwort nicht fortkommen konnte, ſo hielt man dieß für ein Zeichen eines trägen und ſchlechten Geiſtes. Die Antwort mußte aber auch mit Gründen und kurz ausgedrückten Beweiſen unterſtützt werden. Wer ſchlecht geantwortet hatte, wurde ſo geſtraft, daß ihn der Iren in den Daumen biß. Sehr oft ſtrafte auch dieſer Iren in Gegenwart der Eltern und Vorſteher, und zeigte dadurch, wie wohl er ſeine Strafe einrichte. In der Strafe ſelbſt wurde er nicht geſtört, wenn aber die Knaben weggegangen waren, ſo mußte er Rechenſchaft geben, wenn er zu ſcharf oder zu gelinde geſtraft hatte. Die Liebhaber der Knaben nahmen an ihrer Schande und Ehre Antheil. Einmal ſoll ſogar, als ein Knabe währenden Fechten ein obſcönes Wort geſagt hatte, der Liebhaber dieſes Knabens von den Senatoren ſeyn geſtraft worden. Ob nun gleich dieſe Liebe bey ihnen ſo ſehr gebilligt wurde, daß auch brave Weiber Jungfern liebten, ſo fand doch keine Eiferſucht bey ihnen ſtatt. Vielmehr ſuchten die, die einen Jüngling zugleich liebten, unter einander Freundſchaft zu errichten, und bemühten ſich gemeinſchaftlich, daß ſie aus ihrem Lieblinge den vortrefflichſten Menſchen machten.

Die Spartaniſchen Jünglinge wurden beſonders unterrichtet, beiſſenden und zugleich angenehmen Witz in ihren Reden, und die netteſte Kürze des Ausdrucks zu gebrauchen. Lykurg ließ alſo, wie ſchon geſagt, zwar eiſerne Münze von

groſſem Gewichte ſehr wenig gelten, aber die wörtliche Münze, wenn ſie in wenigen und guten Ausdrücken einen groſſen und weitläuftigen Sinn enthielt, ſehr viel gelten, und gewöhnte die Knaben durch langes Stillſchweigen zu ſinnreichen und witzigen Antworten. Denn ſo wie die, die öfters der Wolluſt fröhnen, am wenigſten Kinder zeugen, ſo reden die, die ſehr viel reden, gemeiniglich leeres Geſchwätz. — Da ſich einmal ein Athenienſer über die kurzen Degen der Lacedämonier luſtig machte, und ſagte, daß ſie leicht ein Taſchenſpieler auf dem Theater verſchlingen könnte, ſo antwortete König Agis: mit dieſen Degen können wir unſern Feinden am beſten nahe kommen *). Ich halte die lakoniſche Sprache, ſo kurz ſie auch iſt, für die vielſagendſte und nachdrucksvolleſte. Und ſelbſt Lycurg ſcheint den kürzeſten ſinnreichſten Ausdruck in ſeiner Gewalt gehabt zu haben, wenn man nach den Reden urtheilen will, die die allgemeine Sage von ihm ausgebreitet hat. Dergleichen iſt die Replike, die er demjenigen gab, welcher von ihm begehrt hatte, daß er eine Demokratie errichten möchte, — errichte du nur zuerſt in deinem Hauſe eine Demokratie. Dahin gehört auch die Replike, die er demjenigen gab, welcher ihn fragte: warum er ſo geringe und ſparſame Opfer angeordnet hätte? — Damit wir, ſagte er, es niemals unterlaſſen,

*) Noch witziger war die Vertheidigung, welche Antalkidas von dieſen kurzen Spartaniſchen Degen machte: ſie fechten gerne, ſagte er, mit ihren Feinden in der Nähe.

den Göttern zu opfern. Eben ſo ſagte er in Anſehung der Kämpfe, daß er nur diejenigen ſeinen Bürgern erlaubt habe, in welchen keine Hände aufgehoben würden *). Man führt auch dergleichen witzige Antworten an, die er ſeinen Bürgern ſchriftlich gegeben haben ſoll. Sie fragten ihn z. E. wie ſie am beſten jeden Einfall der Feinde abhalten würden? — Wenn ihr arm bleibt, und keiner mehr als der andere zu beſitzen ſtrebt. Ein andermal antwortete er ihnen über die Frage wegen der Mauern: Diejenige Stadt iſt nicht ohne Mauern, die, ohne mit Ziegelſteinen umgeben zu ſeyn, mit Männern umgeben iſt. Jedoch iſt es eben ſo ſchwer, die Glaubwürdigkeit dieſer witzigen ſchriftlichen Antworten zu behaupten, als ſie zu verneinen.

Daß aber die Lacedämonier die Weitläuftigkeit im Reden haßten, beweiſen folgende witzige Ausdrü-

*) Eine Anſpielung auf die bekannte Gewohnheit in den Fechterſpielen, da derjenige Fechter, welcher ſich überwunden fand, von der Gnade des Volkes abhieng. Wenn das Volk alle Finger, mit aufgehobenen Händen, in die Höhe ſtreckte, ſo mußte ihn ſein Gegner am Leben laſſen. Wenn die Zuſchauer aber, mit aufgehobenen Händen, den Daumen in die Hand hineindrückten, ſo mußte ihn ſein Sieger umbringen. Andere erklären die Worte des Lykurgs für eine Anſpielung auf die Gewohnheit, daß zuweilen die im Fechten beſiegten die Hände ausſtreckten, und dadurch, als überwundene, um ihr Leben baten. Daher die Redensart, manus tolere, ſich für überwunden erklären.

drücke. König Leonidas ſagte zu jedermann, der von nützlichen Sachen am nicht gehörigen Orte ſprach: Freund, du redeſt von einer guten Sache zu einer nicht guten Zeit. Charilaus, der Neffe des Lykurgs, wurde gefragt, warum Lykurg ſo wenig Geſetze gegeben hätte? Er antwortete: Die wenig reden, brauchen auch wenig Geſetze. Man tadelte den Sophiſten Hekatäus, welcher in das öffentliche Speiſehaus mitgenommen worden war, daß er gar nichts geredet hatte. Archidamas antwortete: Wer zu reden verſteht, verſteht auch, wenn es Zeit dazu iſt.

Ich habe behauptet, daß es auch ihren bittern Reden nicht an Anmuth fehlte: hier ſind einige Beyſpiele. Demarat wurde von einem ſchlechten Menſchen mit vielen Fragen angegriffen, und vielmal gefragt, wer der beſte Spartaner wäre? — der dir am allerunähnlichſten iſt, — antwortete er. Agis hörte die Eleer loben, daß ſie die Olympiſchen Spiele ſo gut, und nach ſo gerechter Ordnung hielten. — Iſts ſo ein Wunder, ſagte er, daß die Eleer alle fünf Jahre einen Tag gerechte Ordnung halten? Ein Fremder wollte ſeine Liebe zu den Lacedämoniern beweiſen, und ſagte, daß ihn ſeine Landesleute einen Spartanerfreund nennten. Theopompus antwortete darauf: Es wäre recht ſchön, wenn ſie dich den Bürgerfreund nennten. Pliſtonax, des Pauſanias Sohn, ſagte zu einem Athenienſiſchen Redner, der die Lacedämonier ungelehrte Leute nannte: — Du haſt Recht, denn wir

ſind die einzigen unter den Griechen, die nichts böſes von euch gelernt haben.

Archidamus wurde gefragt, wie ſtark die Spartaner wären? Es ſind ihrer ſo viel, war die Antwort, daß ſie alle böſe Menſchen verjagen können. Man kann auch aus ihren Scherzen die Gewohnheit beweiſen, daß ſie ſich immer kurz ausdrückten. Denn ſie gewöhnten ſich an, nicht unnöthiger Weiſe zu reden, noch andere Worte zu ſagen, als ſolche, die einen merkwürdigen Sinn enthielten. Es wurde einmal jemand ermuntert, einen Menſchen zu hören, der den Geſang der Nachtigallen nachahmte. Er gab zur Antwort: Ich habe die Nachtigallen ſelbſt gehört. Ein anderer las dieſe Inſchrift: — Dieſe, die die Tyranney gelöſcht, tödtete der eiſerne Kriegsgott: ſie ſtarben vor den Thoren von Selinus. — Ganz recht ſagte er, daß dieſe Leute umgekommen ſind, denn ſie mußten die Tyranney nicht löſchen, ſondern verbrennen laſſen. Ein Jüngling verſprach dem andern, er wolle ihm einige Hähne geben, die im Kampfe wären getödtet worden. — Die will ich nicht, war die Antwort, gieb mir die, die im Kampfe geſiegt haben. Ein andrer ſahe Leute, die ſich in Sänften wegtragen lieſſen. Bewahre mich der Himmel, ſagte er, daß ich ſo ſitzen ſollte, daß ich vor einen Alten nicht aufſtehen könnte. Von der Art alſo waren ihre kurzen Ausdrücke, ſo daß man mit Recht ſagte, das Wort Lakonizin hieſſe vielmehr ein Philoſoph, als ein Fechter ſeyn.

Der Unterricht der Lacedämonier in der Muſik und Poeſie war eben ſo ſorgfältig als der in Abſicht der Nettigkeit und Reinigkeit der Proſa. Aber auch ihre Geſänge hatten einen gewiſſen Stachel, der Muth einflößte, und Enthuſiasmus, und Thätigkeit. Der Ausdruck war ſimpel und männlich, der Inhalt edel und moraliſch. Ihre meiſten Geſänge waren Lobeserhebungen der Spartaner, die für Sparta geſtorben, und itzt in der Reihe der Seligen geprieſen wurden: oder Beſchimpfungen derjenigen, die im Streite gewichen waren, und nun ein elendes unglückliches Leben führten: oder Ermunterungen, und Ruhmſucht der Tapferkeit, nachdem ſie ſich für jedes Alter ſchickte; wovon es gut ſeyn wird, hier, zum Beyſpiel, eins anzuführen. An den Feſttagen erſchienen ſie, in drey Chören, nach dem Alter, eingetheilt. Das Chor der Alten fieng an zu ſingen:

In der Vorzeit waren wir tapfere Jünglinge.

Das Chor der Männer antwortete:

Wir ſinds itzt: mache, wer will, den Verſuch.

Das dritte Chor der Knaben ſang:

Wir ſinds künftig: gröſſer an Tapferkeit noch.

Ueberhaupt, wenn man die Spartaniſchen Lieder, davon noch verſchiedne bis auf unſre Zeiten gekommen ſind, und die in Muſik geſetzten Geſänge, die ſie beym Angriffe der Feinde nach der Feldflöte ſangen, betrachtet, ſo muß man geſtehen, daß Terpander und Pindar Muſik und Tapferkeit mit einander verbanden. Denn jener ſagt von den Lacedämoniern:

Hier glänzt die Spitze des Schwerdts, und die vergnügende Muſe,
Und der Gerechtigkeit weite Macht.

Und Pindar:

Hier glänzt der Weiſen Rath, und tapferer Jünglinge Degen;
Hier wechſeln Reihentänze; und Muſen, und Fröhlichkeiten.

Beyde zeigen die Spartaner als Männer, die zugleich der Muſik und dem Kriege ergeben ſind. Denn

Schön die Cither zu ſpielen, reißt hin zum Schwerdte, zum Kriege.

Und vor einem Treffen pflegte der König den Muſen zu opfern, um, wie es ſcheint, ſeine Soldaten an ihren Unterricht zu erinnern, und an die Urtheile, die von den Kriegern abgeſungen wurden, damit ſie die Gefahren nicht ſcheuten, und Thaten der Krieger thäten, die des Preiſes würdig wären.

Zuweilen erließ man auch den jungen Leuten die Härte, mit der ſie ſonſt behandelt wurden: man wehrte ihnen nicht, ihre Haare ſchön aufzuputzen, und ſich an Zierrathen der Waffen und Kleider zu ergötzen, wobey man ſie, wie übermüthige, und zum Streite wilde Pferde, mit Vergnügen ſahe. Sie lieſſen ſich zwar, ſobald ſie aus dem Knabenalter heraus waren, die Haare wachſen, aber vorzüglich ſchmückten und ordneten ſie alsdenn ihr Haar, wenn ſie in groſſe Gefahr

giengen, erinnerlich des Ausdrucks des Lykurgs, daß das Haar ſchöne Leute anſtändiger, und häßliche fürchterlicher mache.

In den Feldzügen war die Diſciplin nicht ſo ſtrenge, wie zu Hauſe, und die ganze übrige Lebensart nachläßiger, und nicht ſo vieler Verantwortung und Strafe unterworfen. Daher der Krieg dieſen einzigen Menſchen in der Welt eine Erholung von ihren ſtrengen kriegriſchen Uebungen war. Wenn die Feinde anrückten, und die Schlachtordnung geſtellt worden war, ſo opferte der König eine Ziege, und befahl, daß ſie ſich alle bekränzten, und die Flötenſpieler das Caſtoriſche Lied blieſen. Er ſelbſt fing dieſes Angrifslied an. Es war ein ſchöner und ſchrecklicher Anblick. Die Soldaten rückten nach dem Tone der Flöten an, ſie zogen in feſtgeſchloſſener Reihe fort, und giengen unerſchrocken, ruhig und fröhlich, nach dem Klange der Muſik, der Gefahr entgegen. Leute, die ſo ins Treffen geführt werden, müſſen nothwendig weder Zaghaftigkeit noch Uebermuth haben, ſie müſſen einen ſtandhaften Muth, mit Hofnung und Vertrauen, als wenn ein Gott ſie begleitete, zeigen. Der König gieng voran, und hatte immer einen an der Seite, der in den Olympiſchen Spielen den Sieg erhalten hatte. Es ſoll einmal einem Spartaner viel Geld ſeyn geboten worden, daß er ſich nicht bey den Olympiſchen Spielen in den Kampf mit einlieſſe, dieſer es aber verworfen haben, und nachdem er ſeinen Gegner mit Mühe beſiegt hatte, gefragt worden ſeyn: Was haſt du

nun, Spartanern von deinem Siege? Er antwortete lächelnd: Dieſes, daß ich an des Königs Seite mit den Feinden fechten werde. Wenn ſie die Feinde geſchlagen hatten, ſo verfolgten ſie die Flüchtigen nicht weiter, als es zur Sicherheit des Sieges nöthig war, und giengen wieder zurück, weil ſie es für unedel und der Griechiſchen Großmuth zuwider erachteten, diejenigen zu tödten, die ſich für überwunden erkannt, und gewichen waren. Dieß war aber nicht allein edelmüthig, ſondern auch nützlich. Denn da ihre Gegner wußten, daß ſie die, die ſich widerſetzten, tödteten, die Weichenden aber verſchonten, ſo hielten ſie es für klüger, zu fliehen, als ſich zu widerſetzen.

Lykurg ſoll ſelbſt, nach dem Zeugniſſe des Sophiſten Hippias, ein ſehr kriegriſcher Mann geweſen ſeyn, und vielen Feldzügen beygewohnt haben. Philoſtephanus ſchreibt auch dem Lykurg die Eintheilung der Reuter in Schwadronen zu. Eine ſolche Schwadron hieß Ulamos, und beſtand aus funfzig Reutern, die ins Gevierte geſtellt wurden. Hingegen Demetrius Phalereus behauptet, Lykurg habe an gar keiner kriegriſchen Handlung Antheil genommen, ſondern zu friedlichen Zeiten die Einrichtungen ſeines Staats angeordnet. Und die getroffne Einrichtung, daß allemal währenden Olympiſchen Spielen Waffenſtillſtand gehalten werden mußte, ſcheint einen ſanften und friedliebenden Mann anzuzeigen, obgleich einige, wie Hermippus erzehlt, vorgeben, Lykurg habe anfänglich an dieſer Anordnung des Iphitus nicht

Theil genommen, ſondern, als er bloß den Olympiſchen Spielen zugeſehen, habe er eine Stimme, wie die Stimme eines Menſchen, hinter ſich gehört, welche ihm verwieſen habe, daß er ſeine Bürger nicht auch zur Theilnehmung dieſer Spiele anhielte: er habe ſich umgedreht, und da er keinen Menſchen erblickt, es für eine Götterſtimme gehalten, und in Gemeinſchaft mit dem Iphitus dieſe Olympiſchen Spiele angeordnet, welche durch ſeine Veranſtaltungen noch beſſer eingerichtet und herrlicher geworden.

Die Jugend zu Sparta war ihrer genauen Zucht bis in ihr männliches Alter unterworfen. Keiner hatte Freyheit zu leben, wie er wollte; es war in der Stadt, wie in einem Lager, eine feſtgeſetzte Diſciplin und Einrichtung, ſich um das gemeine Beſte verdient zu machen, und jedermann glaubte, daß er nicht für ſich ſelbſt, ſondern für das Vaterland geboren ſey. Wenn die Jünglinge nichts anders zu thun hatten, ſo gaben ſie auf die Knaben Achtung, und lehrten ſie nützliche Sachen, oder ſie lernten ſelbſt etwas von den Alten. Denn eine von den vortreflichſten und wohlthätigſten Einrichtungen des Lykurgs war dieſe, daß ſeine Bürger gute Muſſe hatten, und Künſte und Handwerker durchaus verboten waren. Sich mit Mühe und Geſchäftigkeit Geld ſammeln, belohnte die Mühe nicht, da das Geld unnütz und allgemein verachtet war. Die Heloten, eine Art von Sklaven, mußten das Feld beſtellen, und die beſtimmte Pacht dafür entrichten. Ein Sparta=

ner befand ſich zu Athen, als eben Gericht gehalten wurde: er erfuhr, daß jemand wegen Müſſiggangs war beſtraft worden, und ſehr traurig, in Begleitung ſeiner Freunde, die ihn bedauerten, nach Hauſe gienge. Er bat die Umſtehenden, ihm doch den Menſchen zu weiſen, welcher wegen ſeiner Freyheit beſtraft worden ſey. So ſehr hielt man zu Sparta die Geſchäftigkeit, Geld zu verdienen, und die Künſte zu treiben, für unedel.

Die Proceſſe hörten zu Sparta, wie leicht zu erachten, mit dem Reichthume zugleich auf: denn dort war weder Ueberfluß noch Mangel, ſondern eine Gleichheit des Wohlſtandes, und alles um wohlfeilen Preis zu erhalten. Wenn kein Krieg war, ſo beſchäftigten ſich die Spartaner mit Feyerlichkeiten, Tänzen, öffentlichen Gaſtmahlen, Jagden, und mit beſtändigem Zeitvertreibe in den Fechtſchulen und Leſchen.

Diejenigen, welche noch nicht dreyßig Jahr alt waren, giengen niemals auf den Markt, ſondern ließen durch ihre Anverwandten und Freunde ihre Hausbedürfniſſe beſorgen. Den Alten aber gereichte es zur Schande, wenn ſie ſich oft in dergleichen Geſchäften auf dem Markte ſehen ließen, und nicht den größten Theil des Tages in den Fechtſchulen und den ſo genannten Leſchen zubrachten. Hier kamen ſie zuſammen, um der vergnügteſten Ruhe mit einander zu genieſſen, ohne daran zu gedenken, wie ſie ſich Geld erwerben, oder Hausbedürfniſſe anſchaffen möchten. Ihre meiſte Beſchäftigung daſelbſt war, ruhmwürdige

Thaten zu loben, und ſchlechte mit ſolcher lachenden Satire zu tadeln, daß dadurch Ermunterung und Beſſerung bewirkt wurde. Lykurg ſelbſt war gar kein finſtrer trockner Mann; er ſoll ſogar, dem Soſibius zu Folge, dem Gotte des Lachens, eine kleine Bildſäule errichtet haben, und den Scherz, als eine Verſüſſung der Beſchwerlichkeiten der ſtrengen Lebensart, gelegentlich bey Gaſtmahlen und Zuſammenkünften eingeführt haben.

Ueberhaupt gewöhnte er ſeine Bürger weder zu wiſſen noch daran zu gedenken, daß ſie für ſich ſelbſt lebten, ſondern daß ſie, wie die Bienen, zu einer Gemeinſchaft ſich hielten, mit einander immer um ihren Anführer waren, ſich ſelbſt faſt vergaſſen, und voll vom Enthuſiasmus und Ehrbegierde ganz fürs Vaterland lebten. Dergleichen Geſinnungen zeigen auch verſchiedne Ausdrücke von ihnen. Pädaret wurde wider ſeinen Geſuch nicht in die Ordnung der Dreyhundertmänner aufgenommen: er gieng ganz heiter hinweg, und freute ſich, daß die Stadt dreyhundert Männer hätte, die beſſer wären als er. Piſiſtratidas wurde nebſt andern zu den Generalen des Königs in Perſien geſchickt. Als er ankam, fragte man ihn: Ob er mit ſeiner Geſellſchaft in eignen oder in öffentlichen Angelegenheiten gekommen wäre? Er gab zur Antwort: Wenn wir unſern Endzweck erlangen, in öffentlichen, wenn wir ihn nicht erlangen, in eignen Angelegenheiten. Argileonis, die Mutter des Braſidas, fragte, als einige aus Amphipolis nach Lacedämon kamen, ob Braſidas

ſo würdig, wie es einem Spartaner gebühre, geſtorben wäre? Sie rühmten ihn, und ſagten, daß Sparta keinen ſolchen Mann mehr hätte. O, ſagt das nicht, antwortete ſie, Braſidas war zwar brav und gut, aber Lacedämon hat viele, die noch beſſer ſind, als er.

Anfänglich ſetzte zwar Lykurg, wie ſchon erwehnt worden iſt, diejenigen zu Senatoren, welche zur Ausführung ſeines Vorhabens Beyſtand geleiſtet hatten. Hernach aber verordnete er, daß an die Stelle eines jeden geſtorbnen derjenige zum Senator ſollte gewählt werden, der für den rechtſchaffenſten Mann erklärt worden, und über ſechszig Jahre alt wäre. Dieß ſchien nun der eifrigſte und höchſte Wetteifer zu ſeyn, der unter Menſchen ſeyn kann. Denn man wählte hier nicht von den ſchnellſten den ſchnellſten, oder von den ſtärkſten den ſtärkſten, ſondern aus den beſten und weiſeſten den beſten und weiſeſten. Und dieſer hatte nun zur Belohnung ſeines langen ſchönen Lebens alle Gewalt in der Republik, war Herr über Leben und Tod, über Ehre und Schande, und über alle wichtige Angelegenheiten.

Die Wahl geſchah auf folgende Art. Wenn das Volk beyſammen war, wurden auserleſene Männer in der Nähe in ein Haus verſchloſſen, ſo daß ſie weder etwas ſahen, noch geſehen werden konnten. Dieſe hörten bloß das Geſchrey des verſammelten Volkes, denn das Volk gab, wie in andern Dingen, ſo auch hier, ſeinen Beyfall durch Geſchrey zu erkennen. Man führte diejenigen, die

um die Senatorenwürde angehalten hatten, einzeln, und nach dem Looſe ganz ſtille durch das Volk hindurch. Die nun in der Nähe eingeſchloſſen waren, hatten Schreibtäfelchen, und bezeichneten bey jedem, wie ſtark geſchrien worden war, ohne jedoch zu wiſſen, wem es galt, denn ſie wußten nur, daß es der erſte, zweyte, dritte, und ſo weiter, war, welcher durchgeführt wurde. Welchen das Volk nun mit dem größten Geſchreye begrüßt hatte, der wurde Senator. Er wurde bekränzt, und hielt eine Proceßion in den Tempeln herum. Es folgten ihm viele Jünglinge, die sein Leben lobpreiſeten, und viele Frauenzimmer, die ſeine Tugend und ruhmwürdiges Leben in Liedern beſangen. Ein jeder ſeiner Anverwandten ſetzte ihm ein Gaſtmahl vor, und ſagte ihm dabey, daß die Stadt ihm zu Ehren dieſes Gaſtmahl anſtelle. Nach dieſem Umgange bey feinen Freunden gieng er ins öffentliche Speiſehaus, wo alles, wie gewöhnlich, zugieng, auſſer daß ihm eine doppelte Portion vorgelegt wurde, davon er eine aufhub, und nach geendigter Mahlzeit, derjenigen, unter denen vor der Thür verſammelten Frauenzimmern, die er am meiſten ehrte, dieſe Portion mit den Worten gab: Ich habe dieſes als ein Ehrengeſchenk bekommen. Darauf denn dieſes Frauenzimmer von den andern mit Ehrenbezeugungen nach Hauſe begleitet wurde.

Die Anſtalten des Lykurgs in Abſicht der Begräbniſſe waren ebenfalls ſehr wohl eingerichtet. Denn erſtlich entfernte er allen Aberglauben da-

von: er verbot es nicht, die Todten in der Stadt zu begraben, und ihnen nahe bey den Tempeln Denkmahle zu errichten, weil die Jugend durch dergleichen Anblick ſich gewöhnen ſollte, ſich nicht zu fürchten, und den Tod nicht zu ſcheuen, noch auch für Verunreinigung zu halten, die Todten zu berühren, und über ihre Gräber zu gehen. Ferner gebot er, daß man den Todten nichts mit ins Grab geben, ſondern den Körper in ein rothes Tuch eingewickelt, und mit Oelblättern belegt, zur Erde beſtatten ſollte. Den Namen des verſtorbenen auf das Grabmal zu ſetzen, war nicht erlaubt, auſſer wenn er im Kriege geblieben, oder wenn es eine Prieſterin geweſen war. Die Zeit der Trauer beſtimmte er auf nicht länger als elf Tage, am zwölften mußte der Ceres geopfert werden, und die Trauer ſich endigen.

Nichts wurde von ihm ohne Abſicht vernachläßigt, ſondern bey allen, auch unumgänglich nothwendigen, Sachen, brachte er eine Ermunterung zur Tugend und Abſcheu für Laſter an. Er erfüllte die Stadt mit guten Beyſpielen, durch deren Anblick und beſtändige Gewohnheit die Bürger zum Guten geleitet und gebildet wurden. Daher war es auch nicht einem jeden, wie er wollte, auſſer Landes zu reiſen erlaubt, damit nicht dadurch fremde Sitten, Nachahmungen übler Lebensart, und verſchiedne Staatsmaximen nach Sparta gebracht würden. Aber auch die Fremden, welche, ohne nützliche Abſichten, ſich zu Sparta einfanden, jagte er fort, nicht, wie Thucydides ſagt, deswe-

gen, daß ſie ſeine Staatsverfaſſung in fremden Ländern einführen, und neue Tugendregeln lernen möchten, ſondern vielmehr deswegen, daß ſie ſeine Bürger Böſes lehren möchten. Denn mit fremden Perſonen ſchleichen ſich nothwendig auch fremde Diſcurſe ein, und dieſe neuen Diſcurſe enthalten neue Raiſonnements, woher dann viele Leidenſchaften und Begierden entſtehen, welche in der Harmonie eines Staatsſyſtems einen Mißklang machen. Er glaubte daher, daß man die Stadt für die Einführung böſer Sitten noch ſorgfältiger bewahren müſſe, als für die Einſchleichung kranker angeſteckter Perſonen.

In allen dieſen Einrichtungen des Lykurgs trift man keine Spuren der Ungerechtigkeit und des Geizes an, wie einige ſeine Geſetze beſchuldigen wollen, und ſie für vortreflich zur Tapferkeit, aber für unzulänglich zur Gerechtigkeit halten. Vielleicht hat die ſo genannte Kryptia (der Hinterhalt) wenn anders, wie Ariſtoteles ſagt, Lykurg der Urheber davon iſt, ſelbſt bey dem Plato dieſe Meynung von dem Geſetzgeber und ſeinen Geſetzen erregt. Dieſe Kryptia war folgender Art. Die Senatoren ſchickten zuweilen die klügſten und verwegenſten Jünglinge aufs Land, und gaben ihnen nichts weiter mit als einen Dolch, und die nothwendigſten Speiſemittel. Dieſe Jünglinge verſteckten ſich den Tag über einzeln in Schlupfwinkeln, und ruhten aus; des Nachts aber zogen ſie auf die Straſſen, und ſchlugen die Heloten todt, die in ihre Hände fielen. Oefters giengen

ſie auch auf die Felder, und brachten die ſtärkſten und anſehnlichſten Heloten um. Eben ſo erzehlt Thucydides in ſeiner Geſchichte des Peloponneſiſchen Krieges, daß einmal eine auserleſene Menge Heloten wegen ihrer Tapferkeit die Freyheit erhielten, und deswegen mit Kränzen geſchmückt eine Proceßion in den Spartaniſchen Tempeln hielten: bald darauf wären ſie alle verſchwunden, es wären ihrer mehr als zweytauſend geweſen, und niemand hätte weder damals noch hernach ſagen können, auf welche Art dieſe Leute umgekommen wären. Ariſtoteles bemerkt, daß die Ephoren, gleich bey der Uebernehmung ihres Amtes, den Krieg wider die Heloten erklärt hätten, damit die Ermordungen dieſer Menſchen nicht unrechtmäßig zu ſeyn ſchienen. Die Lacedämonier führten ſich auch auf andre, mannichfaltige Art, gegen dieſe ihre unglückliche Sklaven hart und unbarmherzig auf. Sie zwangen ſie, ſich zu betrinken, alsdenn nahmen ſie ſie ins öffentliche Speiſehaus, und zeigten den jungen Leuten, wie ſchändlich die Trunkenheit ſey. Sie lieſſen ſie ſchändliche Lieder ſingen, und lächerliche Tänze tanzen, verboten ihnen aber ſolche Tänze, dergleichen die freygebornen hatten. Daher ſoll es gekommen ſeyn, daß in den folgenden Zeiten die bey dem Einfalle der Thebaner ins Lacedämoniſche Gebiet gefangnen Heloten, nicht die ihnen befohlnen Lobgeſänge auf die Spartaner, Terpander, Alkmann und Spendon, haben abſingen wollen, ſondern ſich damit entſchuldigt haben, daß ihnen dieſes ihre Herren verboten hätten.

Man pflegte daher nicht unrichtig zu ſagen, daß zu Sparta die freyen Menſchen die allervollkommenſte Freyheit, die Sklaven aber die allerhöchſte Sklaverey hätten. Mich dünkt aber, daß die Spartaner erſt in den ſpätern Zeiten dieſe Grauſamkeit angenommen haben, beſonders nach dem groſſen Erdbeben, *) worauf die Heloten mit den Meſſeniern ſich wider die Lacedämonier verſchworen, dem Lande vielen Schaden zufügten, und die Stadt ſelbſt in groſſe Gefahr brachten. Denn dem Lykurg ſelbſt möchte ich ſo was abſcheuliches, als die Kryptia war, nicht zuſchreiben, wenn ich den Charakter dieſes Mannes nach den Zügen der Sanftmüth und Gerechtigkeit, die er ſonſt zeigte, beurtheile, und ſelbſt das Urtheil des Apollo von ihm bedenke.

Da ſeine vornehmſten Geſetze nun durch die allgemeine Ausübung eingeführt waren, ſeine Staatsverfaſſung genug befeſtiget, und ſich ſelbſt zu erhalten fähig war, ſo empfand er über die Schönheit und Vollkommenheit dieſes völlig eingerichteten Syſtems jenes groſſe Vergnügen, welches, wie es Plato ſchildert, Gott über die er=

*) Dieſes groſſe Erdbeben, wobey ganz Sparta bis auf fünf Häuſer untergieng, ereignete ſich unter der Regierung des Archidamus, 467 Jahr vor Chriſti Geburt. Plutarch erwehnt es auch im Leben des Cimon und Diodor aus Sicilien, und beſchreibt es im XI. Buche ſeiner Geſchichte. Das vorher vom Plutarch aus dem Thucydides angeführte ſteht Lib. IV. p. 285. ſq. Ed. Duker.

ſchaffne und in die erſte Bewegung geſetzte Welt genoß, und ſorgte nunmehr nur dafür, wie er, ſo weit es der menſchlichen Vorſicht möglich ſey, dieſe Staatseinrichtung dauernd, und auf alle folgende Zeiten unveränderlich erhalten möchte. Er berief eine Verſammlung aller Bürger: er erklärte ihnen, daß nun alles, was zur Glückſeligkeit und Tugend ihres Staats gehörte, hinlänglich gut eingerichtet ſey, aber das allervornehmſte und wichtigſte wolle er ihnen nicht eher eröfnen, bis er den Gott Apollo ſelbſt um Rath gefragt hätte. Sie müßten alſo nun über den errichteten Geſetzen halten, und nichts verändern noch abſchaffen, bis er ſelbſt von Delphos wieder zurück käme: nach ſeiner Rückkunft wolle er das, was ihm der Gott befehlen würde, ausführen. Da ihm alle dieſes verſprochen, und zu der Reiſe ſelbſt ermahnt hatten, ließ er ſich zuerſt von den Königen und Senatoren, und hernach vom ganzen Volke einen Eid leiſten, daß ſie ſeine Staatseinrichtung in unveränderlicher Ausübung erhalten wollten, bis er wieder zurück käme.

Sobald er in Delphos angekommen war, opferte er dem Gotte Apollo, und fragte ihn, ob ſeine Geſetze gut und hinlänglich zu Tugend und Glückſeligkeit von Sparta wären? Apollo antwortete, daß ſeine Geſetze gut wären, und die Stadt Sparta die ruhmvollſte bleiben würde, ſo lange ſie die Staatseinrichtung des Lykurgs erhalten würde. Dieſes Orakel ſendete er ſchriftlich nach Sparta. Er ſelbſt aber opferte dem Gotte zum zweytenmale,

le, nahm von ſeinen Freunden und ſeinem Sohne Abſchied, und beſchloß, ſeine Bürger ihres Eides gar nicht zu entlaſſen, ſondern freywillig zu ſterben, da er in demjenigen Alter ſtand, in welchem man eben ſo gerne ſtirbt, als, wenn es die Umſtände wollen, noch länger lebt, und glaubte für ſeine Glückſeligkeit lange genug gelebt zu haben. Er tödtete ſich durch Enthaltung aller Speiſe, voll von den Gedanken, daß auch der Tod eines Staatsmannes dem Staate nützlich werden müſſe, und daß auch das Ende ſeines Lebens ſeinen Charakter und ſeine Thätigkeit zeigen müſſe. Für ſich ſelbſt betrachtete er den Tod, da er ſeine ſchönſten Endzwecke in der Welt erreicht, als die Vervollkommung ſeiner Glückſeligkeit, indem derſelbe der Hüter ſeiner gut eingerichteten Geſetze ſeyn würde, weil ſeine Bürger ihm geſchworen hatten, ſie unverletzt bis zu ſeiner Rückkunft zu erhalten. Und ſeine Meynung betrog ihn nicht. Sparta hatte fünfhundert Jahre hindurch unter allen Städten Griechenlands den größten Ruhm wegen der Geſetzeinrichtung, ſo lange dieſe Stadt, unter vierzehn Königen, bis auf den Agis, den Sohn des Archidamus, die Geſetze des Lykurgs ganz unverändert beybehielt: denn die Einſetzung der Ephoren war keine Abſchaffung der bürgerlichen Verfaſſung, ſondern vielmehr eine Beſtärkung derſelben, und beförderte, indem ſie zum Beſten des Volks eingerichtet zu ſeyn ſchien, vielmehr die Macht der Ariſtokratie.

Aber unter der Regierung des Königs Agis

kam zuerſt durch den Lyſander Geld nach Sparta, und mit dem Gelde Habſucht, und Begierde nach Reichthum. Lyſander ſelbſt ließ ſich zwar vom Gelde nicht blenden, allein er erfüllte ſein Vaterland mit Liebe zum Reichthume, und zum Luxus, und veränderte, indem er eine Menge Gold und Silber aus dem Kriege mit nach Sparta brachte, die Geſetze des Lykurgs. So lange dieſe in Anſehn ſtanden, ſchien Sparta nicht ein Republikaniſcher Staat, ſondern das Haus eines weiſen und heiligen Mannes zu ſeyn. Und ſo wie Herkules, nach der Erzehlung der Dichter, mit ſeiner Löwenhaut und Keule bewafnet, die Welt durchwanderte, und die ungerechten und boshaften Tyrannen ſtrafte, ſo breitete Sparta mit ſeiner Skytale, *) und in einem ſchlechten Mantel, ſeine Herrſchaft über Griechenland aus, welches ſich freywillig unterwarf. Es ſtürzte die ungerechten und tyranniſchen Herrſchaften in den Griechiſchen Republiken, entſchied Krieg und Frieden, ſtillte Empörungen, und oft, ohne ein Schwerdt zu ziehen, ſondern durch einen einzigen Abgeſandten, deſſen Befehlen ſogleich

*) Es wurden zwey gleich lange und dicke Stäbe genommen, und auf ſchmalen Riemen, die herum gewunden wurden, die Buchſtaben ſo geſchrieben, daß das geſchriebene niemand leſen konnte, wenn der Riemen abgewunden war, als der, der den andern gleichen Stab hatte, um welchen er die Riemen wieder wickelte. So blieb alles geſchriebene ein Geheimniß. Dieſe Skytalen ſind aus dem Cornelius Nepos, und dem Gellius L. XVII. c. 9. bekannt.

alle gehorchten, wie Bienen, bey Erſcheinung ihres Anführers zuſammenfliegen, und ſich in Ordnung ſtellen. So vielen Glanz erhielt Sparta durch ſeine gerechte Geſetzeinrichtung.

Man muß ſich über diejenigen wundern, welche behaupten, die Lacedämonier hätten zwar verſtanden, beherrſcht zu werden, aber nicht, zu herrſchen. Und eben ſo wunderbar iſt das Lob, *) welches man jener Antwort des Königs Theopompus beylegt, welchen geſagt wurde: Sparta wäre durch ſeine Könige glücklich, die wohl zu regieren verſtünden, worauf er zur Antwort gab: Vielmehr durch ſeine Bürger, die wohl zu gehorchen wüßten. Denn man gehorcht denjenigen nicht, die nicht zu regieren verſtehen: der Gehorſam der Unterthanen iſt eine Kunſt des Regenten, denn wer gut leitet, dem folgt man gern nach. Und ſo wie die Kunſt der Reitſchule darinnen beſteht, daß man ein Pferd zahm und folgſam macht, ſo iſt es das Werk der königlichen Weisheit, Gehorſam zu bewirken. Die Lacedämonier verſchaften ſich aber nicht allein Gehorſam, ſondern auch eine Begierde bey andern, von ihnen beherrſcht zu werden. Denn die andern Völker verlangten von ihnen weder Schife, noch Geld, noch Waffen, ſondern bloß einen Spartaniſchen Feldherrn, und

*) Reiske hat ἐκ in den Text hineingeſetzt, und es in ſeinen Anmerkungen für nothwendig erklärt. Aber es iſt nicht allein nicht nothwendig, ſondern auch falſch, und wider den Sinn des Plutarchs.

wenn ſie ihn erhalten hatten, gehorchten ſie ihm voll Ehrfurcht. So bewieſen ſich die Sicilianer gegen den Gylippus, die Einwohner von Chalcis gegen den Braſidas, und alle Völker Aſiens gegen den Lyſander, Kallikratidas und Ageſilaus. Sie ehrten dieſe Männer als Schiedsrichter und Reformatoren der umliegenden Völker, und der Fürſten, die Stadt Sparta ſelbſt aber als die Lehrmeiſterin eines rühmlichen Lebens, und einer wohlgeordneten Staatsverfaſſung. Daher kam der beiſſende Scherz des Stratonikus, daß er befahl, die Athenienſer ſollten die Myſterien und feyerliche Proceßionen anordnen; die Eleer die Aufſicht bey den feyerlichen Spielen haben, weil ſie das am beſten verſtünden, die Lacedämonier aber ſie peitſchen, wenn ſie dabey Fehler begiengen. Und dieß war nur Scherz. Als aber Antiſthenes, ein Schüler des Sokrates, ſahe, daß die Thebaner, nach dem Siege bey Leuktra, ganz übermüthig wurden, ſo ſagte er: Daß unter den Thebanern und kleinen Knaben kein Unterſchied wäre, ſie freuten ſich, daß ſie ihren Präceptor geſchlagen hätten.

Die eigentliche Abſicht des Lykurgs war nicht, ſeine Stadt zur Herrſchaft über viele andre geſchickt zu machen, ſondern überzeugt, daß, ſo wie bey einem einzigen Menſchen, auch bey einer ganzen Stadt, die Glückſeligkeit aus der Tugend und Gleichheit der Geſinnungen entſtünde, richtete er alles nach dieſem Entzwecke ein, und ſuchte ſeine Bürger frey, genügſam, und ſtets mäßig

zu erhalten. Dieſes legte ebenfalls Plato bey ſeiner Republik zum Grunde, und Diogenes, und Zeno, und alle, die mit Ruhm von der Staatsverfaſſung geſchrieben, aber nur Schriften und Reden hinterlaſſen haben. Hingegen Lykurg hinterließ nicht Schriften und Reden, ſondern einen wirklich eingerichteten unnachahmligen Staat, und zeigte denen, die einen wirklichen Weiſen, ſo wie er geſchildert wird, für unmöglich in dieſer Welt halten, eine ganze Stadt von weiſen Leuten, und übertraf dadurch gewiß an Ehre alle diejenigen, die jemals in Griechenland ein Staatsſyſtem eingerichtet haben. Ariſtoteles ſagt mit Recht, daß Lykurg zu Lacedämon weniger Ehre genöſſe, als ihm gebühre, ob er gleich in groſſer Verehrung gehalten wird, und ihm ein Tempel erbaut iſt, worinnen ihm jährlich, wie einem Gotte, ein Opfer gebracht wird. Man erzehlt, daß der Donner in ſein Grab geſchlagen, nachdem ſeine Gebeine nach Sparta gebracht worden waren. Dieſes iſt, den Euripides ausgenommen, welcher in Macedonien bey Arethuſa begraben worden, nicht leicht irgend einem andern berühmten Menſchen wiederfahren, daher auch die Verehrer des Euripides einen groſſen Beweis für die Vortreflichkeit des Mannes ziehen, welcher nach ſeinem Tode einerley Ehre von den Göttern mit demjenigen erhalten, der der heiligſte, und ein Götterfreund war.

Einige behaupten, daß Lykurg zu Kyrha geſtorben ſey, Apollothemis aber, daß er zu Elis, wo er ſich hin begeben, ſein Leben geendigt habe,

Timäus und Ariſtoxenus geben Creta als den Ort ſeines Todes an. Der letztere ſagt, daß ſein Grab von den Cretenſern bey der öffentlichen Heerſtraſſe zu Pergamia gewieſen werde. Er ſoll nur einen einzigen Sohn, Antiorus genannt, hinterlaſſen haben, und da dieſer ohne Kinder ſtarb, verloſch ſein Geſchlecht. Seine Anverwandten und Freunde ſtifteten ihm zu Ehren eine jährliche feſtliche Zuſammenkunft, welche lange Zeit hindurch gedauert hat, und nannten die Tage dieſes Feſtes Lykurgides. Ariſtokrates, der Sohn des Hipparchus, erzehlt, daß die Gaſtfreunde des Lykurgs in Creta, ſeiner Bitte zu Folge, ſeinen Leichnam verbrannt, und die Aſche aufs Meer geſtreut, um zu verhüten, daß nicht einmal ſeine Gebeine nach Lacedämon gebracht würden, und man dort alsdenn, als wenn er wieder zurück gekommen wäre, von dem Eidſchwure befreyt zu ſeyn glauben, und ſeine Staatsverfaſſung verändern möchte. — Dieß iſt es, was ich vom Lykurg habe erzehlen können.

Numa.

Die Zeit, zu welcher der König Numa gelebt, iſt eben ſo ungewiß, wie die des Lykurgs, obgleich einige Geſchlechtsregiſter von ihm genau verfaßt zu ſeyn ſcheinen. Aber ein gewiſſer Clodius behauptet in einem Buche, welches er den Zeiger der Zeiten nennt, daß alle dergleichen alte Akten bey der Zerſtörung der Stadt Rom durch die Celten wären verloren gegangen; die man aber itzt zeigte, wären untergeſchoben, um gewiſſen Römern zu ſchmeicheln, die gern ihr Geſchlecht zu den älteſten berühmteſten Häuſern, mit denen ſie gar nicht verwandt wären, hätten hinaufführen wollen. Der Sage nach iſt Numa ein Schüler des Pythagoras geweſen, aber andere behaupten, daß Numa gar kein griechiſch verſtanden, und ſich durch ſein eignes mächtiges Genie ſo ſehr vervollkommnet habe, oder von einem gewiſſen Barbaren, der noch beſſer als Pythagoras geweſen ſeyn ſoll, ſeinen königlichen Unterricht erhalten habe. Andere geben an, daß Pythagoras ſpäter, und faſt fünf Menſchenalter nach dem Numa gelebt habe, *) und

*) Dieß iſt durch das Zeugniß der glaubwürdigſten Scribenten wohl ganz ſicher, und Pythagoras hat erſt, faſt zweyhundert Jahr, nach dem Numa gelebt; wie Xylander in ſeinen

daß ein anderer Pythagoras aus Sparta, welcher in der ſechzehnten Olympiade, in deren dritten Jahre Numa König geworden iſt, in den Olympiſchen Spielen den Preis erhielt, auf ſeiner Reiſe durch Italien mit dem Könige Numa bekannt worden ſey, und ihm bey ſeiner Staatseinrichtung Beyſtand geleiſtet habe, daher auch durch dieſes Pythagoras Rathgeben verſchiedene Spartaniſche Gebräuche bey den Römern eingeführt worden. Uebrigens war Numa von Geburt ein Sabiner, die Sabiner aber behaupteten, daß ſie von den Spartanern abſtammten. Es würde ſchwer ſeyn, die Zeit genau zu beſtimmen, beſonders wenn man ſie nach den Olympiſchen Siegern rechnen wollte, denn erſt in ſpätern Zeiten machte, wie man ſagt, Hippias, ein Eleer, ein Verzeichniß dieſer Sieger, welches aber mit keinen glaubwürdigen Zeugniſſen verſehen iſt. Wir wollen das denkwürdigſte, was uns vom Numa bekannt geworden iſt, erzehlen, und einen gehörigen Eingang vorausſetzen.

Es war im ſieben und dreyßigſten Jahre der Erbauung Roms und der Regierung des Romulus, als dieſer König am ſiebenten Julius, welcher Tag itzt den Namen Nonae Capratinae führt, vor der

Anmerkungen zum Plutarch, und noch weitläuftiger Rualdus Animadverſione IV. in Plutarch. pag. 747. ſequ. Ed. Reisk. Tom. I. bewieſen haben. Indeſſen haben auch verſchiedene Römer die Meynung angenommen, daß Pythagoras den Numa unterrichtet, z. E. Ovid. Libr. III. ex Ponto Eleg. 3. cf. Plin. A. N. Libr. XIII. cap. 13.

Stadt, bey dem ſo genannten Ziegenſumpfe, ein öffentliches Opfer hielt, wobey der Senat und größte Theil des Volks gegenwärtig war. Die Luft veränderte ſich plötzlich, es entſtand aus einer Wolke ein heftiger Sturmwind mit Donnern vermiſcht, die ganze Verſammlung lief mit Beſtürzung davon, und zerſtreute ſich. Hier kam auf einmal Romulus weg, und man konnte ihn nirgends, weder todt noch lebendig, finden. Es fiel ein großer Verdacht auf die Patricier. Unter dem Volke breitete ſich das Gerücht aus, daß ſie ſchon längſt der königlichen Regierung überdrüßig geweſen wären, und den König umgebracht hätten, um die höchſte Gewalt an ſich zu reiſſen; und Romulus gieng wirklich ſtreng und deſpotiſch mit ihnen um. Aber dieſen Verdacht beſänftigten die Patricier dadurch, daß ſie den Romulus der göttlichen Ehre würdig erklärten, als einen, der nicht geſtorben, ſondern in einen beſſern Zuſtand ſey erhoben worden. Ein Mann von großem Anſehen, Proclus, betheuerte mit einem Eidſchwure, daß er den Romulus in ſeinen Waffen gen Himmel fahren geſehen habe, und eine Stimme gehört, welche befohlen habe, ihn Quirinus zu nennen.

Nun entſtand in Rom eine neue Verwirrung, und ein Aufruhr über die Wahl eines künftigen Königs. Die in der Stadt Rom aufgenommenen Sabiner hatten ſich mit den ältern Bürgern noch nicht genug vereinigt; das Volk war voller Unruhe: die beyderſeitigen Patricier waren voller Argwohn und Mißtrauen gegen einander. Daß

wiederum ein König gewählt werden ſollte, wollte jedermann: man ſtritt ſich aber nicht allein über die Perſon, die König werden ſollte, ſondern auch, ob man von den Sabinern oder Römern einen König wählen müßte. Diejenigen, die mit dem Romulus die Stadt erbauet hatten, hielten es für unerträglich, daß die Sabiner, die ſie in ihre Stadt und ihr Land aufgenommen hatten, itzt die Herrſchaft über ſie bekommen ſollten. Die Sabiner hatten den billigen Grund für ſich, weil ſie nach dem Tode des Tatius, ihres Königs, nicht dem Romulus den Gehorſam aufgeſagt, ſondern ihn allein hätten herrſchen laſſen, ſo foderten ſie, daß nun auch einer aus ihrem Volke zur Herrſchaft erhoben würde. Sie wären von keiner geringern Herkunft, als die Römer, von denen ſie aufgenommen worden, und eben durch ihre hinzugekommene Menge hätten ſie der Stadt ihre innere Stärke und ihr äuſſerliches Anſehn verſchaft. Dieſe Gedanken verurſachten lauter Uneinigkeit.

Damit nun nicht bey dieſem ſchwankenden Zuſtande des Staats aus der Uneinigkeit eine allgemeine Verwirrung entſtehen möchte, ſo wurden die Patricier, deren damals hundert und funfzig waren, mit einander eins, daß ein jeder von ihnen, nach der Reihe, die königlichen Ehrenzeichen annehmen, und ſechs Stunden des Tages, ſechs Stunden des Nachts die oberſte Gewalt in allen Sachen der Religion und des Staats haben

ſollte. *) Dieſe Eintheilung der Zeit ſchien den Patriciern für beyde Partheyen eine gute Gleichheit zu haben, und bey dem Volke verhinderte eine ſolche Wechſelregierung den Unwillen des Neides, indem man ſahe, daß an eben dem Tage, und in eben der Nacht, da einer König geworden war, er auch wieder Privatmann wurde. Dieſe Art von einer Zwiſchenregierung nennen die Römer Interregnum.

So ſehr aber auch dieſe Regierung mit Staatsklugheit und Mäßigung eingerichtet zu ſeyn ſchien, ſo entgieng ſie doch nicht dem Murren und dem Verdachte des Volks, daß die Verwaltung der

*) Ich folge der Lesart des Salmaſius, welcher κυρίνῳ wegſtreicht. Die Emendation des Auratus κύριον ὄντα pro κυρίνῳ dünkt mir ganz wider die Schreibart des Plutarchs zu ſeyn, und iſt dazu eine unnöthige Erklärung des vorhergehenden: ich wundere mich, daß ſie Amyot, Dacier und Meziriac angenommen haben. Lapus, welchem Hr. Kind gewiſſermaſſen folgt, ſetzt zu κυρίνῳ noch hinzu καὶ Τατίῳ. und Bryanus pflichtet dieſer Lesart bey, ohne gehörige Beweiſe anzuführen; Denn was er von dem nachfolgenden Worte ἑκατέρου ſagt, beweiſt nichts, und ἑκατερου kann nicht wohl auf den Romulus und Tatius gezogen werden. Kind überſetzt — „daß von ihnen einer nach den andern unterdeſſen, und zwar ſechs Stunden des Nachts anſtatt des Romulus, und ſechs Stunden des Tages anſtatt des Tatius — — — König ſeyn ſollte.“ Die Widerſprüche des Dionyſius von Halikarnaß, und des Livius mit dieſer Erzehlung des Plutarchs gehören hieher nicht zur Unterſuchung.

öffentlichen Geſchäfte in die Gewalt weniger kommen, dieſe den Staat nach ihrer Willkühr regieren, und niemals einen König annehmen möchten. Darüber wurden denn nun endlich beyde Partheyen auf den einſtimmigen Gedanken gebracht, daß das eine Volk aus dem andern einen König erwählen ſollte, denn ſo würde, wie man glaubte, der gegenwärtige Streit gehoben werden, der erwählte König würde beyden Völkern gleich günſtig ſeyn, der einen Parthey aus Dankbarkeit für ihre Wahl, der andern aus Pflicht der Verwandſchaft. Die Sabiner lieſſen nun zuerſt den Römern die Wahl, und die Römer wollten auch wirklich lieber einen Sabiner wählen, als ſich von den Sabinern einen Römer vorſchreiben laſſen.

Nach gehöriger Berathſchlagung fiel die Wahl auf den Numa Pompilius, einen Sabiner, der zwar nicht mit den andern Sabinern ſich zu Rom niedergelaſſen hatte, deſſen vortreffliche Eigenſchaften aber ſo allgemein bekannt waren, daß die Sabiner ihn noch lieber zum Könige annahmen, als ſelbſt die Römer, die ihn gewählt hatten. Nachdem die Wahl in allgemeiner Verſammlung beſtätigt worden war, wurden die Vornehmſten der beyden Völkerſchaften als Abgeſandte an den neuen König geſchickt, und er zur Annahme der Regierung eingeladen.

Numa war der jüngſte von vier Söhnen eines angeſehenen Mannes, mit Namen Pomponius, aus der berühmten Sabiniſchen Stadt Cures, nach welcher die Römer mit den hinzugekommenen Sa=

binern ſich Quiriten nannten. Er war durch eine ſonderbare Fügung an eben dem Tage geboren, an welchem Romulus den Anfang der Erbauung Roms machte, nämlich am ein und zwanzigſten April. Er cultivirte ſein von Natur zu jeder Tugend geneigtes Gemüth durch Lernen, Duldſamkeit, und Studium der Weisheit. Nicht bloß die ſchändlichen Leidenſchaften der Seele, ſondern auch die bey den Barbaren geachtete Gewaltthätigkeit und Habſucht vermied er, und hielt es für wahre Tapferkeit, wenn man die Begierden durch die Vernunft beſiegt. Daher verbannte er aus ſeinem Hauſe alle Pracht und allen Luxus. Gegen jeden von ſeinen Bürgern und den Fremden bezeigte er ſich als einen untadelhaften Richter und Rathgeber. Seine Muſſe widmete er nicht der Weichlichkeit noch der Gewinnſucht, ſondern der Verehrung der Götter, und der Nachforſchung ihrer Natur und Macht durch die Hülfe der Vernunft. Durch dieſes ſein Betragen kam er in einen ſolchen erhabnen Ruhm, daß Tatius, der Mitkönig des Romulus, ihn zu ſeinem Schwiegerſohn wählte, und ihm ſeine einzige Tochter Tatia zur Gemahlin gab. Numa wurde über dieſe Vermählung nicht ſtolz, und zog auch nicht zu ſeinem Schwiegervater nach Rom, ſondern blieb, um ſeinen alten Vater zu verpflegen, in der Stadt der Sabiner, und auch ſeine Gemahlin Tatia zog die Ruhe eines Privatmannes dem Glanze und der Ehre vor, die ſie bey ihrem Vater zu Rom genieſſen konnte. Sie ſtarb im dreyzehnten Jahre ihrer Ehe.

Hierauf entſagte Numa größtentheils dem Stadtleben, und hielt ſich meiſtens auf dem Lande auf. Er hatte die Gewohnheit, häufig in den Haynen der Götter, auf den geheiligten Wieſen, und in entfernten, einſamen Oertern ſich aufzuhalten. Dieß war der vornehmſte Grund zu jenem Gerüchte von ſeinem Umgange mit einer Göttin, und man breitete aus, daß er nicht aus Betrübniß, noch aus Verwirrung ſeines Geiſtes ſich von der menſchlichen Geſellſchaft entfernt hätte, ſondern einen erhabnen Umgang, und die Liebe einer Göttin genöſſe, und durch die Liebe und die Geſellſchaft der Göttin Egeria zu einem Glücke erhoben ſey, das ihn fähig mache, göttliche Dinge zu wiſſen. Man ſiehet aber leicht ein, daß dieſe Meynung viel Aehnlichkeit mit den alten Mährchen hat, welche die Phrygier vom Attes, die Bithynier vom Herodotus, und die Arkadier von dem Endymion, und vielen andern erzehlen, die man für beſonders glückliche Menſchen und für Götterfreunde hielt.

Es iſt zwar der Vernunft gemäß, daß Gott, der weder die Pferde, noch die Vögel, ſondern die Menſchen liebt, gern den vorzüglich guten Menſchen gegenwärtig iſt, und den Umgang mit einem heiligen weiſen Manne nicht verachtet; daß aber Gott, oder ein Geiſt, mit der äuſſerlichen menſchlichen Geſtalt Umgang pflegen, und ſie lieb gewinnen ſollte, iſt ſchwer zu glauben. Ob gleich die Aegyptier einen nicht ganz unwahrſcheinlichen Unterſchied machen, und behaupten, es ſey nicht unmöglich, daß der Geiſt Gottes ein Weib ſchwän-

gern könne, aber gegen eine Mannsperſon könne Gott keine körperliche Liebe haben, ſo ſcheinen ſie doch nicht dabey zu bedenken, daß ein jedes Weſen demjenigen ſeine Natur mittheilt, mit dem es ſich vermiſchet. Man darf alſo nichts weiter annehmen, als eine Freundſchaft der Götter gegen die Menſchen, welche man Liebe nennt, und welche eine Beſtrebung nach Moralität und jeder Tugend erzeugt. Auf ſolche Art irren diejenigen nicht, welche erzählen, daß Phorbas, und Hyacinth, und Admet, und vorzüglich Hippolytus von Sicyon, vom Apoll geliebt worden ſind, von welchem letztern ſogar Pythia, ſo oft er von Sicyon nach Cirrha geſchift, wie begeiſtert vom Apoll, der ſich über die Ankunft des Hippolytus freute, jenen Vers hergeſagt haben ſoll:

> Jetzt geht Hippolytus der Liebling wieder aufs
> Meer hin.

Eben ſo ſagt man, daß Pan den Pindar wegen ſeiner vortrefflichen Gedichte geliebt habe, und daß Archilochus und Heſiodus nach ihrem Tode von Gott beſondere Ehre erhalten. Den Sophokles ſoll Aeſkulap beſucht haben, und davon ſollen noch bis itzt einige Zeichen aufbewahrt worden ſeyn; nach ſeinem Tode ſoll ein andrer Gott ſein Begräbniß beſorgt haben. Wenn dergleichen den Dichtern widerfuhr, darf man denn zweifeln, daß Gott den Zaleukus, Minos, Zoroaſter, den Numa, und den Lykurg, welche Königreiche regierten, und Staatsverfaſſungen gründeten und verbeſſerten, auf ähnliche Art eines Umgangs gewürdiget habe?

Iſt es nicht vielmehr wahrſcheinlich, daß die Götter einen wirklich vertrauten Umgang mit dieſen Männern gehabt haben, um ſie das Beſte zu lehren, und zu ermuntern, mit den Dichtern aber und den Leyerſängern, wenn es ja geſchehen iſt, nur zum Scherz ſich abgegeben haben? Iſt jemand andrer Meynung, je nun, ſo iſt der Weg für ihn breit, wie Bakchylides ſagt. — Aber auch eine gewiſſe andre Meynung, die man vom Lykurg, Numa, und andern dergleichen Männern hat, iſt ſo übel nicht, daß ſie nämlich, da ſie eine ungezähmte und ſchwer zu beherrſchende Menge zu behandeln hatten, und groſſe Veränderungen durch ganz neue Geſetze in der Staatsverfaſſung machen wollten, ein göttliches Anſehn ihren Geſetzen durch Erdichtungen zu verſchaffen ſuchten, die ſelbſt denjenigen, gegen welche ſie ſie gebrauchten, höchſtnützlich waren.

Numa war ſchon vierzig Jahr alt, als die Geſandten von Rom ankamen, und ihn erſuchten, die Königliche Würde anzunehmen. Proclus und Veleſus führten das Wort, von welchen beyden eben das Volk vorher einen zum König hatte erwählen wollen: die Römer waren dem Proclus, die Sabiner dem Veleſus zugethan geweſen. Ihre Rede beſtand aus wenigen Worten, weil ſie glaubten, der Antrag ſelbſt werde dem Numa angenehm genug ſeyn. Aber es war nicht ſo leicht, wie man geglaubt hatte, ſondern koſtete viele Mühe und Zureden, einen Mann, welcher bisher in Ruhe und Frieden gelebt, zu bewegen

daß

daß er die Regierung einer Stadt übernahm, die kriegriſch gegründet war, und im Kriege ihren Wachsthum erhalten hatte. — Numa antwortete den Geſandten in Gegenwart ſeines Vaters und eines Anverwandten, mit Namen Marcius: „Jede Veränderung des menſchlichen Lebens iſt gefährlich. Wer aber auch ſo viel hat, als er braucht, und nicht Urſache hat, über ſein Schickſal zu klagen, den kann nichts als Unbeſonnenheit bewegen, ſeine Umſtände zu verlaſſen, welche wenigſtens wegen ihrer Sicherheit, wenn ſie auch keinen andern Vortheil hätten, dem ungewiſſen vorzuziehen ſind. Zwar das Schickſal der Herrſchaft zu Rom iſt ſo ungewiß nicht, wenn man nach den Begebenheiten des Romulus urtheilen will, welcher ſelbſt in den üblen Ruf kam, daß er ſeinem Mitregenten dem Tatius, nach dem Leben geſtanden, und den Senat in gleichen Verdacht brachte, daß er von demſelben ſey umgebracht worden. Und Romulus wird auch als ein Götterſohn geprieſen, und ſoll auf eine göttliche wunderbare Art erhalten und erzogen worden ſeyn. Ich aber bin von ſterblichen Eltern geboren, und von Menſchen, die ihr alle kennt, erzogen und unterrichtet worden. Diejenigen Eigenſchaften aber, welche man an mir rühmt, eine groſſe Liebe zur Ruhe und zur ſtillen Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften, ſchicken ſich nicht für einen, der regieren ſoll; und dieſe Neigung zur Ruhe und zu unkriegeriſchen Geſchäften, und zu ſolchen Menſchen, welche bloß nur die Götter zu

ehren, und für ſich vergnügt zu ſeyn, ſich verſammeln, übrigens aber für ſich allein ihren Feldbau, und ihre Viehzucht beſorgen, iſt mir angeboren, und ſehr ſtark. Euch aber, ihr Römer, hat Romulus viele Kriege, die er vielleicht zu unbedachtſam anfieng, zu führen hinterlaſſen, und dazu iſt eurer Stadt ein junger und muthiger König nöthig. Euer Volk iſt durch die Gewohnheit, und das gute Glück unternehmend geworden, und es iſt bekannt, daß es ſeine Grenzen zu erweitern, und über andre zu herrſchen ſtrebt. Derjenige würde alſo nur verachtet werden, welcher eine Stadt, die mehr einen Feldherrn als einen König braucht, lehren wollte, wie ſie die Götter verehren, Gerechtigkeit beobachten, und Krieg und Gewaltthätigkeit verabſcheuen müſſe."

Mit ſolchen Gründen ſchlug Numa die angebotene Regierung aus, und die abgeſandten Römer bemühten ſich mit allen möglichen Vorſtellungen und Bitten, daß er ſie nicht möchte in neue Unruhe und einen bürgerlichen Krieg gerathen laſſen, da niemand auſſer ihm wäre, über den beyde Partheyen einſtimmig werden könnten. Aber, da ſich dieſe Abgeordnete wegbegeben hatten, kam auch ſein Vater und Marcius zu ihm, und lagen ihm insbeſondere an, daß er dieſes groſſe und göttliche Geſchenk annehmen möchte. „Wenn du auch ſelbſt, ſagten ſie, wegen deiner Genügſamkeit den Reichthum nicht brauchſt, und auch nicht nach der Ehre der Herrſchaft und eines Fürſtenſtandes begierig biſt, weil du die beſſere Ehre

der Tugend genieſſeſt, ſo bedenke wenigſtens, daß die Regierung ein Gottesdienſt iſt, und daß es Gott iſt, welcher deine groſſe Rechtſchaffenheit nicht will unnütz und vergeblich in dir liegen laſſen. Scheue dich alſo nicht für die Regierung, welche für einen verſtändigen Mann eine Laufbahn groſſer und ſchöner Thaten iſt, in welcher man den Göttern auf das herrlichſte dienen, und die Unterthanen, die ſich geſchwind und gern nach ihren Fürſten bilden, zur Religion leiten kann. Eben dieſe Unterthanen liebten auch den Tatius, der als ein Ausländer zu ihnen kam, und das Andenken des Romulus haben ſie durch Götterehre verewigt. Wer weiß, ob nicht auch das ſiegende Volk des Krieges überdrüßig wird, und da es nun genug Triumphe und Beute hat, einen ſanften Regenten, der als ein Freund der Gerechtigkeit gute Geſetze in Frieden giebt, verlangt? Wenn die Römer aber ſchlechterdings von einer unmäſſigen Begierde zum Kriege getrieben werden, iſt es nicht beſſer, daß du ihren Sturm anders wohin wendeſt, indem du die Zügel des Volks in deinen Händen haſt, und deinem Vaterlande, und der ganzen Völkerſchaft der Sabiner Wohlwollen und Freundſchaft mit einer anwachſenden und ſchon mächtig gewordnen Stadt zuwege bringſt?"

Zu dieſen Vorſtellungen kamen, wie man erzehlt, glückliche Vorbedeutungen, und der Eifer im Bitten ſeiner Mitbürger, welche, ſobald ſie von der Geſandſchaft der Römer Nachricht erhielten, ihm zuſetzten, nach Rom zu gehen, und die

Regierung zur beſſern Vereinigung der beyden Völkerſchaften zu übernehmen.

Numa gab allen dieſen Umſtänden nach, opferte den Göttern, gieng nach Rom. Der Senat und das Volk gieng ihm entgegen, voll äuſſerſter Begierde, ſeinen Fürſten zu ſehen, die Frauenzimmer empfiengen ihn mit frohlockenden Zurufe, in den Tempeln wurden feſtliche Opfer gehalten, alles war von Freude erfüllt: es ſchien als wenn die Stadt nicht einen König, ſondern ein Königreich erhielte. Als der Zug auf den Markt gekommen war, ließ Spurius Vettius, welcher in dieſen Stunden die Regierung hatte, daß verſammelte Volk die Wahl anſtellen, und alle Stimmen fielen auf den Numa. Als man ihm die königlichen Ehrenzeichen übergab, befahl er, daß man ſie noch zurückbehalten ſollte, bis ihm auch die Götter die Regierung in den Tempeln übergeben hätten. Er gieng in Begleitung der Prieſter und Auguren aufs Capitolium, welches damals noch der Tarpejiſche Hügel hieß. Hier ſtellte ihn der oberſte Augur gegen den Mittag zu, verhüllte ihm das Geſicht, *) trat hinter ihn, und betete, indem

*) Livius erzehlt im 18. Cap. des 1. Buchs, daß der Augur nicht das Geſicht des Numa, ſondern ſein eignes verhüllt habe, und im 7. Cap. des 10. B. kommt eine gleiche Stelle vor. Einige haben den Livius, andere den Plutarch durch muthmaßliche Lesarten verbeſſern wollen, aber vergeblich. Ueberhaupt wird wohl auf den Umſtand ſehr wenig an=

er die rechte Hand auf das Haupt des Numa legte, und gab mit rings herum ſchauenden Augen auf die von den Göttern durch Vögel, oder andre Zeichen, zu erfolgende Erſcheinungen Achtung. Indeſſen herrſchte bey der auf dem Markte verſammelten groſſen Menge Volks eine unglaubliche Stille. Man erwartete ängſtlich den Ausgang, bis ſich die glücklichen Vögel ſehen lieſſen. Hierauf zog Numa das königliche Kleid an, und ſtieg vom Berge zum Volke herab. Frohe Zuruffungen und Glückwünſche empfiengen ihn als den frömmſten, von den Göttern geliebten, König.

Sobald Numa die Regierung angetreten hatte, ſchafte er das Corps der dreyhundert Soldaten ab, welche Romulus zu ſeiner Leibwache angenommen, und Celeres, von ihrer Geſchwindigkeit her, genannt hatte, weil er gegen diejenigen, die ſich ihm anvertraut hatten, nicht mißtrauiſch, noch über ſolche, die kein Zutrauen zu ihm haben könnten, König ſeyn wollte. Er ſetzte zu den beyden Prieſtern des Jupiters und des Mars noch den dritten ein, den Prieſter des Romulus, und gab ihm den Namen Flamen Quirinalis. Die Römer nannten aber auch ſchon in den ältern Zeiten dieſe Prieſter von gewiſſen Hüten, welche ſie trugen, Flamines, oder Pilamines, denn damals wurden noch mehrere griechiſche Wörter, als itzt, in die lateiniſche Sprache gemiſcht. So

kommen, ob Numa oder der Augur ſein Geſicht verhüllt gehabt habe.

ſind die Mantel, welche die Könige tragen, Lænæ, nach der Meynung des Juba, nichts anders als die griechiſchen χλαυναι, und der Knabe, welcher in den Tempel des Jupiters dient, heißt Camillus, wie einige Griechen den Mercur, als den Diener des Jupiters, auch καμιλλον nennen.

Nachdem Numa durch dieſe Einrichtungen ſich die Gunſt und Liebe des Volks erworben hatte, bemühte er ſich, ſeine Unterthanen, die ſo hart wie Eiſen, und kriegriſch waren, ſanfter und gerechter zu machen. Was Plato einen tobenden Statt neunt, das war damals Rom. Vom Anfange an gleich bildete ſich die Stadt aus dem Zuſammenfluſſe von kühnen und kriegriſchen Leuten, die die Verwegenheit und Wildheit von allen Orten her zuſammen getrieben hatte, und erhielt ſich durch viele Feldzüge, und immer fortgeſetzte Kriege, und verſtärkte dadurch ihre Macht: ſie ſchien wie Pfähle, die durch öfteres Schlagen in der Erde deſto mehr befeſtigt werden, durch Gefahren neue Kräfte zu gewinnen. Ein ſo unruhiges und wildes Volk zu bändigen und zum Frieden geneigt zu machen, war kein leichtes Geſchäft. Numa nahm die Religion zu Hülfe: er ordnete eine Menge von Feſttagen, öffentlichen Proceßionen und Tänzen an, bey denen er ſelbſt immer zugegen war, und welche einen ehrwürdigen Anſtand mit Luſt und Ergötzlichkeit verbanden: dadurch gewann er und milderte zugleich den wilden kriegriſchen Geiſt. Zuweilen ſetzte er ſie auch wegen des Zorns der Götter in Furcht, und ver-

kündigte ihnen Erſcheinungen der Geiſter, die er gehabt, und ungnädige Götterſtimmen, die er gehört hatte, und ſo machte er ihre Geſinnungen durch Religionsfurcht demüthig und gehorſam. Dieß hat vornehmlich das Gerüchte veranlaßt, daß Numa dieſe Weisheit und kluges Betragen vom Pythagoras gelernt habe. Denn ſo wie dieſer bey der Philoſophie, hielt Numa bey der Politik, den nähern Umgang mit den Göttern für das wichtigſte. Er ſoll auch, aus einerley Grunde mit dem Pythagoras, eine gewiſſe äuſſerliche Feyerlichkeit und den Schein der Heiligkeit angenommen haben. Vom Pythagoras erzehlt man, daß er einen Adler ſo zahm gemacht, daß er ihn mit gewiſſen Worten in ſeinem Fluge aufhalten, oder zu ſich herab ruffen konnte; daß er bey den Olympiſchen Spielen ſeine Hüfte, die von Gold geweſen wäre, der ganzen Verſammlung gezeigt habe, und noch eine Menge ſolcher wunderbaren Handlungen und Künſte. Daher ſagte Timon, der Phliaſier, von ihm: „Pythagoras, um Ruhm ſich zu erwerben, bedient ſich vieler Künſte, und verführt die Menſchen durch ſeine blendende Reden.“ Numa nahm, zu einer ähnlichen Verführung, die Liebe einer Göttin zu Hülfe, oder einer Bergnymphe, und gab einen geheimen Umgang mit ihr, ſo wie auch öftere Unterredungen mit den Muſen, vor. Die meiſten ſeiner Weiſſagungen ſchrieb er den Eingebungen der Muſen zu, beſonders befahl er den Römern, eine Muſe, die er Tacitam, das iſt, die ſtille oder taube, nannte, vor

allen andern zu verehren. Dieſe Verordnung ſcheint eine Erinnerung und Hochſchätzung des Pythagoriſchen Stillſchweigens zu ſeyn.

Uebrigens ſind auch ſeine Verordnungen wegen der Bildſäulen den Lehrſätzen des Pythagoras ſehr ähnlich. Denn dieſer hielt das erſte Grundweſen aller Dinge für nicht ſinnlich, noch leidenſchaftlich, noch ſichtbar, noch vergänglich, und für ganz unbegreiflich, und Numa verbot den Römern, Gott die Geſtalt eines Menſchen oder Thieres beyzulegen. Auch war in den erſten Zeiten bey den Römern weder eine Statüe, noch ein Bild eines Gottes zu ſehen, ſondern in den erſten hundert und ſiebenzig Jahren bauten ſie bloß Tempel und heilige Cellen, und machten durchaus gar keine bildliche Vorſtellung von den Göttern, weil ſie es für unerlaubt hielten, das erhabne mit dem niedrigen zu vergleichen, und man ſich Gott nur in Gedanken vorſtellen könne. Auch die Opfer des Numa hatten mit den Pythagoriſchen viel Aehnlichkeit. Man opferte ohne Blut, und meiſtens mit Mehl, Wein, und den gemeinſten Sachen.

Auſſer dieſen angeführten bringen andre noch weit entferntere Gründe an, um den Umgang des Pythagoras mit dem Numa zu beweiſen. Dahin gehört, daß die Römer dem Pythagoras das Bürgerrecht ſollen ertheilt haben, nach dem Zeugniſſe des Epicharmus, des Verfaſſers verſchiedener Komödien, eines alten Pythagoräers, in ſeiner Schrift an den Antenor. Ferner, daß Numa einen von ſeinen vier Söhnen, nach dem Sohne des Pytha=

goras, Mamercus genannt habe, von welchem das Geſchlecht der Aemilier, das zu den Patriciern gehörte, ſeinen Namen herführen ſoll, indem ihm Numa, wegen ſeiner angenehmen gefälligen Sprache, dieſen Zunamen gegeben. Ich ſelbſt habe von vielen zu Rom gehört, daß die Römer, auf den Befehl eines Orakels, daß ſie dem verſtändigſten und dem tapferſten der Griechen Statüen errichten ſollten, zwey eherne Statüen auf dem Markte, eine dem Alcibiades, die andere dem Pythagoras, errichtet haben. Aber alles dieſes iſt ſo vielen Widerſprüchen unterworfen, daß es eine kindiſche Rechthaberey anzeigen würde, wenn man es entweder weitläuftig widerlegen oder für glaubwürdig achten wollte.

Man ſchreibt auch dem Numa die Einſetzung der Erzprieſter, welche die Römer Pontifices nennen, zu, und er ſelbſt ſoll einer der erſten von ihnen geweſen ſeyn. Nach einigen ſind ſie deswegen Pontifices genannt worden, weil ſie Diener der Götter wären, die über alles mächtig und herrſchend ſind; denn mächtig heißt bey den Römern potens. Andern zu Folge haben ſie dieſen Namen von dem was möglich iſt, bekommen, und der Stifter habe ihnen befohlen, die Opferdienſte, die ihnen möglich wären, zu verrichten, wenn aber eine wichtigere Verhinderung ſie abhielte, ſollte es ihnen nicht zum Nachtheil gereichen. Die mehrſten nehmen die, nach meinem Urtheile, lächerlichſte Ableitung an, daß ſie den Namen Pontifices von den auf der Brücke ge-

wöhnlichen Opfern, die man für die älteſten und heiligſten gehalten hätte, bekommen haben, denn die Lateiner nennen eine Brücke pontem; und es ſey dieſen Prieſtern die Erhaltung dieſer Brücke, ſo wie der älteſten und heiligſten Religionsgebräuche, aufgetragen geweſen, weil es die Römer für unerlaubt und ſündlich gehalten hätten, dieſe hölzerne Brücke eingehen zu laſſen: ſie ſoll, einem Orakel gemäß, ganz ohne Eiſen, mit hölzernen Nägeln zuſammengefügt worden ſeyn. Die ſteinerne Brücke wurde lange Zeit hernach, unter der Quäſtur des Aemilius, erbauet. Es ſoll auch dieſe hölzerne Brücke nicht ganz vom Numa vollendet worden ſeyn, ſondern erſt vom Ancus Martius, ſeiner Tochter Sohne. Der erſte dieſer Prieſter (Pontifex maximus) iſt gleichſam der Prophet und Seher, hat die Aufſicht über den ganzen Gottesdienſt, er ſorgt nicht allein für die öffentliche Ausübung der Religion, ſondern giebt auch auf die Privatopfer Acht, und verhütet die Verletzung der heiligen Gebräuche, und lehrt, auf welche Art man die Götter verſöhnen oder ihnen danken müſſe. Er war auch der Vorſteher der heiligen Jungfrauen, welche Veſtalen hieſſen.

Auch die Weihe dieſer Veſtaliſchen Jungfrauen und überhaupt die Anordnung der Verehrung des ewigen Feuers, welches dieſe Jungfrauen unterhalten müſſen, ſchreibt man dem Numa zu. Entweder wollte er das heilige und unverwesliche Weſen des Feuers reinen und unbefleckten Körpern zur Aufſicht übergeben, oder er fand zwiſchen

der Unfruchtbarkeit dieſes Elements und der Jungferſchaft eine Aehnlichkeit. In Griechenland, wo auch dergleichen heiliges Feuer erhalten wird, als z. E. zu Delphos und zu Athen, haben nicht Jungfrauen, ſondern Wittwen, die nicht mehr heirathen wollen, die Aufſicht darüber. Wenn dieſes heilige Feuer ja ausgeht, wie einmal zu Athen unter dem Tyrannen Ariſtion die heilige Lampe verlöſcht ſeyn ſoll, und zu Delphos, als der Tempel von den Perſern verbrannt wurde, und zu Rom im Mithridatiſchen und bürgerlichen Kriege das Feuer mit dem Altare zugleich verſchwand, ſo muß, wie man ſagt, kein neues Feuer von einem andern angezündet, ſondern ein ganz neues und reines von den Sonnenſtrahlen aufgefangen werden. Sie fangen es aber meiſtentheils mit gewiſſen Werkzeugen *) auf, welche von den Seiten her auf Art eines gradewinklichten und gleichſchenklichten Triangels ausgehölt werden, und worauf alle Linien von der Peripherie auf dem Mittelpunct zuſammen gehen. Wenn dieſe gegen die Sonne gehalten werden, ſo daß die von allen Seiten drauf fallende Strahlen ſich gegen den Mittelpunct ſammeln, und zuſammentreffen, und die verdünnte Luft theilen, ſo zünden ſie die hingelegten leichten und trocknen Sachen geſchwind an, indem die Strahlen durch die Zurückprallung die Natur und Wirkung des Feuers annehmen.

*) σκαφείοις, eine Art von metallenen Brennſpiegeln.

Einige behaupten, die Veſtaliſchen Jungfrauen hätten ſonſt nichts als die Erhaltung dieſes heiligen Feuers zu beſorgen, andere aber, daß auch gewiſſe Heiligthümer, die niemand ſehen dürfte, von ihnen aufbewahrt würden, wovon, ſo viel zu erfahren und zu ſagen erlaubt iſt, in dem Leben des Camillus Nachricht gegeben wird.

Anfänglich ſoll Numa die Gegania und Verenia, hernach die Canuleja und Tarpeja zu Veſtaliſchen Jungfrauen eingeweyht, in der Folge aber Servius dieſe Anzahl noch mit zwoen vermehrt haben, bey welcher es auch bis itzt geblieben iſt. Dieſe Jungfrauen mußten, nach dem Geſetze des Königs, eine dreyßigjährige Keuſchheit beobachten: in den erſten zehn Jahren werden ſie in ihrem Dienſte unterrichtet, in den folgenden zehn Jahren verrichten ſie den Dienſt, und in dem letzten Zehntheile unterrichten ſie andre. Nach Verlauf dieſer Zeit iſt es einer jeden erlaubt, wenn ſie will, dieſen Dienſt zu verlaſſen, und ſich zu verheirathen, oder eine andere Lebensart zu erwählen. Es ſollen ſich wenige dieſer Freyheit bedient haben, und wenn ſie es thaten, nicht glücklich geweſen ſeyn, ſondern in Reue und Kummer ihr übriges Leben zugebracht haben, wodurch denn andre in Furcht gerathen ſind, und in ihr ſpäteſtes Alter bis an den Tod ihre Jungfrauenſchaft erhalten haben.

Numa ertheilte ihnen viele Vorzüge. Es iſt ihnen erlaubt, noch bey Lebzeiten ihres Vaters ein Teſtament zu machen, und ihr Vermögen ohne

Vormund zu verwalten, wie itzt diejenigen Frauen, welche drey Kinder haben. Wenn ſie ausgehn, treten die Gerichtsdiener vor ihnen her. Wenn ſie einem, der zum Tode geführt wird, von ungefähr begegnen, ſo wird dem verurtheilten das Leben geſchenkt: doch muß die Jungfrau ſchwören, daß ſie ihm von ungefähr und nicht aus Abſicht entgegen gekommen ſey. Wer ſich unter ihren Tragſeſſel ſetzt, wenn ſie ſich tragen laſſen, wird hingerichtet. Ihre Strafe bey mindern Vergehungen beſteht darinnen, daß ſie von dem oberſten Pontifex mit Ruthen gepeitſcht werden, zuweilen nackend in einem dunklen Orte, hinter einem vorgezogenen Vorhange. Wenn aber eine ſolche Veſtalin ihre Jungfrauſchaft verliert, ſo wird ſie bey dem ſo genannten Colliniſchen Thore lebendig begraben. Bey dieſem Thore, noch innerhalb der Stadt, iſt ein breiter Hügel, wo alsdenn eine mittelmäßige Höhle gegraben wird, welche aufwärts Stuffen hat. In dieſer Höhle ſteht ein bereitetes Bette, eine brennende Lampe, und etwas weniges von Lebensmitteln, als Brodt, Waſſer, ein Krug voll Milch, Oel, gleichſam als wenn ſie es für eine Verſündigung hielten, denjenigen Körper durch Hunger ſelbſt umzubringen, welcher dem größten Religionsdienſte gewidmet war. *) Die verurtheilte wird in eine Sänfte ge-

*) Heinrich Stephan, welcher dieſe Stelle mit Recht für ſehr ſchwer zu überſetzen hält, wegen der mancherley Bedeutung des Wortes ἀφοσιοῦσθαι, und der Partikel μη, die gleich drauf folgt, bringt dreyerley Ueberſetzungen in

ſetzt, welche auswärts ganz verdeckt, und mit Riemen umbunden iſt, damit man ihr Geſchrey nicht hören ſoll. So wird ſie über den Markt ge- tragen. Alle, die ihr begegnen, gehen ganz ſtille vorbey, und folgen ihr dann nach, ohne ein Wort zu ſprechen, und mit der tiefſten Traurigkeit. Man kann kein ſchrecklicheres Schauſpiel ſehen, und niemals iſt die Stadt in tieferer Trauer, als an einem ſolchen Tage. Wenn die Sänfte an gehörigem Orte angekommen iſt, ſo nehmen ihr die Gerichtsdiener ihre Feſſeln ab, und der oberſte Pontifex verrichtet einige Gebete, die man nicht hören kann, mit gen Himmel gehobnen Händen. Hierauf hebt er die ganz verhüllte Verbrecherin aus der Sänfte, und ſtellt ſie auf die Leiter, auf welcher ſie in die Höhle herunter ſteigen muß. Nun wendet er ſein Geſicht mit den andern Prieſtern von ihr ab, die Leiter wird hinweg genommen, und die Höhle wird mit Erde oben zu gemacht, bis der Ort mit dem übrigen Hügel gleich hoch iſt. So werden die Veſtalinen geſtraft, welche die heilige Jungfrauſchaft verlieren.

Vorſchlag, und bringt drauf noch eine Emendation und zwey Ueberſetzungen vor. Die Ueberſetzer in verſchiedenen Sprachen ſind ſchnell über dieſe Stelle hinweg gegangen. Ich habe, nach genauerer Ueberlegung, diejenige Ueberſetzung gewählt, die eben erwähnter Stephan, nicht in ſeiner Anmerkung, ſondern in ſeinem Theſauro Gr. Ling. angenommen hat; aber ſeine Anmerkung zum Plutarch beſtätigt meine Ueberſetzung in Abſicht der Conſtruction.

Man erzehlt, daß Numa um das heilige Feuer herum den runden Tempel der Veſta gebaut, zur Bewachung dieſes Feuers: nicht um die Geſtalt der Erde, welches die Veſta ſey, ſondern um das ganze Weltgebäude vorzuſtellen, in deſſen Mitte die Pythagoräer das Feuer ſetzen, und daſſelbe Veſta oder Monade nennen. Denn ſie halten die Erde nicht für unbeweglich, noch, daß ſie in der Mitte des Weltſyſtems ſich befinde, ſondern ſich um das Feuer herum drehe, und weder der vornehmſte noch der erſte Theil des Weltſyſtems ſey. Eben ſo ſoll Plato auch in ſeinem Alter der Meynung geweſen ſeyn, daß die Erde nicht in der Mitte ſey, ſondern dieſer mittlere und vornehmſte Platz einem weit beſſern Weltkörper zukomme.

Zu dem Amte der Pontifices gehörte auch, diejenigen, die es bedurften, in den Gebräuchen bey den Begräbniſſen zu unterrichten. Numa verordnete, nichts dabey für unrein zu halten, ſondern die unterirdiſchen Götter, nach befohlner Weiſe, zu verehren, als ſolche, die den beſten Theil von uns zu ſich nähmen. Eine vorzügliche Verehrung erhielt die Göttin Libitina, die Vorſteherin der heiligen Gebräuche bey den Begräbniſſen, und welches entweder die Proſerpina, oder, nach dem Urtheile der weiſeſten Römer, die Venus iſt, weil ſie, nicht unwahrſcheinlich, die Geburt und den Tod der Macht einer und eben derſelben Göttin zuſchreiben. Die Zeit der Trauer wurde nach dem verſchiednen Alter beſtimmt: ein Kind, welches

noch nicht drey Jahr alt war, durfte gar nicht betrauert werden, ein älteres wurde ſo viel Monathe betrauert, als es Jahre alt geworden war, bis zum zehnten Jahre: länger durfte über keinen Menſchen getrauert werden, ſondern zehn Monathe war die längſte Zeit der Trauer, und ſo lange mußten auch die Weiber der verſtorbenen im Wittwenſtande bleiben. Wenn eine Wittwe früher heirathete, mußte ſie eine trächtige Kuh opfern.

Numa ſtiftete noch viele andre Prieſterſchaften, von denen ich nur der Saliſchen Prieſter und der Fecialen gedenken will, die ſeine Religionsgeſinnung anzeigen. Die Fecialen, welche gewiſſermaſſen die Hüter des Friedens waren, haben, wie mich dünkt, ihren Namen von ihren Verrichtungen erhalten, denn ſie bemühten ſich, die Streitigkeiten in der Güte zu ſchlichten, und lieſſen nicht eher die Waffen ergreifen, bis alle Hoffnung zur Genugthuung verloren war. Die Griechen nennen auch das einen Frieden, wenn die ſtreitenden Partheyen ihre Zwiſtigkeiten, ohne Gewalt, durch gütliche Unterhandlung, endigen. Die Fecialen der Römer aber giengen oft ſelbſt zu den Feinden, und ſuchten ſie zu friedlichen Geſinnungen zu bereden. Wenn man ihnen kein Gehör gab, ſo riefen ſie die Götter zu Zeugen, und verwünſchten ſich ſelbſt und ihr Vaterland, wenn ſie nicht um gerechter Urſachen willen den Krieg anfiengen, und ſo kündigten ſie den Krieg an. Wenn ſie den Krieg nicht zugeben wollten, oder nicht billigten, war es weder dem Feldherrn noch dem Römiſchen Könige erlaubt,

die Waffen zu ergreifen. Von dieſen Prieſtern mußte der Anfang des Krieges gemacht werden, um rechtmäßig zu ſeyn, und alsdenn wurde erſt über die Maßregeln, wie der Krieg zu führen ſey, berathſchlagt. Man erzehlt, daß jenes von den Celten der Stadt zugefügtes Unglück daher gekommen ſey, weil man dieſe heiligen Gebräuche unterlaſſen. Die Barbaren belagerten Cluſium. Fabius Ambuſtus wurde als Geſandter zu ihrer Arme geſchickt, um die Aufhebung der Belagerung zu bewirken. Man gab ihm keine günſtige Antwort; er glaubte, ſeine Geſandtſchaft hätte nun ein Ende, er ergriff aus unbeſonnener Hitze die Waffen für die Cluſiner, und foderte den tapferſten der Barbaren zum Zweykampfe heraus. Er war zwar glücklich, überwand ſeinen Gegner, und zog ihn aus; aber ſobald die Celten gewahr wurden, daß er der abgeſandte Römer war, ſchickten ſie einen Herold nach Rom, welcher den Fabius anklagen mußte, daß er wider Treu und Glauben, und ohne ihnen den Krieg anzukündigen, die Waffen wider ſie ergriffen habe. Die Fecialen riethen dem Senate, den Fabius an die Celten auszuliefern, aber dieſer entwich unter das Volk, und entkam durch die Gunſt der ihm gewognen Menge der Strafe. Bald darauf kamen die Celten vor Rom, und zerſtörten, das Capitolium ausgenommen, die ganze Stadt, wie in dem Leben des Camillus umſtändlicher erzehlt wird.

Die Saliſchen Prieſter ſoll Numa bey folgender Gelegenheit eingeſetzt haben. Im achten Jahre

ſeiner Regierung verwüſtete eine Peſt ganz Italien, und Rom. Indem jedermann darüber in Angſt gerieth, ſoll, wie man erzehlt, ein eherner Schild vom Himmel herab dem Numa in die Hände gefallen ſeyn. Hiervon erzehlte König Numa viel wunderbares, welches er alles von der Egeria und den Muſen gehört zu haben vorgab: dieſer Schild wäre zur Wohlfahrt der Stadt herabgekommen, man müßte ihn heilig bewahren, und elf andre verfertigen, welche ihm an Figur, Gröſſe, und ganzem äuſſerlichen Anſehn gleich wären, damit kein Dieb wegen der Aehnlichkeit dieſer Schilde ſo leicht jenen vom Himmel gefallenen ſtehlen könne: man müſſe ferner den Muſen denjenigen Platz und die umliegenden Wieſen weihen, wo dieſe Göttinnen den meiſten Umgang mit ihm hätten, ingleichen müſſe man diejenige Quelle, die dieſe Wieſen bewäſſere, den Veſtaliſchen Jungfrauen widmen, daß ſie daraus täglich das Waſſer ſchöpften, mit welchem ſie den Tempel beſprengten und reinigten. Dieſes ſoll dadurch ſeine Beſtätigung erhalten haben, daß die Peſt bald darauf aufgehört habe.

Numa zeigte dieſen Schild den Künſtlern, und befahl ihnen, in Nachahmung gleicher Schilde mit einander zu wetteifern. Keiner wollte es wagen, als Veturius Mamurius, einer der geſchickteſten Künſtler, welcher das Original ſo ſehr erreichte, und alle Schilde einander ſo gleich machte, daß ſelbſt Numa ſie nicht von einander unterſcheiden konnte. Die Aufſicht dieſer Schilde übergab er nun den Saliſchen Prieſtern. Sie erhielten

den Namen Salier, nicht, wie einige erdichten, von einem Samothracier, oder Mantineer, welcher Salius geheiſſen, ſondern vielmehr von ihrem feyerlichen Tanze, der eine Art von Springen iſt, welchen ſie tanzen, wenn ſie, im Monathe Merz, die Proceſſion mit den Schilden durch die Stadt halten, bey welcher Gelegenheit ſie kurze purpurne Röcke tragen, mit breiten eiſernen Gürteln ſich umgürten, eiſerne Helme auf den Köpfen haben, und kleine Dolche, mit welchen ſie auf die Schilde ſchlagen. Uebrigens beſteht ihr Tanz in einer ſehr ſchnellen Bewegung der Füſſe: ſie drehen ſich mit Anſtande in Kreiſen herum, mit mannigfältigen Bewegungen und Beugungen, in denen zugleich Stärke und Leichtigkeit iſt, nach einem ſchnellen und lebhaften Tacte.

Die Schilde heiſſen Ancilia von ihrer Geſtalt her. Denn ſie ſind nicht cirkelrund, und haben auch keine ſolche Peripherie wie die griechiſchen Schilde, ſondern einen krummen Ausſchnitt, deſſen Spitzen gegen einander gebogen, und gegen den Mittelpunct zu gehen, und eine ſolche krumme Figur machen, welche die Griechen ankylon nennen. Oder, dem Juba zu Folge, welcher dieſes Wort durchaus aus dem Griechiſchen herleiten will, haben die Ancilien ihren Namen von dem griechiſchen Worte Ankon, welches einen Ellbogen bedeutet, an welchem ſie getragen werden. Es kann auch die Benennung daher kommen, weil eines dieſer Schilden von oben herab, ἀνέκαθεν, gekommen iſt, oder von der Heilung der Kranken bey der Peſt, ἄκεσις,

oder von der Befreyung von der Trockenheit, ἀυχμὴ, oder von der Vertreibung des allgemeinen Uebels, ἀνάσχεσις, um welcher Urſache willen Caſtor und Pollux von den Athenienſern den Ehrennamen ἄνακες, erhielten, wenn ja der Name aus der Griechiſchen Sprache hergeleitet werden ſoll. Mamurius erhielt, wie man ſagt, zur Belohnung der Kunſt, mit welcher er die Schilde verfertigt hatte, die Ehre, daß die Salier ſeiner in dem Geſange, welchen ſie bey ihrem Waffentanze ſingen, erwähnen. Einige hingegen behaupten, daß die Worte Veturius Mamurius, welche in ihrem Liede vorkommen, nichts anders bedeuteten, als veterem memoriam, ein altes Andenken.

Nachdem Numa dieſe Prieſterſchaften geſtiftet hatte, bauete er ſich nahe bey dem Tempel der Veſta das königliche Schloß, welches Regia hieß. Hier wohnte er die meiſte Zeit, entweder opfernd, oder die Prieſter unterrichtend, oder doch, im Eifer für die Religion, mit ihnen im Umgange. Er hatte noch ein anderes Haus auf dem Quirinaliſchen Hügel, von dem man jetzt noch die Stelle zeigt.

Bey den öffentlichen Proceßionen, und überhaupt bey allen Religionsfeyerlichkeiten, giengen die Herolde voraus durch die Stadt! und geboten Stille, und Enthaltung der Arbeit. Denn, ſo wie die Pythagoräer nicht zugeben, daß jemand im Vorbeygehn die Götter anbete, ſondern wollen, daß man gleich beym Ausgehn darauf denken, und ſich vorbereiten ſoll, ſo wollte auch Numa, daß ſeine Bürger in keiner Zerſtreuung und

nur nachläßig den Gottesdienſt ſehen oder hören ſollten, ſondern alsdenn von allen Geſchäften frey, alle ihre Gedanken auf die Religion, als die wichtigſte Verrichtung, wenden ſollten. Es durfte auch bey dergleichen gottesdienſtlichem Gepränge kein Geräuſch, kein Schreyen und Lermen, und kein Ton der Handarbeit oder Künſtlergewerbe auf den Straſſen gehört werden. Hiervon ſind itzt noch einige Spuren übrig. Wenn z. B. der Conſul den Flug der Vögel beobachtet, oder Opfer darbringt, ſo wird gerufen, hoc age, d. i. gieb Achtung, wodurch die Anweſenden zur Aufmerkſamkeit ermahnt werden.

Man findet auch in andern Verordnungen des Numa eine gewiſſe Uebereinſtimmung mit Pythagoriſchen Lehrſätzen. Dieſe verboten z. B. ſich auf einen Scheffel zu ſetzen: mit dem Degen ins Feuer zu ſchlagen: auf der Reiſe, wenn man ſie angefangen hat, nicht wieder umzukehren: den obern Göttern ungleiche, den untern Göttern gleiche Opfer zu bringen: und den wahren Sinn dieſer Lehrſätze hielten ſie vor der Menge geheim. Auf gleiche Weiſe haben einige Befehle des Numa einen verborgenen Sinn: z. E. den Göttern keinen Wein von unbeſchnittenen Weinſtöcken zu opfern: niemals ohne Mehl zu opfern: ſich umzudrehen, wenn man die Götter anbeten will, und ſich niederzuſetzen, wenn man ſein Gebet verrichtet hat. Die zwey erſten Befehle ſchienen den Ackerbau, als eine Art des Gottesdienſtes zu empfehlen. Das Herumdrehen beym Beten aber ſoll eine Nachah-

mung des Umdrehens der Welt in ihrem Laufe ſeyn. Noch wahrſcheinlicher iſt es, daß, weil die Tempel gegen Morgen ſtehen, und alſo derjenige, welcher hereintritt, um zu beten, mit dem Rücken gegen den Orient ſteht, er ſich da herumwenden, und vor den Göttern ſich ſtellen muß, und nach vollendetem Gebete durch die fernere Umwendung einen Kreis macht. Vielleicht ſoll dieſe Veränderung der Stellung gar etwas ähnliches mit den Aegyptiſchen Rädern *) bedeuten, und die Unbeſtändigkeit der menſchlichen Schickſale anzeigen, und uns lehren, mit allem dem zufrieden zu ſeyn, was Gott in unſerm Leben verändert. Das Niederſetzen nach verrichtetem Gebete aber ſoll eine gute Vorbedeutung von der Erhörung des Gebets, und von der Dauer des gewährten Guten ſeyn. Einige legen auch dieſes Niederſetzen für eine Anzeige der Abtheilung der Geſchäfte aus: Die Betenden haben ihre vorigen Geſchäfte geendigt, und ſetzen ſich itzt vor den Göttern nieder, um nun durch deren Hülfe von neuem ihre Geſchäfte anzufangen. Man kann dieſes mit dem vorhin geſagten verbinden. Der Geſetzgeber wollte uns gewöhnen, unſre Gebete zu Gott nicht mitten unter unſern Beſchäfti=

*) Die Aegyptiſchen Prieſter ſollen denen, die in die Tempel kamen, um zu beten, ein Rad vorgeſtellt haben, welches ſie drehten, und Blumen. Durch das Rad wollten ſie an die Unbeſtändigkeit des menſchlichen Lebens erinnern, und durch die Blumen an die Kürze des Lebens, das, wie Blumen, hinfällig iſt.

gungen, und in unachtſamer Eilfertigkeit zu verrichten, ſondern wenn wir Zeit und Ruhe hätten.

Durch eine ſolche Einrichtung der Götterverehrung machte Numa ſeine Bürger ſo folgſam, und ſeine Gewalt ſo anſehnlich, daß man alles von ihm annahm, wenn es auch ein abgeſchmacktes Mährchen war, und von allem, was er wollte, nichts für unglaublich, oder ungereimt hielt. Man erzehlt, daß er einmal eine Menge von ſeinen Bürgern zu Gaſte bat, und ihnen ſchlechte Gefäſſe und ſehr geringe gemeine Speiſen vorſetzte. Als man eben anfängt zu ſpeiſen, ſagt er, daß die Göttin, mit welcher er einen vertrauten Umgang pflege, zu ihm komme, und ſogleich zeigte er ſein ganzes Haus voll koſtbarer Trinkgeſchirre, und die Tiſche mit vielerley Speiſen, und herrlichem Reichthume beſetzt.

Die Erzehlung von ſeiner Unterredung mit dem Jupiter übertrift alles andre abgeſchmackte. Zwey Dämone, oder Untergötter, Picus und Faunus, ſollen öfters auf den Aventiniſchen Berg gekommen ſeyn, der noch nicht ein Theil der Stadt, auch nicht bewohnt, ſondern mit guten Brunnen und ſchattigten Haynen verſehen war. Man könnte dieſe Dämonen mit den Satyren und Titanen vergleichen, aber wegen der Kraft ihrer Arzneyen und ihrer Zauberkünſte ſollen ſie viel Aehnlichkeit in ihren Wirkungen mit den von den Griechen ſo genannten Idäern Daktylern gehabt haben, und ganz Italien durchgezogen ſeyn. Dieſe nahm nun Numa gefangen, indem er Honig und Wein in

den Brunnen goß, aus welchem ſie zu trinken gewohnt waren. Da ſie gefangen waren, nahmen ſie vielerley Geſtalten an, und verwandelten ſich in allerhand ſchreckliche Erſcheinungen: als ſie aber gewahr wurden, daß ſie ſich von ihren ſtarken und unauflöslichen Banden nicht befreyen konnten, ſo weiſſagten ſie nicht allein verſchiedne zukünftige Dinge, ſondern lehrten auch das Opfer wider den Donner, welches noch itzt beobachtet wird, und aus Zwiebeln, Haaren, und Sardellen beſteht.

Einigen zu Folge haben nicht dieſe Untergötter das Opfer wider den Donner ſelbſt gelehrt, ſondern nur durch ihre magiſche Künſte den Jupiter auf die Erde herabgebracht. Jupiter wurde auf den Numa erzürnt, und befahl, daß das Opfer wider den Donner aus Köpfen beſtehen ſolle. Numa antwortete, aus Zwiebelköpfen? Jupiter gab darauf zur Antwort, aus Menſchenköpfen. Um dieſen grauſamen Befehl zu unterbrechen, fiel Numa dem Jupiter in die Rede, nicht aus Menſchenhaaren? Jupiter antwortete darauf, aus lebendigen — — Sardellen ſetzt Numa geſchwind hinzu, ehe Jupiter ausreden kann. Und dieſe künſtliche Antworten ſind ihm, wie er ſelbſt geſagt hat, von der Egeria eingegeben worden. Indeſſen ſoll doch Jupiter wieder verſöhnt ſich entfernt haben, und daher iſt der Ort Ilicium genannt, und das Opfer auf erzehlte Art geſtiftet worden. Dergleichen fabelhafte und lächerliche Erzehlungen zeigen die Geſinnungen der damaligen Menſchen in Abſicht der Religion an, und die Macht der Gewohn-

heit. Numa ſelbſt aber ſoll ein ſo groſſes Vertrauen auf ſeinen Gottesdienſt geſetzt haben, daß er einmal auf die erhaltene Nachricht, daß Feinde im Anzuge wären, mit Lächeln antwortete: ich aber opfere.

Auch der Treue und dem Terminus ſoll Numa zuerſt einen Tempel erbaut, und den Schwur bey der Treue, deſſen man ſich itzt noch bedient, für den allergrößten erklärt haben. Terminus aber iſt der Gott der Grenzen, und es werden ihm ſowohl öffentliche als Privatopfer auf den Grenzen der Aecker gebracht, anitzt von Thieren, in den alten Zeiten aber nur Opfer ohne Blut, weil Numa ſehr weislich glaubte, dieſer Gott der Grenzen, der der Hüter des Friedens und der Gerechtigkeit wäre, müſſe vom Blute rein ſeyn. Numa ſcheint überhaupt die Grenzen ſeines Staats beſtimmt zu haben, denn Romulus wollte nicht durch Abzeichnung deſſen, was ihm gehörte, das anzeigen, was andern war genommen worden; und die Beſtimmung der Grenzen iſt, wenn ſie erhalten wird, ein Band der Gerechtigkeit, und wenn ſie verändert wird, ein Beweis der Ungerechtigkeit.

Anfänglich war das Gebiet der Stadt Rom nicht groß, aber Romulus erwarb ſich viel mit dem Degen in der Hand, und dieſes Gebiet theilte nun Numa unter die armen Bürger aus, wodurch er den Mangel von der Nothwendigkeit, Unrecht zu thun, befreyte, und das Volk zur Cultur des Ackers, der nun mit ihnen zugleich cultivirt wurde, ermunterte. Denn keine Lebensart

bewirkt eine ſo ſtarke und geſchwinde Neigung zum Frieden als das Landleben, bey welchem ein kriegriſcher Muth zur Vertheidigung des Eigenthums immer da bleibt, und die Neigung zur Ungerechtigkeit und Habſucht unterdrückt wird. Daher gab Numa den Landbau, als einen Liebestrank zum Frieden, ſeinen Bürgern ein, und achtete ihn, weil er die Sitten verbeſſerte, mehr als jede andre Kunſt, die Reichthum erwirbt. Er theilte ſein Land in gewiſſe Diſtricte, welche er Pagos, Gaue, nannte; und ſetzte über jeden einen Vogt und Aufſeher. Er ſelbſt beſuchte ſie zuweilen, und ſchloß von den Arbeiten auf die Sitten der Einwohner, erhob einige zu Ehren und Anſehn, tadelte andere, die nachläßig und träg waren, und ſuchte ſie durch Strafen zu beſſern.

Vor allen andern Einrichtungen, die er machte, wird die Eintheilung des Volks nach ſeinen Künſten am meiſten bewundert. Die Stadt beſtand, wie ſchon geſagt worden iſt, aus zweyerley Völkern, oder ſie trennte ſich vielmehr von einander, und ſchien gar nicht zu einem Volke ſich verbinden zu wollen: es ſchien unmöglich, die Fremdheit und den Unterſchied zwiſchen den Sabinern und Römern zu vertilgen, unaufhörliche Streitigkeiten und Zwietracht dieſer beyden Theile dauerten fort. Numa kam dabey auf die Gedanken, daß, ſo wie man ganz heterogene und harte Körper zerſchlagen, und ſie ſo einzeln mit einander vermiſchen könnte, die dann wegen ihrer kleinen Beſtandtheile ſich mit einander verbanden,

er auch die ganze Menge erſt in gewiſſe mehrere Theile vertheilen, und daraus ſie in gewiſſe andre Unterſchiede bringen müſſe, wodurch jener erſtere groſſe Unterſchied ganz vernichtet würde, und ſich in ganz andere kleinere zerſtreute. Er theilte alſo die Bürgerſchaft nach den Künſten ein, in Muſiker, Goldſchmiede, Zimmerleute, Färber, Schuſter, Gerber, Schmiede und Töpfer. Die übrigen Künſte brachte er in eine einzige Zunft. Jeder Kunſt ſetzte er gewiſſe Regeln der Verbindung, und gewiſſe ihnen beſonders ſchickliche Arten des Gottesdienſtes feſt. Dadurch hob er zuerſt in der Stadt Rom die Benennungen der Sabiner und Römer auf, und den Namen der Bürger des Tatius, und der Bürger des Romulus. Auf dieſe Art wurde zuerſt eine Vereinigung und Verbindung aller Bürger mit einander zuwege gebracht.

Unter den andern Staatsverordnungen des Numa wird auch die Veränderung des Geſetzes gerühmt, welches den Vätern erlaubte, daß ſie ihre Kinder verkaufen konnten, wenn ſie nicht verheirathet waren, und zwar unter der Bedingung der Billigung der Heirath vom Vater. Denn er hielt es für etwas hartes, daß eine Frau, die einen freyen Mann geheirathet hatte, auf einmal die Frau eines Sklaven ſeyn ſollte.

Er hatte auch einige, obgleich nicht vollkommne, Kenntniſſe von der Aſtronomie. Unter der Regierung des Romulus waren die Monathe unordentlich und unrichtig: einige beſtanden aus weniger als zwanzig Tagen, andere aus fünf und

dreyßig und noch mehrern Tagen. Auf die Veränderungen der Sonne und des Mondes gaben ſie nicht Achtung, ſondern ſie ſahen nur darauf, daß das Jahr aus dreyhundert und ſechszig Tagen beſtand. Numa rechnete aus, daß der Unterſchied dieſer Ungleichheit elf Tage betrüge, weil das Mondenjahr dreyhundert und vier und funfzig Tage, das Sonnenjahr aber dreyhundert und fünf und ſechszig Tage hat: er verdoppelte dieſe elf Tage, und ſchaltete einen Monath von zwey und zwanzig Tagen, alle zwey Jahr, nach dem Februar ein, welchen Monath die Römer Mercedinus nannten. Aber dieſes Hülfsmittel wider die Anomalie war noch nicht hinreichend, und es war in der Folge ein noch gröſſeres nöthig. Numa veränderte auch die Ordnung der Monathe, den Monath Merz, welcher der erſte war, machte er zum dritten Monath, und den Jänner, der unter dem Romulus der elfte geweſen war, zum erſten, und den Februar, welcher bis dahin der zwölfte und letzte geweſen war, zum zweyten. Einige behaupten, daß Numa dieſe zwey Monathe, den Jänner und Februar, zu den vorigen hinzugethan, und daß das Jahr anfänglich nur aus zehn Monathen beſtanden habe, ſo wie es bey einigen barbariſchen Völkern aus dreyen, unter den Griechen bey den Arkadiern aus vieren, und bey den Akarnanen aus ſechs Monathen beſteht. Die Aegyptier ſollen das Jahr anfänglich nur zu einen Monath, in der Folge zu vieren gerechnet haben; daher kommt es, daß ſie ſich einbilden, ob ſie gleich ein

neues Land bewohnen, das alleràlteſte Volk zu ſeyn, und in ihren Annalen eine unendliche Menge von Jahren rechnen, weil ſie die Monathe für Jahre annehmen.

Ein Beweis, daß die ältern Römer das Jahr zu zehn, und nicht zu zwölf Monathen gerechnet haben, iſt der noch itzt übliche Name des letzten Monaths December, welches ſo viel heißt, als der zehnte Monath. Daß der Merz der erſte war, zeigt die Ordnung der andern Monathe, denn der fünfte nach ihm wurde Quintilis, der ſechſte Sextilis genannt, und ſo die übrigen weiter. Nachdem der Jänner und Februar vor den Merz geſetzt worden war, ſo nannte man zwar den vorigen Monath Quintilis noch ſo fort, aber man rechnete ihn für den ſiebenten. Uebrigens iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß Romulus den erſten Monath dem Mars gewidmet, und Martius genannt habe, der zweyte aber ſeinen Namen April von der Aphrodite, oder Venus bekommen, welcher Göttin Feſt in dieſem Monathe gefeyert wird, an deſſen erſtem Tage auch die Frauenzimmer ſich mit Myrten bekränzen, und baden. Einige wollen nicht zugeben, daß der April nach der Venus genennt ſey, ſondern, wie der bloſſe Name anzeige, von aperire, öfnen, weil in dieſem Monathe der Frühling aufblüht, und ſich die Knoſpen der Bäume und Gewächſe öfnen und entwickeln. Der darauf folgende Monath heißt von der Maja her, May, und iſt auch dem Mercur gewidmet; der Junius hat ſeinen Namen von der Juno; ande=

re zwar behaupten, dieſe beyden Monathe hätten ihre Namen von den ältern und jüngern Römern, denn die ältern heiſſen maiores, und die jüngern juniores. Von den übrigen Monathen wird ein jeder nach der Reihe, wie er gezehlt wird, genannt, der fünfte Quintilis, der ſechſte Sextilis, der ſiebente September, der achte October, der neunte November, und der zehnte December. In den ſpätern Zeiten hat der fünfte Monath Quintilis, vom Julius Cäſar her, dem Sieger des Pompejus, den Namen Julius, und der Sextilis von dem zweyten Kaiſer, der Auguſtus genannt wurde, den Namen Auguſtus erhalten. Die zwey darauf folgenden Monathe benennte zwar Domitian mit ſeinem Namen, aber dieſe Namen dauerten nur kurze Zeit, und nach der Ermordung des Kaiſers wurden die vorigen Namen, September und October, wieder gebraucht. Die beyden letztern Monathe haben allein ihre Namen, ſo wie ſie ihnen nach der erſten Ordnung gegeben worden ſind, ſtets behalten. Von den beyden von Numa hinzugefügten oder eingeſchobnen Monathen bedeutet der Februar einen Reinigungsmonath, und das Wort februare, reinigen, zeigt es auch an. In dieſem Monathe wird für die Verſtorbnen geopfert, und das Feſt Lupercalia gefeyert, welches mit der Reinigung viel ähnliches hat. Der erſte Monath Jänner hat ſeinen Namen vom Janus. Es ſcheint, daß Numa deswegen den Merz, der ſeinen Namen vom Mars her hatte, von ſeiner erſten Stelle im Jahre verſetzt, um allenthalben

die friedlichen Künſte der kriegriſchen Macht vorzuziehen. Denn Janus war in den alleràlteſten Zeiten entweder ein Gott, oder ein König, der die friedlichen Künſte trieb, und die wilde, rauhe Lebensart der damaligen Zeiten geſitteter machte, daher wird er auch mit zwey Geſichtern gemahlt, weil er der vorigen Lebensart eine neue veränderte Geſtalt gab.

Zu Rom iſt dieſem Janus ein Tempel gewidmet, mit zwey Thüren, welche die Thüren des Krieges heiſſen; denn dieſer Tempel ſteht offen wenn Krieg geführt wird, und wird verſchloſſen, wenn Friede iſt, welches ſehr ſelten geſchehen iſt, weil das Römiſche Reich, wegen der Weitläuftigkeit ſeines Gebiets, immer mit den angrenzenden barbariſchen Völkern in Krieg verwickelt iſt. Doch iſt dieſer Janustempel, unter der Regierung des Kaiſers Auguſtus, nach der Ueberwindung des Antonius, zugeſchloſſen worden, und nicht lange vorher einmal, unter dem Conſulate des Marcus Atilius, und Titus Maulius, aber nur auf kurze Zeit, denn es entſtand bald ein Krieg, da er denn wieder eröfnet wurde. Aber unter der Regierung des Numa ſtand er auch nicht einen einzigen Tag offen, ſondern war drey und vierzig Jahre hindurch beſtändig verſchloſſen. So ſehr wurde allenthalben und auf alle Art der Krieg vermieden.

Und nicht allein das Römiſche Volk wurde durch die Gerechtigkeit und Friedfertigkeit ſeines Königs milder und ſanfter, ſondern auch die umliegenden Städte, gleichſam als wenn eine reine

und heitre Luft zu ihnen von Rom aus gekommen wäre, fiengen an, ihre Geſinnungen zu ändern, und eine Begierde nach Gerechtigkeit und Frieden zu ſchöpfen, das Land zu bauen, die Kinder ruhig zu erziehen, und der Religion ſich zu ergeben. Es waren durch ganz Italien häufige Feyertage, Freudenfeſte, Gaſtmahle, und freundſchaftliche Zuſammenkünfte, indem gleichſam aus der Quelle der Weisheit des Numa edle und gerechte Geſinnungen ſich in alle Gemüther ergoſſen, und die Ruhe, die um ihn herum war, ſich allgemein ausbreitete. Selbſt die ſonſtigen Hyperbeln der Dichter ſind nicht hinreichend, den damaligen Zuſtand zu ſchildern, wenn ſie ſagen: „Der Spinnen Gewebe ſind im Schilde und Harniſche, und der Roſt verzehrt die Lanzen und Schwerdter; man hört nicht mehr den Ton der Kriegsposaunen, und der ſüſſe Schlaf wird nicht den Augenliedern geraubt.“ *)

Unter der ganzen Regierung des Numa war kein Krieg, kein Aufruhr, keine Neuerungsſucht im Staatsſyſteme. Niemand haßte oder beneidete ihn, oder ſtellte ihm nach, oder ſtiftete Empörungen. Eine gewiſſe Furcht für den Göttern, von denen man glaubte, daß ſie den Numa in beſondern Schutze hätten, oder die Verehrung ſeiner Tugend, oder auch ein höheres Schickſal, erhielt,

*) Eine Stelle des Dichters Bakchilides, welche Stobäus in ſeiner bekannten Sammlung, im Capitel vom Frieden, in ihrem ganzen Zuſammenhange, noch weitläuftiger anführt.

hielt, während ſeiner Regierung, die Menſchen in einer reinen Entfernung von Bosheiten. Dieß gab Beweis und Beyſpiel von jener Meynung des Plato, die dieſer in den folgenden Zeiten von einem Staatsſyſteme äuſſerte, daß die einzige Erlöſung der Menſchen von ihren Uebeln die wäre, daß durch ein höheres Geſchick die königliche Gewalt an einen Philoſophen käme, welcher die Tugend mächtiger und glücklicher als das Laſter machte.*) Denn der Weiſe iſt nicht allein für ſich ſelbſt glücklich, ſondern auch diejenigen werden glücklich, welche ſeine weiſen Lehren aus ſeinem Munde hören. Alsdenn iſt gegen die Menge kein Zwang, und keine Drohung nöthig. Die Unterthanen ſehen in dem Leben ihres Regenten die Tugend in einem hellen und glänzenden Beyſpiele, ſie folgen der Weisheit freywillig, ſie bilden ſich durch Wohlwollen und Eintracht unter einander, durch Gerechtigkeit und Mäßigung, zu einem ſtrafloſen und glücklichen Leben, welches der ſchönſte Endzweck eines jeden Staatsſyſtems iſt.**) Und derjenige iſt der würdigſte König,

*) Dieſe Stelle ſteht im VI. Buche der Republik des Plato. Man vergl. Cicer. ad Qu. Fratr. Libr. I. Ep. I.

**) ἐν ᾧ τὸ κάλλιςον ἁπάσης βοηθείας τέλος ἐςι. Man ſieht leicht ein, daß das Wort βοηθεία hier eine verfälſchte Lesart iſt, die keinen Sinn giebt. Aber weder die Verbeſſerung des Salvinius, welcher βασιλείας lieſt, und welchem Dacier beyſtimmt, noch die Conjectur

welcher dieſes Leben und dieſe Situation ſeiner Unterthanen bewirken kann. Numa ſcheint dieſes ganz vorzüglich eingeſehen zu haben.

Wegen ſeiner Kinder und Gemahlinen widerſprechen ſich die Geſchichtſchreiber. Denn einige erzehlen, er habe keine andre Eheverbindung, als die mit der Tatia, geſchloſſen, auch keinen Sohn, ſondern nur eine einzige Tochter, Pompilia, gezeugt. Andere melden, er habe, auſſer dieſer Tochter, noch vier Söhne gehabt, Pompo, Pinus, Calpus, Mamercus; deren jeder ein berühmtes Geſchlecht geſtiftet hätte: von dem Pompo ſollen die Pomponier abſtammen, vom Pinus die Pinarier, vom Calpus die Calpurnier, und vom Mamercus die Mamercier, welche auch Reges, d. i. Könige, genannt würden. Wieder andere Geſchichtſchreiber beſchuldigen jene, daß ſie aus Schmeicheley gegen die Familien, deren Abſtammung von Numa her geleitet hätten: Pompilia ſey keine Tochter der Tatia, ſondern der Lucretie, der zweyten Gemahlin des Numa, die er geheirathet, da er ſchon König geweſen wäre. Aber darinnen ſtimmen alle mit einander überein, daß die Pompilia den Marcius geheirathet habe. Dieſer Marcius war ein Sohn desjenigen Marcius, der den Numa zur Annehmung der Regierung ermunterte.

des Bryanus, πολιτικῆς βοηθείας, thut hier Gnüge. Ich leſe πολιτείας anſtatt βοηθείας. Wie leicht war hier der Irrthum der Abſchreiber! und wie wahrſcheinlich und ſchicklich für den Sinn der ganzen Stelle iſt dieſe Lesart.

Er war mit dem Numa nach Rom gezogen, und aus Hochachtung in den Senat aufgenommen worden. Nach dem Tode des Numa bewarb er ſich mit dem Hoſtilius zugleich um die königliche Würde, und da ihm dieſer vorgezogen wurde, brachte er ſich ſelbſt ums Leben. Sein Sohn Marcius, welcher mit der Pompilia vermählt war, blieb zu Rom, und zeugte den Ancus Marcius, welcher nach dem Tullus Hoſtilius König wurde. Dieſer ſoll bey dem Tode des Numa erſt fünf Jahr alt geweſen ſeyn. Numa ſtarb nicht ſchnell und plötzlich, ſondern wurde, wie Piſo erzehlt, nach und nach von den Entkräftigungen des Alters verzehrt: er hatte nicht viel über achtzig Jahre gelebt.

Sein Leben wurde noch durch ſein Begräbniß verherrlicht. Die benachbarten Völkerſchaften, welche mit den Römern im Bunde, oder Freundſchaft lebten, kamen zu ſeinem Leichenbegängniſſe nach Rom, und brachten im Namen ihrer Städte Kränze und Schmuck. Die Patricier trugen das Leichenbette, auf dem er lag, die Prieſter begleiteten ihn: das Volk, mit Weibern und Kindern, folgte klagend und heulend nach, nicht als wenn es dem Begräbniſſe eines alten Königs nachfolgte, ſondern als wenn ein jedes von ihnen einen der liebſten Freunde in der Blüthe ſeines Alters verloren hätte. Man verbrannte, dem Rufe nach, ſeinen Körper nicht, weil er es verboten hatte, ſondern verfertigte zwey ſteinerne Särge, in deren einen ſein Körper gelegt wurde, in den andern die

P 2

heiligen Bücher, welche er ſelbſt, wie die griechiſchen Geſetzgeber ihre Tafeln, geſchrieben hatte, und beyde Särge wurden auf dem Janiculus eingegraben. Er hatte noch bey ſeinen Lebzeiten die Prieſter in allem, was er aufgeſchrieben hatte, unterrichtet, und ihnen von allem den Sinn und die äuſſere Uebung bekannt gemacht: er wollte alſo, daß dieſe heiligen Bücher mit ſeinem Körper ſollten begraben werden, weil es unſchicklich ſey, Geheimniſſe in todten Buchſtaben aufzubewahren. Aus eben dieſem Grunde ſollen auch die Pythagoräer ihre Lehrſätze nicht aufgeſchrieben, ſondern den würdigen davon mündlichen Unterricht ertheilt, und ſie ihrem Gedächtniſſe eingeprägt haben. Einmal, wie ſie erzehlen, offenbarten ſie einem unwürdigen die in der Geometrie ſo genannten verwickelten und geheimen Methoden und Auflöſungen, ihre Gottheit deutete ihnen darauf an, daß ſie die begangne Geſetzwidrigkeit und Entheiligung mit einem groſſen und gemeinſchaftlichen Uebel beſtrafen würde. Daher man denen leicht verzeihen kann, welche, bey ſo mancherley Aehnlichkeiten, den Umgang des Numa mit dem Pythagoras behaupten.

Valerius Antias meldet, es wären zwölf Bücher, die den Gottesdienſt lehrten, und zwölf andre griechiſche philoſophiſche Bücher in den ſteinernen Sarg gelegt worden. Ungefähr vier Jahrhunderte hernach, unter den Conſuln Publius Cornelius und Marcus Bäbius, höhlte ein heftiger Regen das Grab aus, und der Strom riß die

beyden Särge heraus; die Deckel waren abgefallen, und der eine Sarg war ganz leer, ohne den geringſten Reliquien des Körpers des Numa, in dem andern Sarge fand man die Schriften. Der Prätor Petilius las ſie durch, bezeigte aber im Senate mit einem Eidſchwure, daß er es für etwas unerlaubtes und ungerechtes hielte, dieſe Schriften öffentlich bekannt zu machen: ſie wurden aufs Comitium getragen, und dort verbrannt.

So folgt den gerechten und guten Männern in der Welt immer noch ein gröſſeres Lob nach ihrem Tode, indem der Neid ſie nicht lange überlebt, zuweilen noch vor ihnen ſtirbt. Den Ruhm des Numa machten die Schickſale der nachfolgenden Könige noch glänzender. Von den fünf nachfolgenden Königen wurde der letzte aus dem Reiche gejagt, und ſtarb im Elende. Alle vier übrigen ſtarben eines gewaltſamen Todes: drey von ihnen wurden hinterliſtig umgebracht: der nächſte Nachfolger des Numa, Tullus Hoſtilius, verachtete deſſen beſte Einrichtungen, beſonders aber die Sorgfalt wegen der Religion, und ſpottete über ihn als den Stifter der Faulheit und eines weibiſchen Weſens: er führte ſeine Unterthanen zum Kriege an. Aber er beharrte nicht in ſeiner Wildheit, ſondern änderte, bey einer ſchweren und mannichfaltigen Krankheit, ſeine Geſinnung, und fiel darüber in einen Aberglauben, die von des Numa frommer Tugend weit abwich: er brachte auch andre zu dieſen Aberglauben, und wurde, wie man erzehlt, vom Donner erſchlagen.

Vergleichung des Lykurgs mit dem Numa.

Da wir nun das Leben des Numa und des Lykurgs beſchrieben haben, ſo dürfen wir nicht, ſo ſchwer es auch iſt, unterlaſſen, den Unterſchied zwiſchen dieſen beyden zu zeigen. Ihre Aehnlichkeit iſt aus ihrer Biographie bekannt geworden, die Weisheit dieſer beyden Männer, ihre Religionsgeſinnung, ihre Politik, ihre Klugheit beym Unterrichte, und wie beyde den Urſprung ihrer Geſetzgebung von den Göttern herleiteten. Von dem aber, was jeder eigenthümliches ruhmwürdiges hat, iſt das erſte, beym Numa die Erlangung, beym Lykurg die Uebergabe der Regierung. Jener erlangte die Regierung, ohne darauf zu denken: dieſer gab ſie weg, da er ſie hatte. Den einen rieſen als einen Privatmann und Fremden fremde Bürger zur Herrſchaft über ſie: der andre wurde freywillig aus einem Könige ein Privatmann. Es iſt ſchön, ein Königreich ſich durch Gerechtigkeit erwerben; ſchöner noch iſts, die Gerechtigkeit einem Königreiche vorziehen. Den einen machte ſeine Tugend ſo berühmt, daß er des Königreichs würdig geachtet wurde, den andern ſo großmüthig, daß er ein Königreich verachtete.

Ferner, ſo wie die Muſiker mit den Saiten einer Leyer verfahren, ſpannte Lykurg die weichlichen und ſchlaf gewordnen Spartaner mehr an: Numa ließ bey den heftigen und zu ſcharf geſpannten Römern etwas nach. Aber Lykurg fand bey ſeiner Arbeit mehr Schwierigkeit. Denn er redte ſeinen Bürgern nicht zu, den Harniſch auszuziehen, und die Degen wegzulegen, ſondern ſie ſollten Gold und Silber wegwerfen, und ihre herrlichen Tiſche und Hausgeräthe abſchaffen. Er lehrte ſie nicht, den Krieg zu verlaſſen, und Feſttage und Opfer zu feyern, ſondern ihre Gaſtmahle und Trinkgeſellſchaften aufzuheben, und in den Waffen und Fechtſchulen ſich zu üben und abzuhärten. Daher konnte der eine durch Zureden alles mit Wohlwollen und Liebe ausrichten: der andre aber lief in Gefahr, wurde verwundet, und kam mit Mühe davon.

Der Charakter des Numa war ſanft und menſchenfreundlich, er milderte die wilden und hitzigen Sitten ſeiner Bürger, und bildete ſie zur Neigung zum Frieden, und zur Gerechtigkeit. Wenn wir hingegen das harte und ungerechte Verfahren gegen die Heloten mit in die Reihe der Staatsverordnungen des Lykurgs ſetzen ſollen, ſo müſſen wir den Numa für einen weit mehr griechiſch geſinnten Geſetzgeber halten, da er auch ſogar den Sklaven einen gewiſſen Geſchmack der Ehre ließ, und verordnete, daß ſie an dem Feſte Saturnalia mit ihren Herren zugleich an einem Tiſche eſſen ſollten. Und auch die Verordnung ſchreibt man

dem Numa zu, daß diejenigen, die bey der Einſammlung der Früchte des Feldes mit hülfen, einen Theil davon genieſſen ſollen. Verſchiedene halten dieſes für eine Erinnerung der Gleichheit, die unter der Regierung des Saturnus herrſchte, da es weder Knechte noch Herren gab, ſondern alle für gleich, und für Anverwandte gehalten wurden.

Ueberhaupt ſcheinen beyde ihre Unterthanen zur Genügſamkeit und Mäßigkeit geführt zu haben: aber unter den andern Tugenden ſah Lykurg mehr auf Tapferkeit, und Numa mehr auf Gerechtigkeit, wenn nicht etwa die Verſchiedenheit des Charakters ihrer Bürger, und der Natur ihres Staatsſyſtems dieſe Verſchiedenheit der Einrichtung nöthig machte. Denn Numa vermied den Krieg nicht aus Furchtſamkeit, ſondern um nicht ungerecht zu ſeyn: und Lykurg machte ſeine Bürger nicht kriegriſch, um ungerecht zu ſeyn, ſondern um ſich kein Unrecht authun zu laſſen. Beyde wurden genöthigt, groſſe Veränderungen zu machen, und bey ihren Bürgern theils das wegzunehmen, was zu viel war, theils das hinzu zu thun, was zu wenig da war. In Abſicht der Verſchiedenheit aber der Staatsverfaſſung war die des Numa gänzlich dem Volke günſtig, und machte aus Goldſchmieden, Muſikern und Schuſtern ein mannichfaltiges zuſammen vermiſchtes Volk. Die Staatsverfaſſung des Lykurgs war ſtrenger, und ariſtokratiſch, und verwies die Künſte und Handwerker in die Hände der Knechte,

und Fremden; den freyen Bürgern gab Lykurg Spieß und Schild in die Hände, machte ſie zu Künſtlern im Kriege und zu Dienern des Mars, und ſie durften ſonſt nichts wiſſen noch lernen, als ihren Befehlshabern zu gehorchen, und ihre Feinde zu überwinden. Den Freyen war es nicht erlaubt, ein Gewerbe zu treiben, um recht vollkommen frey zu ſeyn; aber den Knechten und Heloten war die Erwerbung des Vermögens, ſo wie die Beſorgung der Speiſen und der Dienſt bey Tiſche, übergeben. Numa machte keinen ſolchen Unterſchied, ſondern er zog die Krieger von der Habſucht zurück, und erlaubte ihnen ſich auf andre Art Geld zu erwerben. Er hob auch die Ungleichheit nicht auf, ſondern ließ den Reichthum, ſo ſehr es ſeyn konnte, ſich vermehren, und achtete auf eine einſchleichende und wachſende Armuth nicht. Er hätte doch gleich im Anfange, da noch kein groſſer und vielfacher Unterſchied unter ſeinen Bürgern war, und ſie mit einander noch in einer nähern Verbindung ſtanden, dem Geitze, ſo wie Lykurg, Grenzen ſetzen ſollen, und dadurch den Schaden dieſer Leidenſchaft verhütet, die in der Folge ſehr groß, und der Grund zu vielen und ſchrecklichen Uebeln wurde. Was die gleiche Eintheilung des Landes betrift, ſo gereicht weder ihre Einrichtung dem Lykurg, noch ihre Unterlaſſung dem Numa, zum Nachtheil. Denn bey dem erſtern machte dieſe gleiche Eintheilung der Aecker den Grund und die Stütze der Staatsverfaſſung aus: den andern bewog nichts, die erſte kürzlich geſchehene

Eintheilung umzuſtoſſen, und eine neue zu machen, da die gemachte, wie leicht zu erachten, in ihrer Ordnung blieb.

In Abſicht der Ehen, und einer gemeinſchaftlichen Kinderzeugung, ſuchten beyde mit politiſcher Klugheit die Eiferſucht zu verbannen, aber nicht auf einerley Art. Ein Römiſcher Ehemann, der Kinder genug hatte, überließ einem andern, der keine Kinder hatte, und ihn bat, ſeine Frau, und es blieb ihm frey, ſie hernach wieder zu ſich zu nehmen, oder ſich von ihr ſcheiden zu laſſen. Ein Lacedämoniſcher Ehemann hingegen überließ zwar einem andern, auf deſſen Bitten, ſeine Frau, aber ſie blieb in ſeinem Hauſe wohnen, und die vorher geſchloſſene Ehe wurde nicht aufgehoben. Und viele, wie ſchon erzehlt worden iſt, baten diejenigen, von welchen ſie wohlgebildete und gute Kinder zu erhalten hoften, in ihre Häuſer zu ihren Frauen. Was war alſo für ein Unterſchied unter dieſen beyden Gewohnheiten? dieſer, daß zu Lacedämon eine zu ſtarke Gleichgültigkeit gegen die Weiber war, die ſonſt durch Eiferſucht ſo viele beunruhigen, und das Leben verbittern: zu Rom aber eine gewiſſe ſchamhafte Sittſamkeit ſich über die Ehen und über die offenbar ſehr ſchwer zu ertragende Gemeinſchaft der Weiber deckte. Ueberdem ſchränkte Numa die Erziehung der Jungfrauen ſehr zur weiblichen Schamhaftigkeit und zum Anſtande ein. Hingegen die Einrichtung, die Lykurg machte, war ſo frey und ausſchweifend, daß ſie dem Spotte der Dich=

ter ausgeſetzt wurde, welche, wie z. B. Ibykus, die Spartaniſchen Jungfrauen φαινομηρίδας, d. i. die ihre Schenkel ſehen laſſen, nannten: man gab ihnen auch den Namen der Männerſüchtigen, wie ſie auch Euripides beſchreibt, als ſolche, „die mit Jünglingen die Häuſer verderben, und in nackten Hüften und ofnen Röcken einhergehen.“ *) Und wirklich waren auch die Enden der Jungfernröcke zu Sparta nicht zuſammen geneht, ſondern ſie ſchlugen ſich im Gehen auf, und entblößten die Schenkel. Sophokles zeigte dieſes ſehr deutlich an, wenn er ſagt: „Die buhleriſche Hermione geht in einem kurzen Rocke einher, der ſich um ihre Schenkel entfaltet.“ **) Daher ſollen ſie auch ganz frech, und zuerſt gegen ihre Männer gebietriſch geworden ſeyn, und nicht nur zu Hauſe die Herrſchaft an ſich geriſſen, ſondern auch in den öffentlichen und wichtigſten Angelegenheiten mit vie-

*) Andromach. verſ. 597. 598. Gleich vorher heißt es: ἐδ᾽ ἄν, εἰ βέλοιτό τις, Σώφρων γένοιτο Σπαρτιατίδων κόρη. „Ein Spartaniſches Mädchen kann nicht keuſch ſeyn, wenn es auch wollte.“

**) Dieſe Stelle findet ſich nicht in den bis auf unſre Zeiten gekommenen Trauerſpielen des Sophokles, und ſcheint auch hier beym Plutarch nicht ganz richtig zu ſeyn. Von den vorgeſchlagenen Lesarten wage ich nicht, eine anzunehmen, aber das Wort νεοργὸς erkläre ich ſo wie Reiske, der ſchon verſchiedene Ueberſetzer zu Vorgängern hat, ἡ νεον ὀργῶσα, incipiens prurire quaſi, et aeſtuare libidine.

ler Freyheit ihre Meynungen und Rathſchläge mitgetheilt haben.

Numa erhielt den Frauen das Anſehn und die Ehre bey ihren Männern, welche ſie noch vom Romulus her, zur Vergütung der Entführung, genoſſen: aber er prägte ihnen Sittſamkeit ein, zog ſie von der Einmiſchung in fremde Sachen ab, gewöhnte ſie zur Mäßigkeit, zum Schweigen, verbot ihnen den Wein, und auch, wo es nöthig wäre, nicht ohne ihren Männern zu urtheilen. Man erzehlt ſogar, daß, als einſtmals eine Frau ihren Streithandel auf dem Markte ſelbſt vertheidigte, der Senat die Götter befragte, was das wohl für eine Vorbedeutung für die Stadt Rom ſeyn könnte? Und von Folgſamkeit und Sanftmuth iſt das Andenken an böſe Weiber ein Zeugniß. Denn ſo wie bey den Griechen die Geſchichtſchreiber diejenigen bemerkt haben, die zuerſt Bürgerblut vergoſſen, oder mit ihren Brüdern Krieg geführt, oder Vater, oder Mutter umgebracht haben, ſo haben die Römer bemerkt, daß Spurius Carvilius der erſte geweſen, der ſich von ſeiner Frau geſchieden hat; da dieſes ſeit der Erbauung Roms, in zweyhundert und dreyßig Jahren, nicht geſchehen war: daß die Frau des Pinarius, Thaläa, die erſte geweſen, die mit ihrer Schwiegermutter, Gegania, unter der Regierung des Tarquinius Superbus, Streitigkeit gehabt. So weiſe und wohlgeordnet hatte der Geſetzgeber die Einrichtungen ihrer Ehen gemacht.

Die Verheirathungen der Jungfrauen waren mit ihrer Erziehung übereinſtimmend. Lykurg ließ ſie verheirathen, ſobald ſie mannbar waren, und Luſt zur Ehe hatten, damit ihre Verbindung, nach dem Triebe der Natur, vielmehr der Anfang des Vergnügens und der Liebe, als der Furcht und des Haſſes wäre, wenn man ſie zur Ehe zwänge, und damit auch ihre Körper ſtark genug wären, glücklich zu gebähren, weil die Abſicht ihrer Ehen doch nur das Kinderzeugen war. Die Römer hingegen verheiratheten ihre Töchter, wenn ſie zwölf Jahr alt, oder auch noch jünger waren, um auf dieſe Weiſe Körper und Sitten deſto reiner und unbefleckter dem Manne zu übergeben. Jene Gewohnheit iſt alſo mehr der Natur gemäß, um Kinder zu zeugen, dieſe mehr der Moralität, um gemeinſchaftlich zu leben. Aber im Betracht der Aufſicht über die Kinder, ihren gemeinſchaftlichen Unterricht und Umgang, bey Tiſche, in den Schulen, und der Einrichtung ihrer Ergötzlichkeiten, beweiſet freylich Lykurg, daß Numa nicht viel beſſer als ein mittelmäßiger Geſetzgeber geweſen. Numa überließ dem Willen und dem Nutzen der Väter, was ſie aus ihren Söhnen machen wollten, einen Ackersmann, oder Zimmermann, oder Schmidt, oder Muſikanten, als wenn ſie nicht gleich vom Anfange zu einem gewiſſen Endzwecke geführt, und ihre Gemüthsart dazu gehörig gebildet werden müßte, ſondern als wenn ſie wie Schiffer, deren jeder aus einer andern Urſache ins Schif ſteigt, erſt in der Gefahr, aus Furcht ihr Eigenthum zu

verlieren, zum gemeinen Beſten etwas beytragen ſollten, übrigens jeder für ſich ſelbſt nur zu ſorgen hätte. Und viele Geſetzgeber ſind deswegen nicht tadelswerth, weil ſie aus Unwiſſenheit oder Unvermögen fehlten: aber ein weiſer Mann, der die Regierung eines Volkes übernahm, welches erſt neuerlich entſtanden, und ihm in nichts widerſpenſtig war, wofür hätte dieſer gleich anfänglich mehr Sorge tragen müſſen, als für die Erziehung der Kinder, und die Bildung der Jugend, damit nicht aus der Verſchiedenheit der Sitten Unruhen entſtünden, ſondern alle gleich von Kindheit an zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke der Tugend mit einander geführt und gebildet würden? Eben dieſes nutzte dem Lykurg, unter andern Vortheilen, zur Erhaltung ſeiner Geſetze. Denn die Furcht wegen des Eydſchwurs würde eine ſchwache Verbindlichkeit geweſen ſeyn, wenn nicht durch die Erziehung und den Unterricht den Kindern ſeine Geſetze in ihr Gemüth geprägt, und die Liebe zu ſeiner Staatsverfaſſung mit ihrer Nahrung ihnen eingeflößt worden wäre, ſo daß länger als fünfhundert Jahre die Grundverfaſſung und das vorzüglichſte ſeiner Geſetzgebung, wie eine ſtarke und gute Farbe, in den Seelen der Spartaner blieb.

Der Endzweck, welchen Numa bey ſeiner Staatseinrichtung hatte, daß Friede und Eintracht zu Rom herrſchen ſollte, gieng bald verloren. Nach ſeinem Tode öfneten die Römer die Thüren des Janustempels, welchen er ſtets zugeſchloſſen gehalten hatte, gleichſam als wenn er den Krieg

darinnen eingeſperrt hätte, und erfüllten Italien mit Blut und Leichen. So beſtand eine ſchöne und gerechte Staatseinrichtung auch nicht einmal eine kurze Zeit, weil ihr das Band eines Staats, die Kinderzucht, mangelte. Wie? kann man mir antworten — iſt Rom durch ſeine kriegeriſchen Geſchäfte nicht immer zu gröſſrer Macht gelangt? Dieſe Frage bedarf eine weitläuftige Antwort, bey Menſchen, welche die Glückſeligkeit mehr in Reichthum, Luxus und Herrſchaft, als in Sicherheit, Ruhe und gerechte Genügſamkeit ſetzen. Auch dieß gereicht zum Vorzuge des Lykurgs, daß die Römer, nachdem ſie von dem Syſteme des Numa abgegangen, zu einer ſolchen Höhe geſtiegen ſind; ſobald hingegen die Lacedämonier die Verordnungen des Lykurgs vernachläßigten, aus einem mächtigen Volke ein ſchwaches wurden, die Herrſchaft in Griechenland verloren, und in Gefahr des Unterganges ihres Staats geriethen. Aber Numa hat hingegen wiederum dieſen großen und auſſerordentlichen Vorzug, daß er als ein Fremder nach Rom gerufen wurde, alle ſeine Veränderungen mit Beyfall ausführte, über eine Stadt, die noch nicht ſelbſt zuſammen einig war, ohne Waffen oder Gewalt nöthig zu haben, herrſchte, da Lykurg die Vornehmen zu Hülfe wider das Volk nehmen mußte, und durch Weisheit und Gerechtigkeit alle Bürger zu einer glücklichen Harmonie verband.

Solon.

Didymus, der Grammatiker, führt in der Abhandlung von den Geſetzen des Solons, welche er wider den Aſklepiades herausgab, eine Stelle an, in welcher ein gewiſſer Philokles den Euphorion als den Vater des Solons angiebt, welches der Meynung aller andern entgegen iſt, die des Solons Erwähnung thun. Denn alle nennen einſtimmig den Vater des Solons Exekeſtides, einen Mann von mittelmäßigem Vermögen und Anſehn, aber von vornehmer Herkunft; denn er ſtammte vom Kodrus ab. Seine Mutter war, dem Heraklides aus Pontus zu Folge, mit der Mutter des Piſiſtratus Geſchwiſterkind. Sowohl die Anverwandſchaft als das Genie und die Schönheit des Piſiſtratus machten, daß anfänglich Solon ſehr viele Freundſchaft gegen ihn hatte, und, wie einige behaupten, ihn heftig liebte. Daher es auch in den folgenden Zeiten wahrſcheinlicher Weiſe kam, daß, bey der unter ihnen entſtandnen Uneinigkeit wegen der Staatsverfaſſung, ihre Feindſchaft in keine Härte und Bitterkeit ausartete, ſondern die Pflicht jener Freundſchaft in ihren Herzen blieb, und die Erinnerung an die vorigen Vergnügungen noch glimmende Funken jenes hel-

len Feuers erhielt. Wie ſchwach aber Solon gegen die Schönheit geweſen, und wie wenig geſchickt mit der Liebe als ein guter Fechter in der Nähe zu kämpfen, erhellet ſowohl aus ſeinen Gedichten, als auch aus dem Geſetze, durch welches er den Sklaven verbietet, ſich zu ſalben, oder Zärtlichkeit gegen die Knaben zu beweiſen, indem er die Liebe für etwas gutes und anſtändiges hielt, und gleichſam die würdigen dazu ermunterte, und die unwürdigen davon ausſchloß. Auch Piſiſtratus ſoll den Charmus geliebt, und eine Statüe des Cupido in der Akademie zu Athen haben errichten laſſen, wo diejenigen, welche mit der heiligen Fackel herumlaufen, ſie anzuzünden pflegen.

Solons Vater ſoll ſein Vermögen, wie Hermippus erzehlt, durch Freygebigkeit und Wohlthun ſehr geſchwächt haben. Es fanden ſich Freunde, welche dem Solon beyſtehen wollten, aber er hielt es für ſchimpflich, von andern etwas anzunehmen, da er aus einem Hauſe abſtammte, welches gewohnt war, andern zu geben. Er ergrif, da er noch ganz jung war, die Kaufmannſchaft. Einige glauben, er habe, mehr um ſich Erfahrungen zu ſammeln, und fremde Länder zu ſehen, als um Geld zu erwerben, ſeine Reiſen unternommen. Denn er war ein erklärter Liebhaber der Weisheit, ſo daß er noch in ſeinem Alter ſagte, ich lerne, indem ich alt werde, täglich noch mehr. Den Reichthum ſchätzte er nicht ſehr hoch, ſondern ſagte: „Nicht allein iſt reich, der viel Gold hat und viel Silber, und viele fruchtbare Aecker, und

viele Pferde und viel anderes Vieh: auch der iſts, der nicht Schmerzen fühlt am Leibe, an Seiten und Füſſen, und wenn er Kinder und ein Weib hat, bey dem ſich Schönheit mit Jugend vereint.“ Und an einem andern Orte ſeiner Gedichte ſagt er:

Gern beſäß ich Güter, doch Ungerechtigkeit haß ich,
Strafe verfolgt den Mann, der Güter durch Unrecht aufhäuft.

Und nichts hindert auch den redlichen und den klugen Mann, die eifrige Sorge für überflüßige Güter zu vermeiden, und den Gebrauch der nothwendigen und nützlichen nicht zu verachten. In den damaligen Zeiten war auch, wie Heſiodus ſagt. *) Handarbeit kein Schimpf, und Künſtlergewerbe keine Erniedrigung. Die Handelſchaft aber ſtand in Hochachtung, weil ſie fremde Waaren zuführte, die Freundſchaft auswärtiger Könige erwarb, und durch Erfahrung mannichfaltige Kenntniſſe verbreitete. Einige Handelsleute wurden auch Stifter von groſſen Städten, wie z. E. Protus, welcher Maßilia **) erbaute, und von den Celten an der Rhone mit vieler Freundſchaft aufgenommen wurde. So trieb auch Thales, wie man er-

*) Oper. et Dies Libr. I. verſ. 309.

**) Marſeille. Die Nachrichten von der Stiftung der Stadt Marſeille findet man in vielen alten Schriftſtellern, beym Strabo im 4. Buch ſeiner Erdbeſchreibung ſehr weitläuftig, beym Juſtinus im 3. Cap. des 43. B. beym Iſokrates in Archidamo etc.

zehlt, und Hippokrates, der Mathematiker, die Kaufmannſchaft, und Plato ſoll den Unterhalt bey ſeiner Reiſe ſich durch den Verkauf eines gewiſſen Oels in Aegypten verſchaft haben.

Man hat angemerkt, daß die kaufmänniſche Lebensart bey dem Solon die Urſache geweſen ſey, daß er den Aufwand und ein weichliches Leben geliebt, und in ſeinen Gedichten die Wolluſt mit mehr Freyheit geſchildert hat, als es ſich für einen Philoſophen ſchickt. Die Lebensart eines Kaufmanns, die oft mit vielen und groſſen Gefahren verknüpft iſt, erfodert wiederum einige Ergötzlichkeiten und Erholungen. Daß ſich aber Solon mehr unter die Armen gerechnet als unter die Reichen, ſcheinen dieſe Verſe von ihm anzuzeigen:

Viele Böſe ſind reich, und viele der Redlichſten darben,
Aber ich tauſche nicht Gold für götterähnliche Tugend,
Dieſe dauert, und Gold entweichet von Menſchen zu Menſchen.

Anfänglich hat er die Poeſie, wie es ſcheint, nicht als einen Gegenſtand ſeines Studiums, ſondern als einen angenehmen Zeitvertreib, und eine Uebung in müßigen Stunden getrieben. In den ſpätern Zeiten wandte er ſie zur Ausbreitung philoſophiſcher und politiſcher Maximen an, nicht bloß um angenehm zu unterhalten, und ſeine Lehren dem Gedächtniß einzuprägen, ſondern auch um ſeine Handlungen zu rechtfertigen, und zuweilen

um die Athenienſer zu ermuntern, zu warnen, zu ſtrafen. Einige ſagen, daß er den Verſuch gemacht habe, ſeine Geſetze in Verſen abzufaſſen, und führen dieſen Anfang davon an:

Beten laßt uns zuerſt zum Zevs Saturnius, Herrſcher,
Ruhm und dauerndes Glück der heiligen Satzung zu geben.

Vorzüglich beſchäftigte er ſich mit demjenigen Theil der Moralphiloſophie, welcher die Politik enthält, wie damals die mehrſten Philoſophen zu thun pflegten. In der Phyſik war er aber noch ſehr unwiſſend und alten Lehren ergeben, wie man daraus erſiehet, wenn er ſagt: „Aus den Wolken entſtehen Schnee und Hagel, und aus dem glänzenden Blitze der Donner, von den Winden die Unruhe des Meers, und wenn kein Wind es bewegt, kann nichts gerechter ſeyn, als das Meer.“ Ueberhaupt ſcheint der einzige Thales mit ſeiner Kenntniß die Grenzen der damals üblichen theoretiſchen Philoſophie überſchritten zu haben; die andern Philoſophen erhielten den Namen der Weiſen, bloß wegen ihrer Stärke in der Staatsklugheit.

Dieſe Weiſen Griechenlandes ſollen einmal zu Delphos beyſammen geweſen ſeyn, und nachher wieder zu Korinth, wo Periander ihre Zuſammenkunft veranſtaltet, und ein Gaſtmahl angerichtet hat. Die mehrſte Ehre und Hochachtung erwarb ihnen der Zufall mit dem Dreyfuß, er wurde einem nach dem andern vorgeſtellt, und aus

einer rühmlichen Beſcheidenheit wollte ihn immer einer dem andern überlaſſen. Der Zufall iſt dieſer. Als die Einwohner der Inſel Cous einſtmals das Netz zum Fiſchen ausgeworfen hatten, ſo kauften einige Fremde aus Miletus den Zug, von dem man noch nicht wußte, was es ſeyn würde. In dem herausgezogenen Netze fand man einen goldnen Dreyfuß, den Helena bey ihrer Schiffahrt von Troja, indem ſie ſich eines alten Orakels erinnerte, dahin geworfen haben ſoll. Es entſtand nun zwiſchen den Fiſchern und den fremden Kaufleuten eine Streitigkeit, deren ſich die Städte ſelbſt nachher annahmen, ſo daß daraus ein Krieg entſtand, bey welchem endlich die Prieſterin Pythia zu Delphos die Entſcheidung gab, der Dreyfuß ſollte dem Weiſeſten gegeben werden. Man ſchickte ihn zuerſt zum Thales nach Milet, und die Einwohner von Cous verwilligten einem einzigen Manne dasjenige, worüber ſie mit der ganzen Nation der Mileſier Krieg geführt hatten. Aber Thales ſagte, Bias ſey weiſer als er, und der Dreyfuß wanderte nun zum Bias. Dieſer ſchickte ihn wieder zu einem andern, den er für weiſer als ſich ſelbſt erklärte. Und ſo wurde der Dreyfuß herum geſchickt, bis er zum zweytenmale zum Thales kam. Zuletzt wurde er aus Miletus nach Theben gebracht, und dem Ismeniſchen Apollo gewidmet.

Theophraſtus erzehlt, dieſer Dreyfuß ſey zuerſt zu dem Bias nach Priene, und von ihm nach Miletus zum Thales geſchickt worden: er ſey hier-

auf zu allen Weiſen nach einander, und wieder zum Bias gekommen, zuletzt habe man ihn nach Delphos geſandt. Dieſe Erzehlungen werden allgemein angenommen, auſſer, daß einige anſtatt des Dreyfuſſes eine vom Kröſus geſchickte Schale, andere einen Becher nennen, welchen Bathykles hinterlaſſen habe.

Von einer beſondern Zuſammenkunft des Solons mit dem Anacharſis und dem Thales erzehlt man folgendes. Anacharſis kam nach Athen, klopfte an des Solons Haus an, und ſagte, er ſey ein Fremder, der mit ihm Freundſchaft und das Gaſtrecht aufrichten wollte. Solon antwortete, es ſey beſſer, Freundſchaft zu Hauſe aufzurichten. — Nun du kannſt alſo, ſagte Anacharſis, am beſten, da du zu Hauſe biſt, mit mir Freundſchaft errichten. — Voll Verwunderung über den guten Verſtand des Fremdlings, nahm ihn Solon freundlich auf, und behielt ihn eine Zeitlang bey ſich, da er ſchon öffentliche Geſchäfte verwaltete, und ſeine Geſetze einrichtete. Anacharſis lachte, als er die Bemühung des Solons gewahr wurde, durch geſchriebne Geſetze die Ungerechtigkeit und die Habſucht ſeiner Bürger zu vertreiben, welche den Spinnweben ähnlich wären, und das ſchwache und kleine, was ſich in ihnen fienge, feſt hielten, von den ſtarken und reichen aber zerriſſen würden. Solon ſoll darauf geantwortet haben: Die Menſchen hielten die Bündniſſe, wenn es keinem von beyden Theilen nützlich wäre, ſie zu brechen, und er wolle ſeine Geſetze ſo zuträg-

ſich für ſeine Bürger machen, daß es für jeden beſſer ſeyn ſolle, ſie zu halten, als zu übertreten. Aber die Folge der Zeit beſtätigte mehr die Muthmaſſung des Anacharſis als die Hofnung des Solons. Eben dieſer Anacharſis ſoll bey einer Verſammlung des Volks geſagt haben: Er wundre ſich, daß in Griechenland die Gelehrten die Reden hielten, und die Ungelehrten die Urtheile ſprächen.

Als Solon zum Thales nach Milet kam, ſo wunderte er ſich, daß Thales ſich nicht verheirathete und Kinder zeuge. Thales ſagte zwar damals nichts darauf, aber ſtellte einige Tage hernach einen Fremden an, daß er ſagen mußte, er wäre nur vor zehn Tagen von Athen gekommen. Da ſich Solon erkundigt, ob er etwas neues aus Athen mitbrächte, antwortet der Fremde, wie er unterrichtet war, nichts weiter neues, als daß ein junger Menſch begraben wurde, bey deſſen Leichenbegängniſſe die ganze Stadt zugegen war; denn es ſoll, wie man ſagte, der Sohn eines ſehr angeſehnen und wegen ſeiner Tugend berühmten Mannes ſeyn, der aber anitzt nicht zu Athen, ſondern ſchon lange auf Reiſen ſey. — Wie unglücklich iſt dieſer Vater! ſagt Solon, aber wie nannten ſie ihn? — Ich habe den Namen vergeſſen, antwortet der Fremde, aber man rühmte ſeine Weisheit und Gerechtigkeit gar ſehr. Bey jeder Antwort gerieth Solon immer in mehr Furcht, und zuletzt wurde er ſo beſtürzt, daß er ſelbſt den Fremden auf den Namen brachte, und ihn fragte,

ob nicht der Vater des Verſtorbnen Solon geheiſſen? — Ja, antwortete der Fremde; Solon ſchlug ſich an ſeinen Kopf, und ließ ſeine Betrübniß auf alle Art ſehen. Hier ergrif ihn Thales, und ſagte mit lachendem Munde: Eben das hat mich vom Heirathen und Kinderzeugen abgehalten, was auch itzt deine ganze Standhaftigkeit erſchüttert: wegen der Nachricht gieb dich nur zufrieden, denn ſie iſt erdichtet. Dieſes erzehlt, dem Hermippus zu Folge, derjenige Patäkus, welcher ſich rühmte, daß er die Seele des Aeſopus hätte.

Aber der wäre ein unvernünftiger und ſchlechter Menſch, welcher aus Furcht ſie einmal zu verlieren ſich gute Sachen nicht anſchaffen wollte; ſo dürfte man ſich auch nicht Vermögen, Ehre und Weisheit zu erwerben ſuchen, weil man befürchten muß, ſie wieder zu verlieren: denn auch die Tugend, das größte und angenehmſte Gut, kann, wie man weiß, durch Krankheit und Gift verdorben werden. Und Thales konnte doch nicht, ob er gleich unverheirathet blieb, ohne Furcht ſeyn, wenn er nicht ganz ohne Freunde, Anverwandten und Vaterland ſeyn wollte; er nahm ja auch, wie man ſagt, ſeiner Schweſter Sohn, den Kybiſthus, an Kindesſtatt an. Unſere Seele hat einen Trieb zur Liebe, der ihr ſo eigenthümlich iſt, wie das Empfinden, Denken und Erinnern, und dieſer wendet ſich auf etwas fremdes, wenn man nichts eignes hat. So ſchleichen ſich in ein Haus, oder Gut, wo keine Erben ſind, fremde oder un=

eheliche Kinder, oder Bediente, durch ſchmeichelhaftes Betragen ein, erlangen Gunſt und Liebe, und verurſachen dadurch eine Sorge und Bekümmerniß für ſich. Man ſieht oft, daß diejenigen, die in ihren Reden ſich als ſehr unempfindlich gegen das Heirathen beweiſen, vor Schmerz vergehen wollen, und niedrige Klagen führen, wenn die Kinder ihrer Knechte oder Concubinen krank werden, oder ſterben. Einige bezeigen ſich auch, wenn ihre Hunde oder Pferde ſterben, auf eine unanſtändige Art höchſt traurig; dahingegen andere beym Verluſte wohlgerathener Kinder ſich zu faſſen wiſſen, keine unanſtändige Traurigkeit blicken laſſen, und ſich ihre übrige Lebenszeit hindurch weiſe betragen. Denn Schwachheit und nicht Wohlwollen iſt es, welche bey denen Menſchen eine übermäßige Traurigkeit und Furcht bewirkt, welche nicht mit Vernunft ſich dem Schickſale zu unterwerfen wiſſen, und die erlangten gegenwärtigen Güter nicht genieſſen, weil die Furcht, ſie vielleicht künftig einmal zu verlieren, ihnen beſtändige Unruhe und Angſt erweckt. Man muß nicht durch die Armuth ſich wider den Verluſt des Reichthums ſchützen, noch durch Mangel an Freundſchaft wider den Verluſt der Freunde, noch durch die Enthaltung von Kinderzeugen wider den Tod der Kinder, ſondern durch die Vernunft wider alles. Doch hiervon habe ich an dieſem Orte ſchon mehr als zu viel geſagt.

Als die Athenienſer in einem langen und beſchwerlichen Kriege mit den Megarenſern wegen

der Inſel Salamis ganz entkräftet wurden, ſo gaben ſie ein Geſetz, durch welches bey Lebensſtrafe verboten ward, weder ſchriftlich noch mündlich einen Vortrag zur Eroberung der Inſel Salamis zu thun. Solon konnte dieſen der Stadt Athen zugefügten Schimpf nicht ertragen: er ſahe, daß viele junge Athenienſer eine Gelegenheit zum Kriege erwarteten, aber, wegen des Verbots, es nicht wagten, daran öffentlich zu gedenken. Er ſtellte ſich alſo wahnwitzig, und breitete den Ruf, daß er unſinnig geworden wäre, aus ſeinem Hauſe durch die ganze Stadt aus. Indeſſen verfertigte er insgeheim elegiſche Gedichte, und lernte ſie auswendig. Hierauf ſprang er, mit einem kleinen Hute auf dem Kopfe, unvermuthet auf den Markt: es verſammelte ſich eine Menge Volks um ihn herum, er beſtieg den Rednerſtuhl, und ſagte ſeine Elegie her, welche dieſen Anfang hatte:

Von Salamin komm ich, von der wünſchenswürdigen Inſel,
Bringe ſchönen Geſang, euch auf dem Markte zu ſingen.

Dieſes Gedicht hatte den Titel Salamis, und beſtand aus hundert ſehr artigen Verſen. Als es Solon hergeſagt hatte, fiengen einige ſeiner Freunde an, ihn zu loben, am meiſten aber ermunterte und ermahnte Piſiſtratus die Bürger, dem vorgeſagten Gedichte Folge zu leiſten: man hob das Verbot auf, fieng den Krieg von neuen an, und machte den Solon zum Feldherrn.

Die gemeinſte Erzehlung von dieſem Kriege iſt dieſe. Solon ſegelte mit dem Piſiſtratus an das Athenienſiſche Vorgebürge Kolias, wo er eben alles Frauenzimmer bey dem gewöhnlichen jährlichen Opfer der Ceres antraf. Er ſchickte nun einen treuen Mann nach Salamis, der ſich für einen Ueberläufer ausgab, und die Megarenſer ermunterte, daß ſie, wenn ſie die vornehmſten Athenienſiſchen Frauenzimmer gefangen nehmen wollten, mit ihm geſchwind nach Kolias überſchiffen möchten. Die Megarenſer lieſſen ſich überreden, und ſchickten einige Mannſchaft auf einem Schiffe ab. Solon, ſobald er das Schif von der Inſel abgehen ſah, befahl den Weibern, ſich hinweg zu begeben, und einige unbärtige Jünglinge mußten die weiblichen Kleider, Kopfbinden, und Schuhe anziehen, kleine Degen unter ihrem Anzuge verſtecken, und am Ufer des Meers ſpielen und tanzen, bis die Feinde ans Land geſtiegen waren, und die Athenienſer das Schif wegnehmen konnten. Alles gieng glücklich von ſtatten: die Megarenſer wurden durch den Anblick betrogen, landeten, ſprangen auf die vermeynten Frauenzimmer, und geriethen in ein Gefecht, ſo daß keiner von ihnen entkam, ſondern alle umgebracht wurden: die Athenienſer ſchiften indeſſen auf die Inſel los, und nahmen ſie in kurzer Zeit ein.

Andere erzehlen die Einnehmung der Inſel Salamis nicht auf dieſe Art. Nach ihrem Berichte hat zuerſt Apollo zu Delphos dem Solon dieß Orakel gegeben: „Bringe den größten eingebornen

Helden der Inſel Opfer, welche der Aeſopiſche Meerbuſen deckt, wo ſie gegen Weſten zu begraben liegen.“ Solon ſchifte bey Nacht in die Inſel hinüber, und brachte dort den Helden Periphemus und Kichreus Opfer. Hierauf warb er zu Athen fünfhundert Freywillige, denen durch ein öffentliches Dekret verſprochen wurde, daß ſie, wenn ſie die Inſel einnähmen, an der Regierung der Inſel Antheil haben ſollten. Er ſchifte mit vielen Fiſcherkähnen, und einem einzigen groſſen Schife von dreyßig Rudern ab, und landete in Salamis auf einem Vorgebürge, Euböa gegen über. Da die Megarenſer von dieſem Vorfalle durch das Gerücht Nachricht erhielten, die aber nicht ſicher genug war, ſo ergriffen ſie in groſſer Beſtürzung die Waffen, und ſchickten zugleich ein Schif aus, die Feinde zu beobachten. Solon nahm das Schif weg, da es ſich ihm näherte, und die Megarenſer gefangen. Er ließ eine ausgeſuchte Mannſchaft von den Athenienſern in das Schif ſteigen, und befahl ihnen an die Stadt heran zu ſchifen, aber ſich ſo viel als möglich verborgen zu halten. Indeſſen gieng er mit den übrigen Athenienſern auf die Megarenſer los, und lieferte ihnen ein Treffen zu Lande. Währendem Treffen kamen die aus dem Schife hervor, und nahmen die Stadt ein. — Dieſer Erzehlung giebt die nachher eingeführte Ceremonie Zeugniß. Denn jährlich an einem gewiſſen Tage gieng ein Athenienſiſches Schif erſtlich ganz ſtille bis an die Inſel, hierauf landete die Mannſchaft mit Schreyen und Lermen,

und ein bewafneter Mann lief mit Geſchrey auf diejenigen los, welche vom Lande her auf das Skiradiſche Vorgebürge zu giengen. Nahe dabey ſteht ein vom Solon erbauter Tempel des Mars. Denn er war der Sieger der Megarenſer. Alle, die in dem Treffen nicht geblieben waren, ließ er in Frieden abziehen.

Aber die Megarenſer lieſſen ſich dadurch nicht abſchrecken, und führten mit den Athenienſern den Krieg mit abwechſelndem Glücke fort. Man nahm endlich die Lacedämonier zu Mittlern und Schiedsrichtern an. Viele behaupten, dem Solon habe das Anſehn des Homers geholfen: denn er habe aus dem Verzeichniſſe der Griechiſchen Schife beym Homer, vor dem Gerichte, einen untergeſchobnen Vers angeführt, nachdem er nämlich geſagt hatte: „Ajax aus Salamin führte zwölf Schiffe," ſo habe er hinzugeſetzt, „und ſtellte ſie dahin, wo die Flotte der Athenienſer ſtand." *)

Allein die Athenienſer halten dieſes ſelbſt für eine Fabel, und ſagen, Solon habe den Richtern bewieſen, daß Philäus und Euryſakes, die Söhne des Ajax, von den Athenienſern das Bürgerrecht erhalten, und ihnen dieſe abgetreten hätten, der eine von ihnen zu Brauron im Attiſchen Gebiete,

*) Der erſte Vers ſteht in dem ſo genannten Catalogo nauium, Iliad. Libr. II. Der zweyte iſt nicht im Homer zu finden, ſondern vom Solon, dieſer Tradition zu Folge, erdichtet worden. Conf. Ariſtot. Rhetor. Libr. I. cap. 15.

der andere zu Milete ſich wohnhaft niedergelaſſen, und daß die Philaidiſche Klaſſe, aus welchem Piſiſtratus geweſen, von dem Philäus ihren Nåmen erhalten habe. Um noch mehr die Megarenſer zu überführen, habe Solon einen Beweis von der Art der Begråbniſſe hergenommen, welche in Salamis ſo wie bey den Athenienſern, nicht aber wie bey den Megarenſern, gehalten würden. Denn die Megarenſer legten ihre Todten mit dem Geſichte gegen Morgen, die Athenienſer aber gegen Abend. Darwider aber behauptet Hereas, ein Megarenſer, daß ſeine Landesleute ebenfalls ihre Todten mit dem Geſicht gegen Abend legten, und überdem noch, wurde bey den Athenienſern für jeden Todten ein beſondres Grab gemacht, da hingegen die Megarenſer drey und vier Körper in ein Grab legten. Es ſollen aber dem Solon auch einige Orakel der Prieſterin zu Delphos zu ſtatten gekommen ſeyn, in welchen Apollo Salamis zu Jonien gerechnet hat. Die Schiedsrichter in dieſer Streitſache waren fünf Lacedåmonier Kritolaidas, Amompharetus, Hypſechidas, Anaxilas, und Kleomenes.

Durch dieſe Begebenheit ſchon hatte ſich Solon einen groſſen Ruhm erworben: noch mehr aber wurde er von den Griechen bewundert und geprieſen, da er für den Tempel zu Delphos ſprach, und ermunterte, ihm zu Hülfe zu kommen, und des Gottes Apollo wegen die Frechheit der Kyrrhåer an dem Orakel zu ſtrafen. Durch ſeine Ermunterung wurde der hohe Rath des geſammten Grie-

chenlandes, die ſo genannten Amphiktyonen, bewogen, den Krieg zu beſchlieſſen, wie ſowohl verſchiedene andre, als auch Ariſtoteles in ſeiner Schrift von den Pythiſchen Siegern erzehlt. Er wurde aber nicht in dieſem Kriege zum Feldherrn ernannt, wie Evanthes von Samus, nach dem Berichte des Hermippus, erzehlt. Denn der Redner Aeſchines ſagt nichts davon, und in den Delphiſchen Geſchichtsbüchern wird Alkmåon, nicht Solon, als der Feldherr der Athenienſer angegeben.

Schon ſeit langer Zeit hatte der Kyloniſche Aufruhr die Stadt Athen in Verwirrung gebracht, nachdem der Archon Megakles die Mitverſchwornen des Kylons, welche ſich in dem Tempel der Minerva in den Schutz der Göttin begeben hatten, dazu beredet hatte, daß ſie ſich vor das Gericht ſtellten, und zwar ſo, daß ſie einen Faden an das Bild der Göttin banden, und mit demſelben in der Hand aus dem Tempel vors Gericht gehen wollten. Da ſie bey dem Tempel der Furien vorbeygiengen, riß der Faden entzwey, und nun ließ ſie Megakles und ſeine Mitregenten in Verhaft nehmen, weil die Göttin ihnen ihren Schutz verſagt håtte. Die man noch auſſer dem Tempel antraf, wurden geſteinigt, die zu den Altåren ihre Zuflucht genommen hatten, wurden erſtochen, und nur diejenigen wurden verſchont, welche bey ihren Weibern Schutz erfleht hatten: aber man haßte ſie, und nannte ſie Verfluchte.

Die von der Kyloniſchen Parthey übrig geblieben waren, verſtärkten ſich, und waren im beſtändigen Aufruhre wider die Parthey des Megakles. Als die Verwirrung aufs höchſte geſtiegen war, und das Volk ſich in Partheyen rottirte, trat Solon, der ſchon in groſſen Anſehn ſtand, zwiſchen die Partheyen, und bat, nebſt den vornehmſten Athenienſern, die ſo genannten Verfluchten, und bewog ſie, daß ſie ihre Sache von dreyhundert der Vornehmſten unterſuchen und entſcheiden lieſſen. Sie wurden auf die Anklage des Myrons von Phlyia verdammt: die noch lebenden mußten das Land meiden, die Körper der Todten wurden ausgegraben und über die Grenze geworfen.

Während dieſer Unruhen griffen die Megarenſer die Athenienſer an, und nahmen ihnen Niſäa und auch Salamis wieder weg. Es kam eine Furcht dazu, die aus Aberglauben entſtand, und aus verſchiedenen vorgegebnen Erſcheinungen.

Die Wahrſager deuteten aus den Opfern an, daß wegen gewiſſer Verbrechen und Sünde eine Verſöhnung der Götter nöthig ſey. Man ließ den Epimenides von Phäſtus aus Creta kommen, welchen einige, die den Periander nicht mit rechnen, für einen der ſieben Weiſen Griechenlandes halten. Er ſtand in dem Rufe, ein beſondrer Geliebter der Götter zu ſeyn, und eine geheime durch Begeiſterung eingegebne Weisheit zu beſizzen; deßwegen nannte man ihn auch den Sohn der Nymphe Balte, und den neuen Cureten. Er kam, errichtete mit dem Solon Freundſchaft, und

bahnte

bahnte ihm den Weg zu ſeiner Geſetzgebung. Denn er ordnete einen wohlfeilern Gottesdienſt an, eine mäßigere Trauer, und gewiſſe Opfer, die gleich bey den Begräbniſſen gehalten werden mußten: er ſchafte die harten und barbariſchen Gewohnheiten ab, denen die Weiber ſo ſehr ergeben waren. Das vornehmſte war, daß er durch heilige Reinigungen und Sühnopfer und errichtete Götterbilder die Stadt wieder reinigte, und ſie zur Gerechtigkeit und Eintracht geneigt machte.

Man erzehlt von ihm, daß er bey Beſichtigung des Hafens von Munichia, nachdem er ihn eine lange Zeit betrachtet, zu den Umſtehenden geſagt haben ſoll: „Wie blind iſt der Menſch in Abſicht der Zukunft! Die Athenienſer würden dieſen Hafen mit ihren Zähnen zerſtören, wenn ſie vorher wüßten, was für Uebel er der Stadt zuwege bringen wird.“ *) Aus einer ähnlichen Vorherſehung ſoll Thales befohlen haben, daß man ihn an einem gewiſſen ſchlechten und ungeachteten Orte des Mileſiſchen Gebiets begraben ſolle, weil dieſer Ort künftig der Markt der Mileſier ſeyn werde. Epimenides wurde zu Athen ſehr verehrt; man bot ihm viel Geld und große Ehrenbezeugungen an,

*) Die Erfüllung dieſer Weiſſagung geſchah 270 Jahr hernach: Antipater zwang die Athenienſer eine Beſatzung in den Hafen zu Munichia einzunehmen. Wenigſtens ſollte und mußte dieß die Erfüllung der Weiſſagung des Epimenides ſeyn, wenn dieſer weiſe Mann nicht geirrt haben ſollte.

aber er nahm nichts, als einen Zweig von dem heiligen Oelbaume der Minerva mit in ſein Vaterland zurück.

Kaum war die Kyloniſche Unruhe geſtillt, und die Verdammten vertrieben, ſo geriethen die Athenienſer wiederum in die alte Verwirrung über die Verwaltung der Regierung, und die Stadt theilte ſich in eben ſo viele Parrtheyen, als verſchiedne Theile ihres Gebiets waren. Die Diakrier verlangten eine Demokratie, die Pedier eine Ariſtokratie, und die Paraler eine mittlere und vermiſchte Regierung, und dieſe hinderten die beyden erſten Partheyen, durchzudringen. Indeſſen ſtieg die Erbitterung der Armen gegen die Reichen wegen der zu groſſen Ungleichheit aufs höchſte, und die Stadt befand ſich in einer allgemeinen Gefahr. Die Herrſchaft eines Einzigen ſchien das Rettungsmittel allein zur Bewirkung der Ruhe zu ſeyn. Das gemeine Volk war von den Schulden, die es gegen die Reichen hatte, unterdrückt. Einige mußten den Reichen das Feld bauen, und gaben ihnen den ſechſten Theil ab, daher ſie Sechstener und Tagelöhner genannt wurden: andere mußten ſich ſelbſt für ihre Schuld hingeben, und wurden Leibeigene ihrer Gläubiger, die ſie entweder zu ihrem eignen Dienſte brauchten, oder auswärts verkauften. Viele ſahen ſich genöthigt, ihre eigne Kinder zu verkaufen, denn dergleichen verbot kein Geſetz; oder wegen der Härte ihrer Gläubiger die Stadt zu verlaſſen. Aber der größte und ſtärkſte Theil verband ſich mit einander, und ermunterte ſich,

ſolche Schickſale nicht zu leiden, ſondern ſich einen Anführer zu wählen, auf den man ſich verlaſſen könnte, diejenigen, die alles zur beſtimmten Zeit nicht herausgeben würden, zu verjagen, hernach das Land aufs neue zu theilen, und eine ganz neue Regierungsform zu ſtiften.

Die verſtändigſten Athenienſer ſahen ein, daß Solon am wenigſten an den beyderſeitigen Vergehungen Antheil hatte, und weder die Ungerechtigkeiten der Reichen ſich zu Schulden kommen laſſen, noch von der Noth der Armen gedrückt würde: ſie baten ihn, der gemeinen Sache zu Hülfe zu kommen, und die Zerrüttung zu ſtillen. Phanias aus Lesbos erzehlt, Solon hätte beyde Theile, zum Beſten der Stadt, betrogen, er hätte insgeheim den Armen die Austheilung der Aecker, und den Reichen die Beſtätigung ihrer Contracte verſprochen. Allein Solon ſagt ſelbſt, er habe anfänglich Bedenken getragen, die Staatseinrichtung zu übernehmen, weil er ſich für den Geitz der einen Parthey, und für die Frechheit der andern gefürchtet habe. Philombrotus meldet, er ſey zugleich zum Archon und Schiedsrichter, und Geſetzgeber ernannt worden. Beyde Partheyen nahmen ihn gern an, die Reichen als einen wohlbegüterten, die Armen als einen rechtſchaffenen Mann. Es war auch ein gewiſſer Ausdruck von ihm ſchon vorher allgemein bekannt geworden, Gleichheit verurſache keinen Krieg: dieſe Maxime gefiel den Begüterten und den Unbegüterten, indem jene hoften, die Gleichheit würde nach der Würde und

dem Verdienſt, dieſe aber, ſie würde nach der Maſſe und der Zahl eingerichtet werden.

Beyde Partheyen machten ſich große Hofnungen. Die Vornehmſten ermahnten den Solon, eine Alleinherrſchaft zu übernehmen, und riethen ihm, unter ihrem Beyſtande, die Regierung der Stadt mit Kühnheit zu übernehmen, da er ſchon ſo mächtig geworden ſey. Auch viele Bürger vom mittlern Stande hielten die ganze Umänderung der Stadt bloß durch Reden und Geſetze für zu ſchwer und mühſam, und waren nicht abgeneigt, dem gerechteſten und weiſeſten Bürger die Herrſchaft ganz zu übergeben. Einige erzehlen, daß auch die Pythia zu Delphos dem Solon folgendes Orakel gegeben:

Setz in die Mitte des Schifs dich, und nimm das Ruder mit Kühnheit;
Viele Athener werden dem Sinn deiner Winke gehorchen.

Am meiſten waren ſeine Anverwandten unzufrieden, daß er die Monarchie ſchon des Namens wegen haßte, als wenn ſie durch die Tugend ihres Regenten nicht bald ein glückliches Reich werden könnte; wie ehedem Euböa durch den Tynnondas, und damals noch Mitylene durch den Pittakus, die beyde zu Alleinherrſchern waren erwählt worden. Aber alles dieſes bewog den Solon nicht, ſeinen Vorſatz zu ändern; er ſagte zu ſeinen Freunden: Die Monarchie ſey ein ſchöner Wohnplatz, aber er habe keinen Ausgang. An den Phokus ſchrieb er in einem ſeiner Gedichte: „Ich habe

mein Vaterland geſchont, und die Herrſchaft und unumſchränkte Gewalt nicht angenommen, ich habe meinen Ruhm nicht beflecken wollen: es gereuet mich nicht, denn mich dünkt, ich habe auf dieſe Art über alle am ſchönſten geſiegt.“ Man ſieht daraus, daß Solon, noch vor ſeiner Geſetzgebung, in großem Rufe geſtanden. Die Spöttereyen aber, die viele wegen ſeiner Verachtung der Alleinherrſchaft auf ihn ſagten, beſchreibt er ſelbſt auf folgende Art: „Solon hat keinen tiefen Verſtand, und nicht viel Klugheit, Gott gab ihm Güter, und er nahm ſie nicht an. Er fieng einen groſſen Zug, aber er zog das Netz nicht; es mangelte ihm Muth und Einſicht. Er wünſchte, wenn er den herrlichſten Schatz gewönne, und nur einen Tag lang Monarch von Athen wäre, daß er gegeiſſelt würde, und ſein Geſchlecht untergienge.“ So führt er den Pöbel von ihm ſelbſt redend ein.

Ob er gleich die unumſchränkte Gewalt nicht angenommen hatte, ſo betrug er ſich doch bey der oberſten Verwaltung der Regierung weder zu gelinde, noch zu weichlich: er ließ ſich von den Mächtigen nicht leiten, er machte die Geſetze nicht nach dem Wunſche derer, die ihn erwählt hatten. Wo er ſchon etwas gutes fand, da verbeſſerte er nichts, und machte kein neues Geſetz, damit nicht die Stadt, wenn er ihre Verfaſſung gänzlich umgöſſe, zu ſchwach würde, ſich zu einer vollkommnen Harmonie zu bilden. Wovon er aber glaubte, daß er ſeine Bürger entweder dazu gutwillig leiten, oder auch mit einigem Zwange daran gewöhnen würde,

das ordnete er an, und ſagte ſelbſt, er müſſe Macht und Billigkeit verbinden. Als er daher einmal gefragt wurde, ob er den Athenienſern die allerbeſten Geſetze gegeben hätte? antwortete er: Die beſten, die ſie anzunehmen fähig waren.

Was den Vorwurf betrift, den die Neuern den Athenienſern machen, daß ſie verhaßte Dinge mit ſchmeichelhaften und angenehmen Namen bedecken, und die Huren Freundinen, die Abgaben Beyträge, die Beſatzungen Stadtwachen, die Gefängniſſe Gemächer nennen, ſo ſcheinen dieſe Namen allerdings Erfindungen der Weisheit des Solons zu ſeyn, denn er nannte auch die Erlaſſung aller Schulden die Erleichterung. *) Denn ſein erſtes Geſetz war, alle gegenwärtige Schulden ſollten erlaſſen ſeyn, und künftig ſolle niemand einem andern etwas auf ſeinen Leib leihen. Einige zwar, unter denen Androtion iſt, geben vor, Solon habe nicht durch eine Erlaſſung der Schulden, ſondern durch Verringerung der Zinſen der Armuth geholfen, die auch damit, und mit der zugleich damit verbundnen Vergröſſerung der Maſſe, und Erhöhung des Werthes des Geldes ſehr zufrieden geweſen ſey, und dieſer menſchenfreundlichen Einrichtung den Namen der Erleichterung gegeben habe. Solon ſetzte den Werth einer Mina, die vorher drey und ſiebenzig Drachmen gegolten hatte, auf hundert Drachmen. **) Da man auf dieſe

*) σεισάχθεια.

**) Eine Drachme war ungefähr drey Groſchen. Alſo galt eine Mina zuvor ohngefähr neun

Weiſe zwar der Summe nach eben das, dem Werthe nach aber weniger bezahlte, ſo geſchahe den Schuldnern, die viel zu bezahlen hatten, ein Vortheil, und die Gläubiger hatten dabey keinen Schaden. Aber die meiſten erzehlen, daß durch die ſo genannte Erleichterung auf einmal alle Schulden wären aufgehoben worden, und damit ſtimmen auch die Gedichte des Solons überein. Denn er rühmt ſich in einigen Stellen, daß er von vielen verpfändeten Aeckern die Grenzſteine weggenommen, und das Land, welches Sklavendienſte that, frey gemacht habe: daß er verſchiedne wegen Schulden verkaufte Bürger, die zum Theil in fremden Ländern, wo ſie waren, die Attiſche Sprache vergeſſen hatten, aus der Fremde zurück gebracht, und andere, die im Attiſchen Gebiete in der Sklaverey dienten, frey gemacht habe.

Bey dieſem Geſchäfte aber widerfuhr ihm ein höchſtverdrießlicher Streich. Da er eben mit der Abſchaffung der Schulden umgieng, und auf einen guten Vortrag der Sache, und einen geſchickten Anfang ſann, ſagte er ſeinen vertrauteſten Freunden, dem Konon, Klinias, und Hipponikus, daß er mit den Aeckern keine Veränderung in Abſicht einer neuen Eintheilung machen, ſondern nur alle Schulden aufheben würde. Dieſe machten ſich die Entdeckung geſchwind zu Nutze, borgten viel Geld von den Reichen, und kauften ſich eine Menge

Thaler, und wurde vom Solon auf zwölf Thaler zwölf Groſchen erhöht.

Aecker. Da die Verordnung des Solons erſchien, ſo behielten ſie ihre Beſitzungen, und durften das geborgte Geld nicht wieder bezahlen. Solon gerieth dadurch in viele Verläumdung, und in Verdacht, daß er nicht wie die andern Begüterten Schaden litte, ſondern ſeinen Freunden noch dazu geholfen habe, andern Schaden zuzufügen. Doch unterdrückte er dieſen Verdacht gar bald, da er der erſte war, der, dem neuen Geſetze zu Folge, fünf Talente, denn ſo viel hatte er Schulden ausſtehen, erließ: einige, unter denen Polyzelus aus Rhodus iſt, nennen funfzehn Talente. *) Seine Freunde aber wurden beſtändig Betrüger genannt.

Solon hatte ſich bey keiner Parthey Zufriedenheit erworben; die Reichen waren mißvergnügt, daß alle Schulden aufgehoben wurden, die Armen waren es noch mehr, weil nicht, wie ſie gehoft hatten, eine neue gleiche Vertheilung der Aecker, nach dem Beyſpiele des Lykurgs, und gleiche Glücksumſtände zu Stande gebracht worden waren. Aber Lykurg war der elfte vom Herkules her, und hatte verſchiedene Jahre zu Lacedämon als König geherrſcht, hatte ein großes Anſehn, viele Freunde, viele Gewalt, welches er alles zur Errichtung ſeines Staatsſyſtems brauchte, und ſetzte es doch auch mehr mit Gewalt als mit Zureden durch, wobey er auch ein Auge verlor, daß zur größten Wohlfahrt und Eintracht der Stadt,

*) Fünfzehntauſend Thaler. Diogenes Laertius giebt ſieben Talente an.

keiner ſeiner Bürger weder reich noch arm war. Solon hingegen konnte in ſeinem Staatsſyſteme nicht ſo weit gehen, da er ein Privatmann aus mittlerm Stande war. Doch that er alles was möglich war, indem er ſich auf nichts weiter als ſeine Klugheit, und das Zutrauen ſeiner Bürger zu ihm verlaſſen konnte.

Daß er wirklich wider den Wunſch und die Erwartung der mehreſten gehandelt hatte, ſagt er ſelbſt mit dieſen Worten: „Ehemals rauſchte mein Lob von allen Seiten her, itzt iſt man erbittert, itzt ſchielen alle mit feindlichen Blicken auf mich.“ Und wenn auch ein anderer dieſe Gewalt hätte, „er würde nicht, ſagt er, das Volk zur friedlichen Ruhe beſänftigen, bis er ihm ſelbſt das Mark ausgeſogen hätte.“ *) Indeſſen wurden ſeine Bürger doch bald den Vortheil der Geſetzgebung des Solons gewahr, ſie vergaſſen ihre Privatklagen, und entſchloſſen ſich zu einem gemeinſchaftlichen Opfer, welches ſie das Opfer der Erleichterung nannten. Sie ernannten den Solon zum Reformator des Staats und zum Geſetzgeber. Sie überlieſſen ſeiner Einrichtung alles, ohne Ausnahme, obrigkeitliche Stellen, Volksverſammlungen, Rathsverſammlungen, alle Juſtizeinrichtungen: er hatte die Freyheit, das Vermögen der Stände des Staats, die Anzahl der Per-

*) Wörtlich heißt es, „bis er ihm das Fett der Milch weggenommen hätte,“ welches eben ſo ein griechiſches Sprüchwort war, als das deutſche, einem das Mark ausſaugen.

ſonen, die Zeit ihrer Zuſammenkünfte, zu beſtimmen, er konnte die bisher üblichen Geſetze und Einrichtungen, nach ſeinem Gutbefinden, abſchaffen oder beſtätigen.

Den Anfang machte er mit Abſchaffung der Geſetze des Drako, von denen er, wegen ihrer Härte, und der Gröſſe der Strafen, keines beybehielt, als das, welches den Mord betraf. Denn faſt auf alle Vergehungen war die Todesſtrafe geſetzt, ſo daß auch der Müßiggang mit dem Tode beſtraft wurde, wie auch der Diebſtahl des Krauts und des Obſts, und alſo dieſe geringere Verbrechen gleiche Strafe mit dem Kirchenraube und Morde hatten. Demades hat deswegen in den folgenden Zeiten ſehr wohl geſagt: Drako habe ſeine Geſetze nicht mit Dinte, ſondern mit Blut geſchrieben. Drako ſelbſt aber ſoll auf die Frage, warum er auf die mehrſten Verbrechen die Todesſtrafe geſetzt habe? geantwortet haben: „Er hielte dieſe Strafe für gerecht bey den kleinſten Verbrechen, für die gröſſern Verbrechen wiſſe er aber keine gröſſere Strafe.“

Ferner machte Solon die Einrichtung, daß alle obrigkeitlichen Aemter, ſo wie bisher, den begüterten Perſonen zu Theil werden ſollten, und doch nicht, wie bisher, das Volk gänzlich von allen Aemtern ausgeſchloſſen würde. Er unternahm zu dem Ende eine allgemeine Schatzung. Diejenigen, welche jährlich fünfhundert Maas Einkommen von trocknen und flüßigen Sachen hatten, machten die erſte Klaſſe aus, und hieſſen

Pentakoſiomedimni, d. i. fünfhundert Maas vermögende. In der zweyten Klaſſe waren diejenigen, die ein Pferd halten konnten, oder dreyhundert Maas Einkommen hatten, und dieſe hieſſen Hippadatelntes, Ritter. In der dritten Klaſſe waren die, wo zwey zuſammen dreyhundert Maas Einkommen hatten, und dieſe wurden Zevgitä, die Zweygeſpannten, genannt. Die übrigen alle hieſſen Thetes, Tagelöhner, welche zu keinem obrigkeitlichen Amte gelaſſen wurden, ſondern bloß dadurch an der Staatsverwaltung Antheil nahmen, daß ſie mit bey den Verſammlungen des Volks, und den Gerichten erſcheinen, und ihre Stimme geben durften. Dieß ſchien anfänglich etwas ſehr geringes zu ſeyn, aber in der Folge wurde es von groſſer Wichtigkeit, denn faſt alle Streitigkeiten wurden vor den Richterſtuhl des Volks gebracht. Solon hatte in allen den Sachen, die er der Entſcheidung der obrigkeitlichen Perſonen übergeben hatte, den Partheyen die Appellation an das Gericht des Volks verſtattet. Auch dadurch, daß er ſeine Geſetze dunkel abfaßte, und viele Zweydeutigkeiten ließ, ſoll er die Gewalt der Richterſtühle vergrößert haben. Denn da man die ſtreitigen Puncte nicht durch die Geſetze entſcheiden konnte, ſo hatte man immer die Richter nöthig, denen man das, worüber man ſtreitig war, vorlegte, und welche gewiſſermaſſen die Herren der Geſetze waren. Solon ſelbſt deutet auf die gleiche Eintheilung der Gerechtigkeit in folgenden Worten: „Dem Volke gab ich ſo viele Ge-

walt, als ihm nöthig war, und verminderte nicht, und vergröſſerte nicht deſſen Ehre. Denen aber, die durch Macht und Reichthum Ehre genieſſen, vergönnte ich auch nicht, alles für erlaubt zu halten. Ich gab beyden Theilen ein ſtarkes Schild, welches verhindert, daß keiner den andern durch Unrecht beſiegt.“

Um noch mehr das Unvermögen der niedern Menge zu unterſtützen, gab er Erlaubniß, daß ein jeder die Beleidigung, die einem andern angethan war, vors Gericht bringen konnte. Wenn jemand einen ſchlug, oder beſchädigte, und Gewalt anthat, ſo war es jedem, wer nur wollte, erlaubt, denjenigen, der beleidiget hatte, gerichtlich anzuklagen. Auf dieſe Art wollte der Geſetzgeber ſeine Bürger gewöhnen, daß ſie, als Theile eines zuſammenhängenden Ganzen, an allen Empfindungen und Schmerzen unter einander Theil nähmen. Man erzählt von ihm eine Rede, welche ſich auf dieſes Geſetz bezieht. Er wurde befragt, in welcher Stadt man am beſten wohnte? — In derjenigen, gab er zur Antwort, in welcher ſowohl die, die beleidigt worden ſind, als die, die es nicht ſind, die Ungerechten verklagen und zur Strafe ziehen können.

Nachdem er den Senat auf dem Areopagus, (dem Hügel des Mars) aus den jährlich von ihrem Amte abgehenden Archonten, oder Regenten, errichtet hatte, von welchem Senate er ſelbſt ein Mitglied war, weil er Archon geweſen; und gewahr wurde, daß das Volk durch die Erlaſſung

der Schulden frech und ſtolz blieb: ſo ſtiftete er noch einen zweyten Senat, wozu er aus einer jeden der vier Zünfte hundert Mann erwählte. Dieſer Senat hatte das Geſchäft, ſich vorher über die Sachen zu berathſchlagen, die dem Volke ſollten vorgetragen werden, und nichts ohne vorhergegangener Ueberlegung dem Volke vortragen zu laſſen. Den erſtern Areopagitiſchen Senat aber ſetzte er zum oberſten Aufſeher und Beſchützer der Geſetze. Auf dieſe Art, glaubte er, würde die Republik, an dieſen zwey Senaten, gleichſam an Ankern liegen, weniger hin und her ſchwanken, und das Volk ruhig bleiben.

Die mehrſten Schriffteller behaupten, daß Solon, wie ſchon geſagt worden iſt, den Areopagitiſchen Senat geſtiftet hat, und dieſes ſcheint dadurch beſtätigt zu werden, daß Drako an keinem Orte der Areopagiten erwehnt, ſondern ſo oft er von Criminalgerichten redet, immer die Epheten nennt. Aber das achte Geſetz auf der dreyzehnten Tafel des Solons enthält dieſe Worte: „Alle diejenigen, die vor der Regentſchaft des Solons für unehrlich erklärt worden ſind, ſollen wieder ehrlich ſeyn, diejenigen ausgenommen, welche von den Areopagiten, oder Epheten, oder von den Königen im Prytaneum, wegen Mordes, oder Anſchläge zur Erlangung der Alleinherrſchaft verdammt worden, und noch, zu der Zeit, da dieſes Geſetz erſcheint, entflohen ſind.“ Dieſes zeigt im Gegentheile an, daß ſchon vor der Regentſchaft und Geſetzgebung des Solons der Areopa-

gitiſche Senat da geweſen ſey. Denn was wären das für Leute geweſen, die vor des Solons Zeiten im Areopagus verurtheilt worden ſind, wenn Solon zuerſt dem Areopagitiſchen Senate die Gerichtsbarkeit aufgetragen hat? wenn nicht etwa eine Unrichtigkeit ſich in die angeführte Stelle eingeſchlichen hat, oder etwas ausgelaſſen iſt, daß z. E. diejenigen, die ſolche Verbrechen begangen, welche die Areopagiten, oder Epheten, oder Prytanen nunmehr zu richten haben, nachdem dieſes Geſetz erſchienen, unehrlich bleiben, die andern aber alle wieder ehrlich werden ſollen. Ich überlaſſe hier einem jeden ſelbſt zu urtheilen.

Unter den andern Geſetzen des Solons iſt dieſes ein beſonderes und paradoxes, welches denjenigen für unehrlich erklärt, der bey einem Aufruhre keine Parthey nimmt. Es ſcheint, er habe dadurch andeuten wollen, daß man gegen das allgemeine Beſte nicht ohne Leidenſchaft und Empfindung ſeyn müſſe, wenn man in Abſicht ſeiner Privatangelegenheiten ſicher ſey, und daß man nicht in der Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit gegen das Vaterland einen Ruhm ſuchen müſſe: vielmehr wollte er, daß man ſogleich die beſte und gerechteſte Parthey ergreifen, an ihrer Gefahr Antheil nehmen, ihr Hülfe leiſten, und nicht ſo ganz ruhig erwarten ſollte, wer Sieger ſeyn würde.

Sonderbar und lächerlich ſcheint auch das Geſetz zu ſeyn, welches einer Frau, die eine ſtarke Mitgabe bekommen hat, die Erlaubniß giebt,

wenn ihr rechtmäßiger Ehemann unfähig ſey, die eheliche Pflicht zu leiſten, bey dem nächſten Anverwandten ihres Mannes zu ſchlafen. Verſchiedene halten dieſes für ein gutes Geſetz wider diejenigen, die unfähig zum Eheſtand ſind, und doch, bloß des Geldes wegen, reiche Weiber heirathen, und durch das Geſetz der Natur Gewalt anthun. Denn wenn ſie ſehen, daß reiche Frauen bey einem andern ſchlafen, ſo werden ſie entweder das Heirathen unterlaſſen, oder durch die Schande für ihre Geldbegierde und Frechheit geſtraft werden. Wohl eingerichtet iſt es, daß ſich die Frau nicht jedermann, ſondern einem von den nächſten Anverwandten des Mannes, den ſie ſich wählt, ergeben darf, damit die Kinder Anverwandte und zur Familie gehörige ſind. Eben ſo wohl eingerichtet war es, daß die Braut mit ihrem Bräutigam eingeſchloſſen wurde, und mit ihm einen Quittenapfel eſſen mußte, und daß der Mann wenigſtens dreymal des Monaths ſeiner Frau, wenn ſie reich war, beywohnen mußte. Denn wenn auch nicht Kinder gezeugt wurden, ſo war dieſes doch eine Ehrenbezeugung und eine Freundſchaft gegen ſein keuſches Weib, welche viele ſonſt leicht von beyden Seiten zu erwartende Verdießlichkeiten entfernen, und eine gänzliche Trennung hindern konnte.

Bey allen denen Heirathen, wo die Braut nicht die einzige Erbin der Eltern war, hob Solon die Mitgabe auf, und ſetzte feſt, daß die Braut nichts weiter als drey Kleider und einen

geringen Hausrath zu dem Manne bringen ſollte. Denn er wollte nicht, daß die Heirath eine Art von Verdienſt, oder eine Kaufmannsſache ſeyn ſollte, ſondern daß ſich Mann und Frau aus Wohlwollen und Liebe, um Kinder zu zeugen, verbånden. So ſoll auch Dionyſius, als ihn ſeine Mutter bat, daß ſie einen gewiſſen Bůrger heirathen důrfte, geantwortet haben: „Die Geſetze der Republik habe er zwar als Monarch aufgehoben, aber den Geſetzen der Natur Gewalt anzuthun, und auſſer den Jahren Ehen zu ſtiften, ſey er nicht måchtig genug.“ — Man můßte in keinen Stådten dergleichen Heirathen, die auſſer den Jahren, und ohne Liebe geſchloſſen werden, zulaſſen, denn es findet bey ihnen weder die eheliche Pflicht, noch der Endzweck der Ehen ſtatt. Und ein ſorgſamer Regent oder Geſetzgeber můßte jedem alten Manne, der ein junges Mådchen heirathen wollte, das zurufen, was dem Philoktetes geſagt worden iſt: — „Armer Mann, du ſchickſt dich gar ſchön zum Heirathen!“ Einen Jůngling, den man in dem Hauſe einer alten Frau, durch den Umgang mit einander, ſo fett, wie Rebhůner, angetroffen håtte, můßte man zu einem Mådchen bringen, das einen Mann brauchte. So viel hiervon genug.

Dasjenige Geſetz des Solons wird gerůhmt, welches verbietet, von den Todten böſes zu reden. Denn es iſt eine fromme Pflicht, die von uns hinůber gegangen fůr geheiligt zu halten, und die Gerechtigkeit verlangt, diejenigen unangetaſtet

ſtet

ſtet zu laſſen, die nicht mehr ſind: auch die Politik gebietet, die Feindſchaft nicht ewig fortzuſetzen. Er unterſagte auch, von einem noch lebenden in den Tempeln, an Gerichtsſtätten, in den Rathhäuſern, und bey öffentlichen Schauſpielen übels zu reden, bey Strafe von drey Drachmen an den Beleidigten, und zwey andern an die öffentliche Kaſſe zu bezahlen. Denn es iſt ungeſittet und frech, den Zorn an keinem Orte bezähmen zu können, ihn aber ſtets zu unterdrücken, iſt ſchwer, und manchen unmöglich: ein Geſetz aber muß nach der Möglichkeit eingerichtet ſeyn, wenn man wenige mit Nutzen, und nicht viele ohne Nutzen, ſtrafen will.

Das Geſetz wegen der Teſtamente hat ihm ebenfalls Ruhm erworben. Vorher waren ſie gar nicht erlaubt, ſondern das Haus und das Vermögen des Verſtorbenen mußten bey ſeiner Familie bleiben. Er gab die Erlaubniß, das Vermögen, wenn keine Kinder da waren, nach Gefallen zu vermachen, denn er ſchätzte Freundſchaft höher als Anverwandſchaft, und Liebe höher als Zwang: und dadurch machte er erſt die Begüterten zu wirklichen Herrn ihres Vermögens. Doch waren die Vermächtniſſe nicht ohne alle Einſchränkungen erlaubt, ſondern nur alsdenn, wenn ſie nicht durch Krankheit, Gift, Gefängniß, oder irgend einen Zwang, oder durch liſtige Ueberredung der Frau waren bewirket worden. Denn er hielt mit allem Rechte die liſtige Ueberredung für einerley

mit dem Zwange, den Betrug mit der Gewaltthätigkeit, und die Wolluſt mit dem Schmerze, weil ſie alle auf gleiche Art den Verſtand des Menſchen verwirren können.

Er gab auch ein Geſetz, welches das Ausgehen der Weiber, die Trauer, und die Feyer der Feſte betraf, um alle Unordnung und Ausſchweifung zu verbannen. Wenn ſie verreiſeten, durften ſie nicht mehr als drey Kleider mitnehmen, nicht mehr als für einen Obulus Speiſe und Trank, und keinen Korb, der gröſſer als eine Elle war: des Nachts durften ſie nicht anders als auf einem Wagen reiſen, mit einer Fackel voran. Solon verbot auch das Zerkratzen der Wangen und die Klaglieder bey den Begräbniſſen, und das Heulen in der Begleitung fremder Leichenbegängniſſe. Er verbot, bey den Begräbniſſen einen Ochſen zu opfern, den Todten mehr als drey Kleider mit ins Grab zu geben, auſſer den Leichenbegängniſſen zu fremden Gräbern zu gehen: welches auch gröſtentheils nach unſern Geſetzen verboten iſt, nur noch mit dem Zuſatze, daß diejenigen, welche wider dieſes Verbot handeln, von den Aufſehern der weiblichen Sitten, als ſolche, die von unmännlichen, weibiſchen Schwachheiten in der Liebe zu ihrer Familie hingeriſſen ſind, beſtraft werden.

Da er die Stadt mit einer Menge Menſchen angefüllt ſahe, die von allen Orten her, wegen der gegebnen Freyheiten, in das attiſche Gebiet ſich begaben, und doch der gröſte Theil des Lan-

des unfruchtbar war, die Handelsleute zur See aber denenjenigen nichts zu geben pflegten, die ihnen keine andre Waaren dagegen geben konnten, ſo führte er die Bürger zu den Künſten an. Er gab ein Geſetz, daß der Sohn nicht verpflichtet ſeyn ſollte, ſeinen Vater zu ernähren, wenn er ihm keine Kunſt hätte lernen laſſen. Lykurg, der in einer Stadt wohnte, wo ſich keine Fremde aufhielten, und deſſen Land, nach dem Euripides, für noch zweymal ſo viel Einwohner, als es hatte, hinlänglich war, und, was das meiſte war, eine groſſe Menge Heloten um die Stadt herum hatte, welche nicht rathſam war müßig gehen zu laſſen, ſondern die beſtändig durch Arbeit und Beſchwerlichkeiten im Zaume erhalten werden mußten, der that wohl, daß er ſeine Bürger von beſchwerlichen Arbeiten und Handwerken befreyete, und ſie die einzige Kunſt der Waffen lernen und üben ließ. Solon hingegen, welcher die Geſetze mehr nach den Umſtänden, als die Umſtände nach den Geſetzen einrichten mußte, und einſah, daß das Land kaum den Ackersleuten hinreichenden Unterhalt geben konnte, ein müßiges Volk aber noch dazu zu ernähren ganz unvermögend ſey, gab den Künſten eine gewiſſe Würde, und ordnete an, daß der Areopagitiſche Senat Achtung geben, woher ein jeder ſeinen Unterhalt hätte, und die Müſſiggänger zur Strafe ziehen ſollte. Härter noch ſcheint das Geſetz zu ſeyn, welches Heraklides aus Pontus anführt, daß diejenigen, welche von Beyſchläferinnen geboren worden, nicht verbun-

den ſeyn ſollen, ihre Våter zu ernåhren. Denn wer bey den Heirathen, urtheilte Solon, den Anſtand verletzt, der heirathet offenbar nicht, um Kinder zu zeugen, ſondern um die Wolluſt zu pflegen: dadurch wird er genug belohnt, und hat kein Recht, ſich über die auf ſolche Art erzeugten Kinder zu beſchweren, da ihnen ſelbſt die Geburt zur Schande gereicht.

Die ungereimteſten Geſetze des Solons ſind diejenigen, die er in Abſicht der Frauenzimmer gegeben. Er erlaubte einem jeden, einen Ehebrecher, den er antraf, zu tödten; wenn aber jemand eine Frau eines freygebornen Mannes entführte, und ſie mißbrauchte, ſo gab er hundert Drachmen zur Strafe, derjenige aber, der ein Frauenzimmer dazu verführte, zwanzig Drachmen, die Huren ausgenommen, welche öffentlich verkauft werden, und öffentlich zu jedem gehen, der ſie bezahlt. Er verbot ferner, die Töchter und Schweſtern zu verkaufen, auſſer wenn ſie noch als Jungfern im geheimen Umgange mit einem Manne angetroffen worden. Iſt es nicht ungereimt, einerley Sache einmal auf eine harte und unbarmherzige Art zu ſtrafen, und dann wieder nur gelind und gleichſam zum Scherze durch eine geringe Geldbuſſe zu beſtrafen? wenn nicht wegen der damaligen Seltenheit des Geldes zu Athen die Schwierigkeit es anzuſchaffen die Geldſtrafen ſchwer gemacht hat. Denn bey der damaligen Beſtimmung des Werths der Opfer rechnete Solon ein

Schaaf und einen Scheffel für eine Drachme: *) dem Sieger in den Iſthmiſchen Spielen verordnete er hundert, dem Sieger in den Olympiſchen Spielen fünfhundert Drachmen zu geben. Wer einen Wolf lieferte, bekam fünf Drachmen, für eine Wölfin wurde nur eine Drachme gegeben, und nach dem Demetrius Phalereus waren fünf Drachmen der Preis für einen Ochſen, und für eine Drachme bekam man ein Schaaf. Die Preiſe der ausgewählten Opfer auf der ſechszehnten Tafel der Geſetze des Solons ſind freylich viel gröſſer, aber gleichwohl gegen den Preis der Sachen zu unſern Zeiten ſehr geringe.

Die Athenienſer haben von den älteſten Zeiten her die Wolfsjagd getrieben, weil ihr Land mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau geſchickt iſt. Einige behaupten auch, daß ihre Zünfte nicht von den Söhnen des Jons, ſondern von den verſchiedenen Lebensarten, in welche ſie ſich vertheilt, die erſten Namen erhalten haben. So hätten die Soldaten Hoplitä, die Handwerker Ergades, von den zwey übrigen Klaſſen die Ackersleute Teleontes, und die den Hirtenſtand trieben, Aegikores geheiſſen. Weil auch das Land weder durch Flüſſe, noch Teiche, noch reiche Brunnenquellen allenthalben hinreichendes Waſſer gab, ſondern ſich die mehrſten gegrabner Brunnen bedienten, ſo befahl Solon durch ein Geſetz, daß ein Brunnen zum gemeinſchaftlichen Gebrauch innerhalb dem Raume

*) 3 gute Groſchen.

einer Rennbahn, welcher vier Stadien ausmacht, *) beſtimmt ſeyn, in einer weitern Entfernung davon aber eignes Waſſer geſucht werden ſolle. Hätten ſie zehn Klafter tief gegraben, und kein Waſſer gefunden, ſo ſollte es ihnen erlaubt ſeyn, aus dem nächſten Brunnen täglich zweymal einen Eimer voll, der ſechs Maas hielte, zu holen. Denn er glaubte, man müſſe zwar dem Mangel abhelfen, aber nicht die Faulheit begünſtigen. Er ordnete ſogar mit geſchickter Erfahrung die Art, wie gepflanzt werden ſollte. Bey dem gewöhnlichen Pflanzen auf dem Felde mußten immer fünf Fuß Platz dazwiſchen gelaſſen werden, bey den Feigenbäumen und Oelbäumen aber neun Fuß: denn dieſe Bäume breiten ſich mit ihren Wurzeln weiter aus, und ihre Nachbarſchaft iſt manchen Pflanzen ſchädlich, weil ſie ihnen die Nahrung rauben, und eine Feuchtigkeit ausdünſten, die nicht alle Bäume vertragen können. Die Gruben und Graben mußten von dem fremden Gebiete ſo weit entfernt ſeyn, als ſie tief waren. Wer Bienenſtöcke ſetzen wollte, mußte zwiſchen ihnen und denen, die ſchon ein andrer geſetzt hatte, einen Raum von dreyhundert Fuß laſſen.

Von den Producten des Landes erlaubte er bloß den Verkauf des Oels an Fremde, und verbot jede andre Ausfuhr. Das Geſetz deswegen, welches auf der erſten Tafel ſteht, verordnet, daß der Archon diejenigen, welche darwider han-

*) Fünfhundert Schritte.

deln, verfluchen, oder ſelbſt hundert Drachmen in die öffentliche Kaſſe zahlen ſoll. Man kann alſo wohl denjenigen nicht die Glaubwürdigkeit abſprechen, welche erzehlen, daß in den alten Zeiten auch die Ausfuhr der Feigen verboten geweſen, und derjenige, der die angab, die ſie ausgefahren hatten, Sykophant genannt worden ſey.

Er gab auch eine Verordnung in Abſicht des von den Thieren zugefügten Schadens: dem zufolge ein Hund, der einen Menſchen gebiſſen hatte, demſelben an einer Kette, vier Ellen lang, übergeben werden mußte. Dieſe Verordnung war wegen der Sicherheit ſehr gut.

Hingegen das Geſetz, die Erlangung des Bürgerrechts betreffend, hat Bedenklichkeit. Es iſt in demſelben verboten, keinen andern das Bürgerrecht zu ertheilen, als ſolchen Perſonen, die auf immer aus ihrem Vaterlande flüchtig geworden ſind, oder die mit ihrer ganzen Familie nach Athen ziehen, um da eine Kunſt zu treiben. Dieſes verordnete Solon, aber, wie man behauptet, nicht deswegen, um alle Fremde abzuhalten, ſondern ſie vielmehr zu einer beſtändigen Theilnehmung an dem Bürgerrechte nach Athen einzuladen. Zugleich urtheilte er, daß beyde genannte Gattungen von neuen Bürgern treu ſeyn würden, diejenigen aus Nothwendigkeit, die ihr Vaterland hätten verlaſſen müſſen, und die aus feſtem Entſchluſſe, die freywillig mit ihrer Familie es verlaſſen hätten.

Ein ſonderbares Geſetz des Solons iſt das-

jenige, welches er in Abſicht der öffentlichen Gaſtmale gab, die er Paraſitin nannte. *) Er verbot, daß eben dieſelbe Perſon oft dabey ſeyn ſollte, wenn aber einer gebeten war, und nicht kam, ſo wurde er geſtraft, indem man jenes für Gierigkeit, dieſes für Verachtung der gemeinſchaftlichen Geſellſchaft hielt.

Alle dieſe Geſetze ſollten hundert Jahre gelten. Sie waren auf hölzerne Tafeln geſchrieben, die in länglichen viereckigten Kaſten lagen, in denen ſie umgewendet werden konnten. Man hat noch einige Ueberbleibſel davon im Prytaneum bis auf unſre Zeiten aufbehalten. Sie wurden, wie Ariſtoteles ſagt, Kyrbes genannt, und Kratinus, ein komiſcher Schriftſteller, führt ſie irgendwo mit dieſen Worten an: „Bey Solons und des Drako Tafeln, bey welchen man itzt Gerſte röſtet!“ Einige behaupten, daß nur diejenigen Tafeln, auf welchen die Geſetze wegen des Gottesdienſtes und der Opfer geſchrieben waren, Kyrbes ſind genannt worden, die andern aber den Namen Axones geführt hätten. Der ganze Senat ſchwur, daß er die Geſetze des Solons halten wollte: insbeſondre mußte ein jeder von den Thes-

*) Solon verordnete, daß jede Zunft monathlich ein Opfer halten ſollte, welches mit einem öffentlichen Gaſtmale begleitet würde, bey welchem die, die zu dieſer Zunft gehörten, der Reihe nach, zugegen ſeyn ſollten. Die dazu eingeladen waren, und nicht kamen, wurden angeklagt, und mußten ſich rechtfertigen, oder Strafe geben.

motheten *) auf dem Markte bey dem Steine ſich eidlich verbinden, daß er, wenn er dieſe Geſetze überträte, eine goldne Bildſäule, ſo ſchwer wie er ſelbſt, nach Delphos ſenden wollte.

Da Solon die Unrichtigkeit der Monathe bemerkte, und daß der Lauf des Mondes weder mit dem Untergange noch Aufgange der Sonne genau übereinſtimmte, ſondern ſehr oft an einem Tage der Mond die Sonne erreichte, und ſie vorbeylief, ſo ließ er dieſes den alten und neuen Mond nennen, und rechnete den Theil des Tages vor der Zuſammenkunft des Mondes und der Sonne zu dem Ende des vergangenen Monaths, den andern Theil aber zu dem Anfange des neuen Monaths. Denn er ſcheint zuerſt den Sinn der Worte beym Homer: „Ein Monath fieng ſich an, da noch der vorige dauerte," **) recht verſtanden zu haben. Den folgenden Tag nannte er den Neumond. Von dem zwanzigſten Tage an, ſetzte er nichts zu, ſondern nahm weg, und rechnete ſo, indem er immer auf die Erſcheinung des Mondes Achtung gab, bis auf den dreyßigſten Tag.

*) Von den neun Archonten oder Regenten zu Athen waren ſechſe beſtimmt, auf die Beobachtung der Geſetze zu ſehen: dieſe hieſſen Thesmotheten. Sie erklärten, bey vorkommenden Zweifeln, die Geſetze, und beſtraften die Uebertreter.

**) τȣ̃ μὲν φϑίνοντος μηνὸς, τȣ̃ δ' ἱϛαμένοιο. Odyſſ. Lib. XIV. verſ. 162.

Da die Geſetze eingeführt waren, kamen täglich welche zum Solon, und lobten ihn entweder, oder machten ihm Vorwürfe, oder verlangten, daß er etwas zu den Geſetzen hinzufügen oder wegnehmen ſollte: noch mehrere kamen, und erſuchten ihn, dieß oder jenes in ſeinen Geſetzen zu erklären, und ihnen den Sinn deutlicher zu machen. Den Bitten Gehör zu geben, war unklug gehandelt, und ſie alle abzuweiſen, brachte Neid zuwege. Um alſo alle dieſe Ungemächlichkeiten zu vermeiden, und dem Mißfallen und den Beſchwerden zu entgehen, (denn, wie er ſelbſt ſagte, in wichtigen Sachen iſts ſchwer, allen zu gefallen) gab er vor, daß er Handlung zu See treiben wollte, und ſchifte von Athen ab, nachdem er von der Stadt ſich hatte die Erlaubniß geben laſſen, zehn Jahr lang wegbleiben zu dürfen. Er hofte, daß während dieſer Zeit die Bürger zu Athen ſich an ſeine Geſetze gewöhnen würden.

Zuerſt ſchifte er nach Egypten, und hielt ſich einige Zeit auf, wie er ſelbſt ſagt: „Am Ausfluſſe des Nils, an der Küſte bey Kanobis.“ Hier unterhielt er ſich einige Zeit in philoſophiſchen Sachen mit dem Pſenophis von Heliopolis, und dem Sonchis von Sais, den gelehrteſten der damaligen Prieſter, von denen er auch, wie Plato ſagt, die Erzehlung von der Atlantiſchen Inſel hörte, *)

*) Plato gedenkt dieſer Erzehlung von der Atlantiſchen Inſel im Timäus, und im Critias. Die Atlantiſche Inſel war, wie erzehlt wird, eine Inſel auf dem Ocean, gröſſer als Aſien

die er ſeinem Vaterlande in griechiſchen Verſen bekannt machen wollte. Von da ſchifte er nach Cypern, und wurde dort von einem der Könige der Inſel, Philocyprus, ausnehmend geliebt. Dieſer beherrſchte eine mittelmäßige Stadt, welche Demophoon, des Theſeus Sohn, erbaut hatte, am Fluſſe Klarius, in einer zwar ſichern, aber rauhen und unfruchtbaren Gegend. Da eine ſchöne Gegend daran angrenzte, ſo beredte Solon den König, dort eine Stadt anzulegen, und ſie angenehmer und gröſſer zu bauen. Er ſelbſt war bey dem Baue gegenwärtig, und ſorgte mit dafür, daß die Stadt ſowohl alle Bequemlichkeit als auch Sicherheit hatte. Es zogen nun eine Menge von neuen Unterthanen zu dem Philocyprus: die andern Könige geriethen in Eiferſucht. Dieſe neue Stadt wurde dem Solon zu Ehren Soli genannt, die vorige alte hieß Aepea. Solon erwehnt ſelbſt dieſe erbaute Stadt in einer ſeiner Elegien an den Philocyprus: „Bewohne als herrſchender König lange Zeit Soli, und nach dir dein Geſchlecht. Mich aber bringe wohlbehalten auf einem ſchnellen Schife die gekrönte Venus nach Hauſe, und gönne mir wegen Erbauung der Stadt Gunſt und angenehme Ehre, und glückliche Rückkehr ins Vaterland.“

und als Africa, und ſie gieng in einem Tage und einer Nacht unter. Wenn man verſchiedne andre Erzehlungen, z. E. aus dem Diodor von Sicilien, damit vergleicht, ſo bleibt wohl wenig Zweifel, daß dieſe groſſe Atlantiſche Inſel America ſey.

Was des Solons Unterredung mit dem Krö=ſus betrift, ſo wollen ſie einige durch die Chrono=logie als erdichtet beweiſen. Ich aber kann eine ſo berühmte und durch ſo viele Zeugen beſtätigte Er=zehlung, und welche, was das wichtigſte iſt, mit dem Charakter des Solons und ſeiner groſſen Seele und Weisheit ſo ſehr übereinſtimmt, gar nicht wegen gewiſſer, ſo genannter, Zeitrechnun=gen verwerfen, die ſelbſt von ſo vielen tauſend Ver=beſſerern noch bis itzt nicht haben können von Wi=derſprüchen befreyt werden. Solon alſo kam, auf Einladung des Kröſus, nach Sardes. Es gieng ihm ſo, wie einem Manne, der immer auf dem feſten Lande gelebt, und auf einmal aufs Meer ſchiffet. Dieſer hält einen Fluß nach dem andern, den er anſichtig wird, für das Meer ſelbſt: und Solon, da er an den Hof des Königs kam, und bey ſo vielen königlichen Bedienten, die alle herr=lich gekleidet waren, durch geführt wurde, die ſelbſt mit einer Menge von Bedienten und Tra=banten umgeben waren, hielt einen nach den an=dern für den Kröſus, bis er endlich zu ihm ſelbſt gebracht wurde. Dieſer hatte alles an ſich, was nur an Edelgeſteinen, an vielfarbigen und künſt=lich goldgeſtickten Kleidern, Schmuck, Ueberfluß und beneidenswürdige Pracht anzeigen konnte — ein mannigfaltiges und glänzendes Schauſpiel! Als Solon, der gegen ihn über geſtellt wurde, ganz gleichgültig blieb, und nichts bey einem ſol=chen Anblicke ſagte, wie Kröſus erwartet hatte, ſondern ganz offenbar ſchien die Verſtändigſten

bemerken zu laſſen, daß er eine ſolche Eitelkeit und einen ſolchen Glanz in kleinen Dingen nicht achtete; ſo befahl Kröſus, daß man ihm die Schatzkammern öfnen, und alle Pracht und Koſtbarkeiten zeigen ſollte. Das war unnöthig, denn Solon konnte den Kröſus durch ſeinen eignen Charakter genug kennen lernen. Nachdem er nun alle Koſtbarkeiten beſehen hatte, ſo fragte ihn Kröſus, ob er einen glücklichern Menſchen als ihn geſehen hätte? Solon antwortete, er hätte einen geſehen, und das wäre ſein Mitbürger Tellus. Er erzehlte darauf, daß Tellus ein rechtſchafner Mann geweſen, wohlgeartete Kinder hinterlaſſen, und ohne in ſeinem Leben Mangel zu leiden, mit Ehren als ein rechtſchafner Mann fürs Vaterland geſtorben wäre.

Nun hielt ihn Kröſus ſchon für einen übel erzognen und einfältigen Mann, weil er die Glückſeligkeit nicht nach der Menge von Silber und Gold ſchätzte, ſondern das Leben und den Tod eines geringen Privatmannes höher achtete, als ein Königreich und ſo viel Reichthümer. Gleichwol fragte er ihn zum zweytenmale, ob er auſſer dem Tellus noch einen Menſchen wüßte, der glücklicher ſey als er? — Er wiſſe, ſagte Solon, den Kleobis und Biton zu nennen, und erzehlte darauf von ihnen, daß dieſe zwey Brüder ſich ſelbſt, und ihre Mutter zärtlich geliebt, und ihre Mutter, da die Ochſen nicht zu gehöriger Zeit erſchienen wären, ſelbſt in dem Wagen an den Tempel

der Juno gefahren hätten, worüber die Mutter ſehr erfreut, und von allen Zuſchauern glücklich geprieſen worden wäre; hierauf hätten beyde geopfert, und geſpeiſt, und wären am folgenden Tage nicht wieder aufgeſtanden, ſondern auf eine ſo groſſe Ehre zu einem ſchmerzloſen und ſanften Tode gelangt.

Und uns, fragte ihn darauf Kröſus voller Zorn, zehlſt du gar nicht in die Reihe der glücklichen Menſchen? Itzt antwortete Solon, der weder den König weiter erbittern, noch ihm ſchmeicheln wollte: „König der Lydier! Gott hat den Griechen mittelmäßige Glücksgüter gegeben, aber eine gewiſſe freymüthige und gemeine Weisheit, die nicht königlich iſt, nicht glänzend, die von unſerm mittelmäßigen Zuſtande herkommt, die da einſieht, daß das menſchliche Leben beſtändig mancherley Zufällen unterworfen iſt, und daher keinen Stolz über gegenwärtige Glücksgüter zuläßt, die auch die Glückſeligkeit eines Mannes, welche durch die Zeit verändert werden kann, nicht bewundert. Denn die ungewiſſe Zukunft hat für jeden Menſchen mannichfaltige Schickſale: wem aber Gott ſeine Glückſeligkeit bis ans Ende erhält, den nennen wir glücklich. Aber einen Mann glücklich nennen, der noch lebt, und allen Gefahren des Lebens ausgeſetzt iſt, heißt eben ſo unſicher und ohne Grund loben, als einen Fechter noch währendem Fechten als Sieger preiſen.“ Nach dieſer Rede begab ſich Solon hinweg, und hatte den Kröſus zwar mißvergnügt, aber nicht klug gemacht.

Eben befand ſich auch zu Sardes der Fabeldichter Aeſop, welchen Kröſus zu ſich eingeladen hatte, und ſehr hoch ſchäzte. Dieſer bedauerte den Solon, weil er gar keine Gnadenbezeigung vom Könige erhalten hatte, und ſagte zu ihm: Solon! mit Königen muß man entweder gar nicht oder angenehm reden. — Nein, ſagte Solon, entweder gar nicht, oder die Wahrheit. — Damals wurde alſo Solon vom Kröſus verachtet.

Als in den folgenden Zeiten Kröſus vom Cyrus in jener groſſen Schlacht überwunden, ſeine Stadt eingenommen, er ſelbſt gefangen genommen wurde, und in Gegenwart aller Perſer und des Cyrus verbrannt werden ſollte, ſo ſchrie er, da er auf dem Scheiterhaufen gebunden war, ſo ſtark er konnte, dreymal: O! Solon, Solon, Solon! Cyrus darüber in Verwunderung geſezt, ließ den Kröſus fragen, was dieſer Solon für ein Menſch oder Gott wäre, den er allein beym äuſſerſten Schickſale anriefe? Kröſus erzehlte hierauf ohne Verſtellung: „Solon war einer der griechiſchen Weiſen, den ich zu mir kommen ließ, nicht von ihm Weisheit zu hören, oder meine Kenntniſſe zu vermehren, ſondern daß er meine Glückſeligkeit ſehen, und als ein Zeuge derſelben weggehen ſollte, deren Verluſt mir itzt ſchmerzlicher iſt, als ihre Erwerbung mir angenehm war. Denn das Vergnügen bey ihrem Genuſſe beſtand nur in Gedanken und in der Einbildung, aber ihr Verluſt bringt mich in wirkliches Leiden und ſchreckliches Elend. Und das ſahe jener weiſe Mann aus meinen da-

maligen Umſtänden vorher, und ſagte, man müßte das Ende des Lebens erwarten, und nicht auf unſichre Einbildungen ſtolz ſeyn.“ Wie Cyrus alles dieſes hörte, welcher weiſer als Kröſus war, und die Lehren des Solons durch das gegenwärtige Beyſpiel beſtätigt ſahe, ſo ließ er den Kröſus nicht allein los, ſondern erzeigte ihm auch, ſo lange er lebte, viele Gnade. Solon hatte den Ruhm, daß er durch ſeine weiſe Lehren einen König vom Tode errettet, und den andern weiſer gemacht hatte.

Die Stadt Athen wurde währender Abweſenheit des Solons in lauter Partheyen zertheilt. Lykurg führte die Zunft der Pedier an, Megakles des Alkmäons Sohn, die Paraler, und Piſiſtratus die Diakrier, unter denen ſich die meiſten Tagelöhner befanden, die auf die Reichen am ſtärkſten erbittert waren. Man gehorchte zwar noch zu Athen den Geſetzen des Solons, aber man erwartete eine Veränderung, und jedermann ſehnte ſich nach einer Revolution, bey welcher ſie nicht nur ihren gegenwärtigen Zuſtand zu erhalten, ſondern auch zu verbeſſern hoften, und ihre Gegenpartheyen ganz unterdrücken wollten.

Bey dieſen Umſtänden kam Solon wieder nach Athen zurück. Jedermann erzeigte ihm Ehre und Hochachtung. Aber öffentliche Reden zu halten und etwas zu unternehmen hatte er wegen ſeines Alters weder Muth noch Kraft. Er unterredete ſich nur insbeſondere mit den Anführern der verſchiednen Partheyen, und ſuchte die Einigkeit wieder

her=

herzuſtellen, wobey Piſiſtratus am willigſten zu ſeyn ſchien. Dieſer Mann hatte in ſeinen Reden etwas gefälliges und freundliches, erwies den Armen viel Mildthätigkeit, und ſchien in der Feindſchaft ſehr gemäßigt und gelinde zu ſeyn. Er wußte ſich ſo zu verſtellen, daß er das mehr, als andre, zu beſitzen ſchien, was ſeinem Charakter ganz entgegen war, Beſcheidenheit, Liebe zur Ordnung, und beſonders zur Gleichheit: er ſchien ein Feind aller Revolutionen zu ſeyn. Dadurch betrog er die Menge. Aber Solon entdeckte bald ſeinen Charakter, und ſahe ſeine Liſt zuerſt ein. Gleichwohl haßte er ihn nicht, ſondern ſuchte ihn durch Ermahnungen zu lenken. Er ſagte ihm und andern, daß, wenn man ihm die Begierde, der erſte zu ſeyn, und die Alleinherrſchaft zu haben, entreiſſen könnte, kein tugendhafterer und beſſerer Bürger, als er, ſeyn würde.

Um dieſe Zeit fieng Theſpis an Schauſpiele aufzuführen, welche wegen ihrer Neuheit, da hierinnen noch niemand ſich hervorgethan hatte, eine groſſe Menge Liebhaber fanden. Solon, der gern etwas neues hörte und lernte, und beſonders in ſeinem Alter ſich der Muſſe, dem Scherze, und auch ſogar den Gaſtmalen und der Muſik überließ, ſahe dem Theſpis zu, der, nach dem alten Gebrauche, ſelbſt mit ſpielte. Nach geendigtem Schauſpiele fragte Solon den Theſpis: ob er ſich denn nicht ſchäme, vor einer ſo groſſen Menge Zuſchauer ſolche Unwahrheiten vorzuſtellen? Da ihm Theſpis darauf antwortete: „es ſey nichts

übels, dergleichen Dinge zum Scherze zu ſagen und vorzuſtellen:“ ſo ſtieß Solon mit ſeinem Stocke heftig auf die Erde, und ſagte: „Bald werden wir den Scherz, den wir ſo ſehr loben und ſchätzen, auch bey den Verträgen und öffentlichen Geſchäften finden.“

Einige Zeit darauf kam Piſiſtratus, der ſich ſelbſt verwundet hatte, auf einem Wagen auf den Markt gefahren, und brachte das Volk in Erbitterung, indem er vorgab, daß er, des gemeinen Beſtens wegen, von Feinden verfolgt, und ſo verwundet worden wäre. Eine groſſe Menge Anweſende geriethen in Unwillen, und ſchrieen Rache für ihn. Hier trat Solon unter die Umſtehenden vor den Piſiſtratus, und ſagte: „Sohn des Hippokrates, du ſtellſt den Homeriſchen Ulyſſes nicht recht vor: denn jener betrog ſeine Feinde, indem er ſich ſelbſt verwundete: du aber thuſt dieſes um deine Mitbürger zu hintergehen.“ Aber das Volk bezeigte ſogleich ſeine Bereitwilligkeit, den Piſiſtratus zu beſchützen, und hielt darüber eine Verſammlung. Ariſton that den Vorſchlag, dem Piſiſtratus funfzig Mann zur Leibwache zuzugeben: nur Solon widerſprach ihm, und ſagte vieles, was auf folgende Art in ſeinen Gedichten ausgedrückt iſt: „Ihr ſehet nur auf die Reden des ſchmeichelnden Mannes, nicht auf ſeine Thaten. Ihr alle geht den Fußſtapfen eines Fuchſes nach, und euer ganzer Verſtand iſt verblendet.“

Indeſſen, da er gewahr wurde, daß die Armen mit Gewalt und Tumult das Begehren des

Piſiſtratus erfüllen wollten, und die Reichen aus Furcht davon giengen, ſo gieng er ſelbſt mit dieſen Worten fort: „Er ſey weiſer als jene, und beherzter als dieſe, denn jene ſähen nicht ein, was Piſiſtratus vor habe, und dieſe ſähen es ein, und widerſetzten ſich der Tyranney aus Furcht nicht.“ Das Volk billigte den Vorſchlag des Ariſtons, und ließ ſich auf keine genaue Beſtimmung der Leibwache ein, ſondern gab zu, daß Piſiſtratus ſich ſo viele Soldaten zur Leibwache hielt, als ihm beliebte, bis er das Schloß inne hatte.

Bey den darauf in der Stadt entſtandenen Unruhen entfloh ſogleich Megakles mit den übrigen Alkmäoniden. Aber Solon, ſo alt er auch war, und ſo verlaſſen von aller Hülfe, gieng doch auf den Markt, und hielt eine Rede an die Bürger, in welcher er theils ihrer Unbeſonnenheit und Feigheit Vorwürfe machte, theils ſie aber von neuen ermunterte, ihre Freyheit nicht fahren zu laſſen. Hierbey machte er die nachher ſo berühmt gewordne Vorſtellung, wie es ihnen leichter geweſen wäre, die Tyranney in ihrer Geburt zu erſticken, itzt aber ein ruhmvolleres und größeres Werk ſey, die ſchon errichtete Tyranney zu ſtürzen und zu vertilgen. Aber die Furcht verhinderte jedermann, ihm beyzuſtehen. Er gieng nach Hauſe, nahm ſeine Waffen, und legte ſie vor die Thüre auf die Gaſſe, mit dieſen Worten: „Nun hab' ich, ſo viel ich vermogt, zum Beſten des Vaterlandes und der Geſetze gethan.“ Hierauf verhielt er ſich ganz ruhig, und ob ihm gleich ſeine Freunde

zur Flucht riethen, folgte er ihnen doch nicht, ſondern verfertigte vielmehr Strafgedichte auf die Athenienſer. Z. E. „Wenn ihr harte Schickſale leidet, ſo iſts die Schuld eures verkehrten Sinnes. Rechnet dem Zorne der Götter von allem dieſen nichts zu. Ihr ſelbſt, ihr brachtet die Tyranney empor, da ihr ihr Schutzwehre gabet. So traget denn nun der ſchweren Knechtſchaft Feſſel.“

Viele ſeiner Freunde erinnerten ihn bey ſolchem Betragen, daß ihn der Tyrann tödten könnte, und fragten ihn, worauf er ſich denn verlieſſe, indem er frey redte und ſchriebe? Ich verlaſſe mich, ſagte er, auf mein Alter. Und Piſiſtratus ſchätzte den Solon, da er ſich ſchon der höchſten Gewalt bemächtigt hatte, immerfort, erwies ihm viele Ehrenbezeugungen, ließ ihn zuweilen zu ſich kommen, machte ihn zu ſeinem Rathgeber, und erhielt öfters die Billigung und das Lob des Solons. Denn er behielt die meiſten Geſetze des Solons bey, richtete ſich ſelbſt darnach, und befahl ſeinen Freunden, es ebenfalls zu thun. Er ſtellte ſich ſogar, als er wegen eines Mordes war angeklagt worden, vor das Gericht auf dem Areopagus, ob er gleich ſchon die höchſte Gewalt beſaß, und wollte ſich geſetzmäßig vertheidigen: aber der Kläger erſchien nicht. Doch gab er auch einige neue Geſetze, davon eines befahl, diejenigen auf öffentliche Koſten zu ernähren, welche im Kriege Krüppel geworden wären. Nach dem Heraklius aber hat Piſiſtratus hierinnen nur einen Vorſchlag des Solons, welchen dieſer wegen des im Kriege ver-

unglückten Therſippus vormals gethan hatte, befolgt. Dem Theophraſt zu Folge, hat Solon auch nicht das Geſetz wider den Müſſiggang gegeben, ſondern Piſiſtratus, und dadurch den Ackerbau begünſtigen, und die Stadt zur innern Ruhe leiten wollen.

Solon hatte, wie ſchon gemeldet worden, ein groſſes Werk angefangen, welches die Geſchichte der Atlantiſchen Inſel enthalten ſollte, ſo wie er ſie von den Weiſen zu Sais gehört hatte, und die ſich ſehr gut auf die Athenienſer ſchickte. Dieſes Werk ließ er, nicht wegen Geſchäfte, wie Plato ſagt, ſondern vielmehr aus Mattigkeit des Alters liegen, weil ihn die Gröſſe des Werks abſchreckte. Denn den Ueberfluß ſeiner Muſſe zeigen dieſe Ausdrücke von ihm an:

Ich altere, und lerne ſtets noch mehr.

Imgleichen:

Cyperns Königin, Bacchus, und die vergnügenden Muſen
Geben Geſchäfte mir, und Wonne dem alternden Leben.

Die unvollendete Atlantiſche Geſchichte des Solons iſt gleichſam ein verlaßner angelegter Grund in einer ſchönen Gegend geweſen, welchen Plato, dem er aus einer Art von Verwandtſchaft gehörte, weiter aufzubauen und auszuzieren ſich beſtrebte. Er ſetzte große Eingänge, Mauren und Vorhöfe zum Anfange des Gebäudes, dergleichen Koſtbarkeiten noch keine Rede, noch Fabel, noch

Gedicht gehabt hatte. *) Aber er fieng zu ſpåt an, und endigte daher eher ſein Leben als das Werk. Je mehr uns aber das, was noch davon vorhanden iſt, ergötzet, deſto mehr muß man das, was zurück geblieben iſt, mit bedauern. Plato's Weisheit ließ unter ſo vielen ſchönen Werken die einzige Atlantiſche Geſchichte unvollkommen, ſo wie die Stadt Athen den Tempel des Olympiſchen Jupiters **).

Solon lebte, nach dem Heraklides aus Pontus, noch lange Zeit, nachdem Piſiſtratus die höchſte Gewalt an ſich geriſſen hatte, dem Phanias aus Ereſus aber zu Folge, nicht völlig zwey Jahre mehr. Denn Piſiſtratus fieng an die oberſte Herrſchaft auszuüben unter dem Komias, und Solon ſtarb unter dem Hegeſtrat, welcher gleich auf dem Komias in der Archontenſchaft folgte, wie Phanias anzeigt. Daß aber Solons Aſche auf der Inſel Salamis ſoll ſeyn zerſtreut worden, iſt eine ungereimte Fabel, und verdient keinen Glauben, ob ſie gleich ſowohl andre glaubwürdige Männer, als ſelbſt der Philoſoph Ariſtoteles erzehlen.

*) S. Den Timåus des Plato und die ſchon in einer der vorigen Stellen wegen dieſer Atlantiſchen Geſchichte gemachte Anmerkung.

**) S. Plin. Hiſtor. Natur. Libr. XXXVI. cap. 6.

Publicola.

Mit einem ſo groſſen Manne, wie Solon geweſen, vergleichen wir dem Publicola, welchen Nahmen ihm das Römiſche Volk aus Ehrenbezeugung gegeben, denn vorher hieß er Publius Valerius. Man hält ihn für einen Abkömmling jenes alten Valerius, der die vornehmſte Urſache geweſen, daß die Römer und Sabiner, die ganz feindlich gegen einander geſinnt geweſen, ſich zu einer Völkerſchaft vereinigt haben. Dieſer Mann beredte die Könige, daß ſie einander ſprachen, und ſich mit einander verſöhnten. Und mit dieſem Valerius iſt nun derjenige, deſſen Leben wir beſchreiben, verwandt. Er war ſchon, indem noch Könige Rom regierten, wegen ſeiner Beredſamkeit und wegen ſeines Reichthums berühmt. Da er ſeine Beredſamkeit immer mit Rechtſchaffenheit und Freymüthigkeit zum Beſten der Gerechtigkeit brauchte, und mit ſeinem Reichthume immer den Dürftigen freygebig und menſchenfreundlich beyſtand, ſo glaubte gleich jedermann, wenn eine Demokratie entſtehen ſollte, würde er der erſte im Staate ſeyn.

Da Tarquinius Superbus weder die königliche Gewalt auf eine rechtmäßige ſondern vielmehr ſchändliche und ungerechte Art an ſich geriſſen

hatte, noch dieſelbe mit Würde verwaltete, ſondern Tyranney und Grauſamkeit beſtändig ausübte, ſo war das Volk ſchon längſt ſchwürig, und haßte den Tyrannen. Aber das Unglück der Lucretia, die ſich ſelbſt wegen der ihr angethanen Nothzüchtigung umbrachte, gab den Anlaß zur völligen Empörung. Lucius Brutus, welcher eine Revolution im Sinne hatte, gieng zuerſt zum Valerius, und vertrieb mit ſeiner Hülfe, da er ihn gleich bereitwillig fand, die Könige von der Regierung. So lange es ſchien, daß das Volk anſtatt des Königs einen einzigen Anführer erwählen würde, blieb Valerius ganz ruhig, da dem Brutus, als dem Urheber der Revolution, die Regierung ganz vorzüglich zukam. Weil aber das Volk auch ſogar den Namen der Monarchie haßte, eine getheilte Herrſchaft bequemer zu ertragen hofte, und zwey Regenten verlangte, ſo glaubte Valerius, er würde gewiß mit dem Brutus zugleich zum Conſul erwählt werden. Dieſe Hofnung betrog ihn. Es wurde, wider den Willen des Brutus, zum zweyten Conſul, anſtatt des Valerius, der Gemahl der Lucretia, Tarquinius Collatinus, geſetzt, der doch keinen Vorzug vor dem Valerius hatte. Aber die Häupter des Aufruhrs wollten, aus Furcht vor den Königen, die noch auswärts viele Hülfe in Bewegung ſetzten, und die Stadt innerlich zu beſänftigen ſuchten, ein Oberhaupt wählen, welches der heftigſte Feind von ihnen, und gänzlich gegen ſie unverſöhnlich wäre.

Valerius, unwillig, daß man ihm nicht zutraute, er werde alles mögliche fürs Vaterland thun, weil ihm für ſeine Perſon von dem Tyrannen kein Unrecht geſchehen war, blieb aus den Verſammlungen des Senats weg, nahm keine Rechtsgeſchäfte auf dem Markte mehr an, und entſagte gänzlich allem Antheile an der öffentlichen Staatsverwaltung. Viele geriethen dadurch in Beſorgniß, er möchte ſich aus Rache mit dem Könige verbinden, und die neue Regierung, und den noch wankenden Staat ſtürzen. Da Brutus auch noch einige andre in Verdacht hatte, ſo nahm er ſich vor, den Senat durch einen feyerlichen Eid verbindlich zu machen, wozu er einen beſondern Tag beſtimmte. Itzt kam Valerius voller Freude auf den Markt, und ſchwur zuerſt, daß er dem Tarquinius nicht nachgeben, ſondern aus allen Kräften die Freyheit vertheidigen wollte, wodurch er dem Senate groſſes Vergnügen verurſachte, und ſich das Zutrauen der Conſuln erwarb. Sein Betragen beſtätigte bald darauf ſeinen Schwur. Es kamen Geſandte vom Tarquinius an, mit Briefen, die durch ihre ſchmeichelnde und gelinde Ausdrücke das Volk einnehmen konnten, und Vorſchläge enthielten, nach welchen der König ſeinen Stolz fahren ließ, und bloß Billigkeit verlangte. Die Conſuln waren der Meynung, man müſſe die Geſandten dem Volke vorſtellen: aber Valerius war dagegen, und wollte nicht zugeben, daß den Armen, die den Krieg für eine gröſſere Beſchwer-

de, als die Tyranney hielten, Gelegenheit gegeben würde, auf Neuerungen zu denken.

Hierauf kamen andre Abgeſandte, welche erklärten, daß Tarquinius ſich des Königreichs begeben, und auch Friede machen wollte, wenn man ihm nur ſein Geld, und ihm und ſeinen Freunden ihr Vermögen wiedergeben wollte, damit ſie, bey ihrer Entweichung aus dem Reiche, davon leben könnten. Viele wurden bewegt, und beſonders ſprach Collatinus ſtark für dieſen Antrag. Aber Brutus, ein unbeweglicher und hitziger Mann, lief auf den Markt, nannte ſeinen Mitconſul einen Verräther, der Krieg und Tyranney unterſtützen wollte, da es ſchlechterdings unerträglich ſey, Geld zur Flucht zuzugeſtehen. Da ſich das Volk verſammelt hatte, hielt zuerſt ein gemeiner Mann aus dem Volke, Cajus Minucius, eine Rede, und ermahnte den Brutus und die Römer, dafür zu ſorgen, daß ſie ſich vielmehr ſelbſt mit Gelde zum Kriege wider den Tyrannen, als dieſen zum Kriege wieder ſie ſelbſt, unterſtützen möchten. Indeſſen beſchloſſen die Römer dennoch, da ihnen die Freyheit, um welcher willen ſie Krieg geführt hatten, zugeſtanden wäre, den Frieden des Geldes wegen nicht auszuſchlagen, ſondern das Geld mit dem Tyrannen zugleich wegzuſchaffen.

Aber Vermögen und Geld war die geringſte Abſicht des Tarquinius geweſen: die Foderung ſeines Vermögens ſollte Anlaß geben, die Geſinnungen des Volks auszuforſchen, und eine Verrätherey anzuſtiften. Dieſe bewirkten auch die

Geſandten, indem ſie zu Rom, unter dem Vorwande, blieben, daß ſie theils die Güter verkaufen, theils ſie in Verwahrung bringen, theils auch wegſenden müßten. Sie brachten zwey der angeſehnſten Häuſer auf ihre Seite, das Aquiliſche, aus welchem drey im Senate ſaſſen, und das Vitelliſche, worinnen zween Senatoren waren. Dieſe alle waren, von ihren Müttern her, des Conſuls Collatins Anverwandte. Die Vitellier waren auch mit dem Brutus verwandt; denn Brutus hatte ihre Schweſter geheirathet, und mit ihr viele Kinder gezeugt. Zwey von dieſen Söhnen des Brutus, die ſchon erwachſen waren, brachten die Vitellier auf ihre Seite, und bewogen ſie, an der Verrätherey mit Antheil zu nehmen, ſich mit dem groſſen Hauſe der Tarquinier zu verbinden, in Hofnung, ſelbſt einmal zur Regierung zu gelangen, und ſich von der Unſinnigkeit und Strenge ihres Vaters zu befreyen. Denn man belegte die Unerbittlichkeit des Brutus gegen die ſtrafbaren mit dem Namen der Strenge; und den Zunahmen des Unſinnigen gab man ihm immerfort, weil er zur Sicherheit für den Tyrannen, ſich vormals eine lange Zeit unſinnig geſtellt hatte.

Die Söhne des Brutus wurden alſo verführt, und hielten eine Zuſammenkunft mit den Aquiliern, um einen groſſen und ſchrecklichen Eid zu ſchwören, wobey das Blut eines ermordeten Menſchen getrunken, und ſein Eingeweide angerührt werden mußte. Die Zuſammenkunft geſchah in dem Hauſe der Aquilier, welches, wie es zu die-

ſem Geſchäfte nothwendig ſeyn mußte, abgelegen und dunkel war. Sie bemerkten daher nicht einen Sklaven, mit Namen Vindicius, welcher ſich darinnen verſteckt hatte, nicht aus geheimer Nachſtellung, noch wegen Vorbewußt deſſen, was geſchehen ſollte, ſondern der eben darinnen war, da ſie ankamen, und ſich furchte ſehen zu laſſen, und hinter einen Kaſten gekrochen war. Hier ſahe und hörte er alles, was vorgieng, und beſchloſſen wurde. Die Verſammelten beſchloſſen, die Conſuln umzubringen: ſie übergaben den Abgeſandten Briefe an den Tarquinius, die ſich darauf bezogen; denn dieſe Abgeſandten wohnten in dem Hauſe der Aquilier, und waren bey der Zuſammenverſchwörung zugegen.

Wie die Verſammlung aus einander gegangen war, ſchlich ſich Vindicius davon. Er war ſehr zweifelhaft, was er thun ſollte. Er hielt es für etwas ſchreckliches, wie es wirklich war, die Söhne des Brutus bey ihrem eignen Vater, oder bey ihrem Vetter, dem Collatinus, wegen eines ſo groſſen Verbrechens zu verklagen: und doch wußte er keinen andern unter den Römern, dem er dieſe Geheimniſſe hätte anvertrauen können. Und eher wäre er fähig geweſen, alles zu thun, als die Sache ganz zu verſchweigen. Von ſeinem Gewiſſen getrieben, gieng er endlich zum Valerius, wozu ihm die bekannte Herablaſſung und Menſchenfreundlichkeit dieſes Mannes bewog; welcher jedem einen freyen Zutritt verſtattete, für jeder=

mann ſein Haus offen hielt, und das Geſpräch und Anliegen der geringſten Menſchen anhörte.

Vindicius offenbarte ihm alles, in Gegenwart ſeines Bruders Marcus, und ſeiner Frau. Valerius, voll von Furcht und Entſetzen darüber, ließ den Menſchen nicht wieder weggehen, ſondern verſchloß ihn in eine Kammer, und ſtellte indeſſen ſeine Frau zur Wächterin an die Thüre. Seinem Bruder befahl er, das königliche Schloß zu umringen, und, wo möglich, die Briefſchaften zu nehmen, und die Sklaven zu bewachen. Er ſelbſt begab ſich mit den vielen Clienten und Freunden, die immer um ihn herum waren, und mit einer Anzahl Sklaven in das Haus der Aquilier, die er aber nicht zu Hauſe fand. Er drang durch die aufgebrochenen Thüren herein, und fand die Briefſchaften in dem Zimmer der Geſandten. Indem er damit beſchäftigt war, kamen die Aquilier herbeygelaufen, widerſetzten ſich an der Thüre, und wollten ihm die Briefſchaften wieder abnehmen. Er aber vertheidigte ſich mit ſeiner Begleitung, warf nebſt ihnen die Kleider über den Kopf, und ſo drang er mit Mühe und Gewalt durch enge Gaſſen bis auf den Markt. Ein gleicher Auftritt erfolgte bey dem königlichen Schloſſe, wo Marcus ſich ebenfalls verſchiedener Briefe bemächtigte, die in kleinen Fächern getragen wurden, und ſo viel als er königlicher Diener habhaft werden konnte, mit ſich auf den Markt ſchleppte.

Nachdem die Conſuln den Auflauf des Volks geſtillt hatten, ſo kam Vindicius, auf Befehl des

Valerius, aus dem Hauſe heraus, und klagte die Schuldigen an. Man eröfnete die Briefe, und die Beklagten konnten nichts dagegen vorbringen. Die meiſten ſchlugen die Augen nieder, und ſchwiegen, wenige, die dem Brutus einen Gefallen erzeigen wollten, ſchlugen die Landesverweiſung vor. Collatinus gab den Beklagten durch ſeine Thränen, Valerius durch ſein Stillſchweigen, einige Hofnung. Aber Brutus redte jeden von ſeinen beyden Söhnen mit Namen an: „Nun Titus, nun Tiberius, warum vertheidigt ihr euch nicht wider die Anklage?“ Als ſie auf dreymaliges Fragen nichts antworteten, ſo wandte er ſich zu den Gerichtsdienern, und ſagte: „Das übrige iſt nun euer Werk.“ Sogleich ergriffen die Gerichtsdiener die Jünglinge, riſſen ihnen die Kleider vom Leibe, banden ihnen die Hände auf dem Rücken, und geiſſelten ſie. Den andern war dieſes Schauſpiel ſo unerträglich, daß ſie nicht zuſehen konnten; aber Brutus wandte, wie man erzehlt, weder die Augen weg, noch ließ er auf ſeinem zornigen wilden Geſichte Züge des Mitleids blicken, ſondern ſahe vielmehr mit einer geringen Miene der Beſtrafung ſeiner Söhne zu, bis ſie auf den Boden geworfen, und ihr Kopf mit einem Beile abgeſchlagen wurde. Hierauf übergab er die übrigen Miſſethäter dem andern Conſul, und gieng weg. — Eine That, die entweder nicht genug gelobt oder genug getadelt werden kann. Denn entweder hatte die Erhabenheit ſeiner Tugend ſeine Seele ganz unempfindlich gemacht, oder die Gröſſe des

Schmerzens ihn bis zur Fühlloſigkeit betäubt. Keines von beyden iſt etwas gewöhnliches oder menſchliches, ſondern jenes göttlich und dieſes viehiſch. Es iſt aber der Billigkeit gemäß, das Urtheil zur Ehre dieſes Mannes zu fällen, und nicht aus Schwäche im Urtheilen der Tugend nachtheilig zu werden. Denn die Römer halten die Erbauung der Stadt durch den Romulus für kein ſo groſſes Werk, als die Einrichtung der Staatsverfaſſung durch den Brutus.

Als Brutus vom Markte weggegangen war, herrſchte eine lange Zeit Entſetzen und ſtilles Erſtaunen bey allen, über dieſes Betragen. Die Aquilier gewannen bey der Weichlichkeit und dem Zaudern des Collatinus wieder Muth, und wagten es, um eine Friſt zu ihrer Vertheidigung, und ſogar um die Auslieferung des Vindicius, welcher ihr Sklave war, anzuhalten. Collatinus wollte ihnen dieſes geſtatten, und die Verſammlung aus einander gehen laſſen, aber Valerius gab es nicht zu, daß ihm der Sklave, der in der Menge des um ihn herumſtehenden Volks ſtand, genommen würde, und das Volk aus einander gienge, und die Verräther frey lieſſe. Er grif zuſelbſt die Aquilier an, ließ den Brutus zu Hülfe rufen, und ſchrie: Collatinus thäte etwas unerträgliches, daß er ſeinen Mitconſul hätte helfen nöthigen, ſeine eigne Kinder umzubringen, und nun dem Geſchrey der Weiber die Verräther und Feinde des Vaterlandes frey geben wollte. Der Conſul wurde darüber aufgebracht, und befahl,

den Vindicius wegzuführen: die Gerichtsdiener ſtieſſen die umſtehenden weg, griffen ſchon den Sklaven an, und ſchlugen diejenigen, die ſich widerſetzen wollten: aber die Freunde des Valerius traten hervor, und wehrten ſich. Das Volk machte ein tumultuariſches Geſchrey und rief den Brutus wieder auf den Markt.

Sobald dieſer wieder zurück gekommen war, und das Volk zum Stillſchweigen gebracht hatte, ſagte er: „Ueber ſeine eigne Söhne hätte er ſelbſt Richter seyn können, über die andern Miſſethäter ſollten die Bürger, als freye Leute, ihre Stimmen geben, es rede, fuhr er fort, wer da will, und ſuche die Neigung des Volks.“ Aber es waren keine Reden mehr nöthig, ſondern bey der Stimmenſammlung wurden ſie alle verdammt, und enthauptet.

Collatinus war ſchon, wegen ſeiner Verwandſchaft mit der königlichen Familie, in einigem Verdachte, und ſelbſt ſein Geſchlechtsname war dem Volke, welches den Namen Tarquin verabſcheute, verhaßt. Bey dieſen Umſtänden hatte er ſich vollends eine allgemeine Feindſchaft zugezogen, er legte freywillig ſeine Conſulat nieder, und entwich aus der Stadt. Man hielt eine neue Wahl, und Valerius wurde, zur Dankbarkeit für den geleiſteten Dienſt, auf eine feyerliche Art zum Conſul erwählt. Er glaubte, Vindicius müſſe auch einen Antheil an der Dankbarkeit des Volks haben, und ſchlug vor, ihn zum erſten freygelaſſenen Bürger zu Rom zu machen, und ihm eine

Stim-

Stimme, in welcher Curie er wolle, zu verſtatten. Den übrigen Freygelaſſenen hat erſt lange Zeit nachher Appius, um ſich bey dem Volke beliebt zu machen, dieſes Recht zuwege gebracht. Eine ganz vollkommne Freylaſſung der Sklaven wird noch bis itzt, von dieſem Vindicius her, Vindicta genannt.

Nach dieſer Begebenheit wurde das königliche Vermögen den Römiſchen Bürgern Preis gegeben, und der königliche Pallaſt und Hof niedergeriſſen. Der beſte Theil desjenigen Platzes, welcher itzt Campus Martius heißt, gehörte auch dem Tarquinius, und wurde nun dem Gotte Mars geweiht. Es war eben die Zeit der Erndte, und die Garben lagen noch auf dem Felde: man hielt es nicht für erlaubt, das Getraide zu dreſchen und zu nutzen, weil es geweiht war, das Volk trug alſo die Garben in den Fluß; eben ſo hieben ſie die Bäume ab, und warfen ſie in den Fluß, und überlieſſen dem Gotte einen leeren und unfruchtbaren Platz.

Da nun vieles von dieſen Dingen auf einmal in den Fluß geworfen wurde, und ſich drengte, ſo führte es der Strom nicht weiter als an den Ort, wo der erſte Haufen ſich verſtopft hatte, und ſtehn geblieben war; hier verwickelte und verband es ſich mit dem ſchon vorhandnen Haufen, und bekam durch den Strom ſelbſt eine Feſtigkeit und vermehrte Gröſſe; denn dieſer führte eine Menge Schlamm herbey, welcher Nahrung gab, und alles noch feſter verband. Die anſchlagenden Wel-

len des Fluſſes erſchütterten den Grund nicht, ſondern trieben vielmehr nach und nach alles noch genauer zuſammen. Die Gröſſe und Feſtigkeit machte, daß ſich noch immer mehr damit verband, und es ein Platz wurde, der ſehr vieles aufnahm, was den Strom herabgeführt wurde. Dieß iſt nun itzt eine heilige Inſel an der Stadt, welche Tempel und Alleen hat, und von den Römern die Inſel zwiſchen zwo Brücken genennt wird. *) Einige behaupten, daß ſich dieſes nicht dazumal zugetragen habe, da das Tarquiniſche Feld ſey eingeweyht worden, ſondern lange Zeit hernach, da Tarquinia, eine Veſtaliſche Jungfrau, ein andres angrenzendes Feld geſchenkt habe: man erzeigte ihr dafür beſondre Ehre, unter andern, daß ſie allein unter den Frauenzimmern das Recht hatte, ein Zeugniß ablegen zu können; der Erlaubniß aber, welche man ihr ertheilte, heirathen zu dürfen, bediente ſie ſich nicht.

Tarquinius, welcher durch Verrätherey das Reich wieder zu erhalten nun alle Hofnung verlohren hatte, fand bey den Tyrrheniern eine günſtige Aufnahme. Sie waren ſo bereitwillig zu ſeiner Hülfe, daß ſie ihn mit einer ſtarken Anzahl Truppen zurückführten. Die Conſuln führten die

*) Liuius Libr. II, c. 5. Valer. M. Libr. I. cap. de miraculus. Plin. Libr. XXIX. cap. 1. Die beyden Brücken, wovon die Inſel den Namen haben ſoll, davon aber Livius und andre Schriftſteller nichts erwähnen, ſind ohnſtreitig pons Fabricius von der einen, und pons Ceſtius von der andern Seite geweſen.

Römer wider ſie ins Feld, und ſtellten ſie auf zween heiligen Plätzen in Schlachtordnung, davon der eine der Arſiſche *) Wald, der andre die Aeſuviſche Wieſe hieß. Gleich beym Anfange des Treffens ſprengten Aruns, der Sohn des Tarquinius, und Brutus, der Conſul, zu Pferde auf einander los, nicht von ungefähr, ſondern aus ergrimmten Zorne, indem der eine ſich an den Tyrannen und Feind des Vaterlandes, der andre die Verjagung ſeines Vaters und ſeiner Familie rächen wollte. Sie fochten mehr mit Hitze als mit Geſchicklichkeit, vergäſſen ſich ſelbſt, und beyde blieben todt auf dem Platze. Ein ſo ſchrecklicher Vorkampf hatte einen gleich heftigen Fortgang der Schlacht: beyde Theile ſtritten mit einander mit gleichem Muthe und Verluſte, bis ſie endlich ein Wetter trennte. Valerius war in groſſer Beſtürzung, er wußte den Ausgang der Schlacht noch nicht, er ſah, daß ſeine Truppen theils über die Menge ihrer Todten niedergeſchlagen waren, theils wegen des groſſen Verluſts der Feinde wieder Hofnung ſchöpften. Der gleich groſſe Verluſt von beyden Seiten machte die Schlacht unentſcheidend. Ein jeder Theil, der ſeinen Verluſt genau betrachtete, mußte ſich, im Vergleiche mit dem Feinde, eher für überwunden als für den Sieger halten.

Als bey der einbrechenden Nacht eine Stille,

*) Anſtat ὄρσου ἄλσος muß man mit einem Anonymo Ἄρσιον ἄλσος leſen. Vergl. Liv. Libr. II. cap. 7.

wie ſie auf eine ſolche Schlacht erfolgen mußte, in beyden Lagern herrſchte, ſo ſoll, wie man erzehlt, ſich der Wald bewegt haben, und eine ſtarke Stimme aus demſelben erſchollen ſeyn, daß ein Mann mehr von der Seite der Tyrrhenier, als von der Seite der Römer geblieben ſey. Das mag nun wohl eine göttliche Stimme geweſen ſeyn; denn ſogleich entſtand unter den Römern ein groſſes muthiges Geſchrey, und die Tyrrhenier geriethen in Furcht und Beſtürzung, verlieſſen das Lager, zerſtreuten ſich. Die Römer fielen auf die zurückgebliebnen ein, nahmen beynahe fünftauſend gefangen, und plünderten das Lager. Man zählte die Todten, es waren elftauſend dreyhundert von den Feinden geblieben, und einer weniger von den Römern.

Dieſe Schlacht erfolgte am letzten Februar. Valerius hielt deswegen einen Triumph, und er war der erſte Conſul, der dieſen Einzug auf einen vierſpännigen Wagen hielt. Es war ein glänzendes, herrliches Schauſpiel, und erweckte gar nicht, wie einige meynen, Unwillen oder Neid. Denn man würde ſonſt nicht ſo lange Zeit fort darnach geſtrebt, und eine ſo groſſe Ehre darinnen geſucht haben. Auch war dem Volke das Leichenbegängniß ſehr angenehm, welches Valerius ſeinem todten Mitconſul zu Ehren hielt. Er hielt ſogar eine Trauerrede auf ihn, welche bey den Römern ſo viel Beyfall fand, daß von der Zeit an allen ausgezeichneten und groſſen Männern dergleichen Lobreden von den geſchickteſten Red-

nern bey ihrer Beerdigung gehalten wurden. Man ſagt, daß dieſe Trauerrede älter iſt, als die bey den Griechen gewöhnlichen Trauerreden, wenn nicht Solon ſchon, wie der Rhetor Anaximenes erzehlt, ſie eingeführt hat.

Dem allen ohnerachtet bekam das Volk einen Haß und Widerwillen gegen den Valerius, weil Brutus, den man für den Vater der Freyheit hielt, nicht hatte allein herrſchen wollen, ſondern zweymal nach einander einen Mitconſul angenommen hatte; dieſer aber, wie man ausbreitete, alles ſich ſelbſt zueignen, und nicht Erbe des Conſulats des Brutus, welches ihm doch nicht einmal gehörte, ſondern der Tyranney des Tarquinius ſeyn wollte. Was half es, daß er den Brutus zwar durch Worte lobte, in der That aber ganz den Tarquinius nachahmte, indem er ſich allein die Faſces und Beile vortragen ließ, wenn er aus ſeinem Hauſe herausgieng, welches noch gröſſer war als der königliche Pallaſt ſelbſt, den er hatte niederreiſſen laſſen? Valerius hatte wirklich auf der Höhe des palatiniſchen Berges, welche den Namen Velia führte, einen herrlichen Pallaſt, gegen den Markt zu, von welchem herab man alles überſehen konnte, zu welchem der Eingang ſchwer war, ſo, daß, wenn Valerius heraus kam, er aus einer höhern Gegend der Welt herabzukommen ſchien, und ſein Zug eine königliche Pracht zeigte.

Wie gut es für diejenigen iſt, welche am Ruder des Staats ſitzen, wenn ſie, anſtatt der

Schmeicheley, vielmehr der Freymüthigkeit geneigtes Gehör geben, bewies hierbey das Beyſpiel des Valerius. Wie er von ſeinen Freunden hörte, daß das Volk mit ihm ſo unzufrieden wäre, wurde er darüber nicht unwillig. Aber er ließ geſchwind in der Nacht eine Menge Zimmerleute kommen, ſeinen Pallaſt niederreiſſen, und alles der Erde gleich machen. Als die Römer den Tag darauf dieſes ſahen, und ſich haufenweiſe bey dem niedergeriſſenen Hauſe verſammelten, bewunderten ſie die Großmuth des Mannes, bedauerten aber dabey, daß ein ſo ſchönes und groſſes Haus, auf eine ungerechte Art, durch den Neid, ſo wie oft die Menſchen, geſtürzt worden wäre, und daß der Regent, ohne ein eigen Haus zu haben, bey andern wohnen müßte. Valerius wohnte ſo lange bey ſeinen Freunden, bis ihm das Volk auf einem andern Platze ein Haus aufbauen ließ, welches nicht ſo prächtig als das erſte war, an dem Orte, wo itzt ein Tempel ſteht, welcher Vicus publicus heißt.

Um aber nicht allein ſich ſelbſt, ſondern auch die Regierung von einem fürchterlichen Anblicke zu befreyen, und beliebt bey dem Volke zu machen, ſo ließ er nicht nur die Beile bey den Faſces weg, ſondern die Faſces ſelbſt, ſo oft er in die Verſammlung des Volks kam, vor dem Volke neigen, um dadurch anzuzeigen, daß die Regierung in der Gewalt des Volks ſey. Und dieſen Gebrauch beobachten die Conſuln bis itzt noch. Auf ſolche Art hintergieng er das Volk, und machte ſich ſelbſt nicht, wie man glaubte, geringer,

ſondern verhinderte nur durch dieſe ſeine Mäßigung den Neid. Im Grunde erweiterte er ſeine Gewalt eben ſo ſehr, als er ſeine Herrſchaft einzuſchränken ſchien, indem das Volk ihm mit Vergnůgen gehorchte, und alles von ihm annahm. Es gab ihm den Zunamen Publicola, d. i. ein Volksverehrer, und dieſer Name iſt nachher mehr gebräuchlich geworden, als ſein voriger Name, daher wir ihn auch in dem fernern Theile dieſer Lebensbeſchreibung gebrauchen werden.

Zur Bewerbung um das Mitconſulat ertheilte er jedermann die Erlaubniß. Aber ehe ihm noch ſein Mitconſul geſetzt wurde, nutzte er ſeine Alleinherrſchaft zu den beſten und wichtigſten Dingen, weil er in Abſicht der Zukunft in Beſorgniß ſeyn mußte, daß Neid oder Unwiſſenheit ihm in vielen Sachen hinderlich ſeyn könnte. Zuerſt vermehrte er die Anzahl der Senatoren, deren wenige waren, weil viele unter der Regierung des Tarquinius, und viele auch in der letztern Schlacht umgekommen waren. Er ſoll hundert und vier und ſechzig neue Perſonen in den Senat aufgenommen haben. Hierauf verfaßte er einige Geſetze, unter welchen dasjenige beſonders das Volk mächtig machte, welches den Beklagten die Appellation von den Conſuln an das Volk verſtattete. Ein anderes Geſetz legte auf denjenigen die Todesſtrafe, welcher ein öffentliches Amt wider den Willen des Volks annähme. Noch ein anderes Geſetz gereichte zum Beſten der Armen, und befreyete die Bürger vom Zolle, wodurch die Lie-

be zu Handwerken, und Gewerbe, allgemein aufgemuntert wurde. Auch das Geſetz wider den Ungehorſam gegen die Conſuln ſchien nicht weniger zum Vortheil des Volks, und mehr demſelben als den Vornehmen zum Beſten eingerichtet zu ſeyn: denn die Strafe des Ungehorſams beſtand in fünf Ochſen und zwey Schafen, und der Werth eines Schafes war zehn, der eines Ochſen hundert Obolus. Damals war nämlich unter den Römern noch nicht viel Geld, ſondern ihr Reichthum beſtand in Schäfereyen und andern Viehſtande. Daher kommt es, daß das Vermögen, vom Viehe her, noch bis itzt Peculium genannt wird, und auf den älteſten Münzen wurde ein Ochſe, oder ein Schaf, oder ein Schwein geprägt. Eben daher kam es, daß ſie auch ihre Kinder Suillios, Bubulcos, und Caprarios, und Porcios nannten, denn caprae heiſſen Ziegen, und porci Schweine.

So günſtig hierinnen der Geſetzgeber dem Volke und ſo gelind er war, ſo ſehr erhöhete er, bey aller Gelindigkeit, verſchiedene Strafen. Denn er gab ein Geſetz, vermöge welches es erlaubt war, ohne Anklage denjenigen umzubringen, der nach einer Alleinherrſchaft ſtrebte, und der Mörder ſollte von aller Beſchuldigung eines Mordes frey ſeyn, wenn er das Verbrechen des Ermordeten beweiſen könnte. Denn weil es nicht möglich iſt, daß ſolche groſſe Unternehmungen für jedermann verborgen bleiben können, aber gleichwol möglich, daß der Verbrecher mit ſeiner Macht der Strafe zuvorkomme, ſo erlaubte er einem jeden,

dem gerechten Urtheile, wenn er dazu fähig wäre, zuvorzukommen.

Auch das Geſetz wegen der Quäſtoren oder Rentmeiſter erwarb ihm viel Ruhm. Da es nothwendig war, daß die Bürger von ihrem Vermögen zum Kriege Beyträge leiſteten, ſo wollte er weder ſelbſt an der Verwaltung derſelben Antheil nehmen, noch ſeine Freunde daran Antheil nehmen laſſen, auch überhaupt nicht die öffentlichen Gelder in ein Privathaus bringen laſſen. Er machte alſo den Tempel des Saturnus zur öffentlichen Rentkammer, wozu er bis itzt noch gebraucht wird, und das Volk mußte zween Quäſtoren aus den Jünglingen Roms erwählen. Die erſten, die erwählt wurden, waren Publius Veturius und Marcus Minutius. Sie brachten viel Geld auf. Es wurden hundert und dreyßigtauſend Menſchen geſchätzt, wobey die Waiſen und Wittwen von Abgaben frey waren.

Nachdem dieſe Einrichtungen gemacht waren, nahm Publicola den Lucretius, den Vater der Lucretia, zum Mitconſul an, und überließ ihm, weil er älter war, den Rang und die Faſces, welches Vorrecht bis itzt noch dem älteſten Conſul überlaſſen bleibt. Weil aber Lucretius wenige Tage nach erlangter Würde ſtarb, ſo wurde eine neue Wahl angeſtellt, und Marcus Horatius zum Mitconſul erwählt, welcher die übrige Zeit des Jahrs hindurch mit dem Publicola zugleich die Regierung führte.

Tarquinius überzog die Römer von Hetru-

rien her mit einem neuen Kriege; hierbey ſoll ein groſſes Wunder ſich zugetragen haben. Es hatte Tarquinius, noch während ſeiner Regierung, den Tempel des Capitoliniſchen Jupiters beynahe vollendet, und wollte, entweder auf Befehl eines Orakels, oder aus eigenem Antriebe, einen irrdenen Wagen auf den Gipfel deſſelben ſetzen laſſen, welches Werk er einigen Hetruriſchen Künſtlern zu Veji in die Arbeit gegeben hatte. Indeſſen wurde er aus ſeinem Reiche getrieben. Als die Hetruriſchen Künſtler den geformten Wagen in den Ofen brachten, ſo geſchahe hier gar nicht, was ſonſt geſchieht, wenn Thon ins Feuer kommt, daß er dichter geworden, und zuſammen gebacken wäre, ſondern er dehnte ſich vielmehr aus, und bekam, nebſt der Feſtigkeit und Härte, eine ſolche Gröſſe, daß man die Decke und Seiten des Ofens wegreiſſen mußte, und ihn doch, mit Mühe, kaum herausbringen konnte. Dieß hielten die Wahrſager für ein himmliſches Zeichen der Macht und Glückſeligkeit für die Beſitzer des Wagens, und wollten den Römern auf ihr Anſuchen den Wagen nicht geben, ſondern ſagten, daß der Wagen dem Tarquinius gehöre, und nicht denen, die den Tarquinius verjagt hätten.

Einige Tage darauf wurde bey den Vejiern ein Pferderennen mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten gehalten. Der ſchon gekrönte Sieger kam mit ſeinem Wagen aus der Rennbahn heraus, und die Pferde wurden, ohne irgend einer merklichen

Urſache, ſcheu, und liefen mit der größten Schnelligkeit, entweder von ungefähr oder aus höherer Fügung, mit dem Sieger auf die Stadt Rom zu. Vergeblich hielt er die Zügel an, und ſuchte die Pferde auf alle Art zurückzuhalten, er wurde bis ans Capitolium fortgeriſſen, und dort bey dem Thore, welches itzt das Ratumeniſche heißt, abgeworfen*). Die Vejier, darüber in Bewunderung und Beſtürzung gebracht, erlaubten den Künſtlern den Wagen den Römern verabfolgen zu laſſen.

Tarquinius, des Demaratus Sohn, hatte im Kriege wider die Sabiner das Gelübde gethan, den Tempel des Capitoliniſchen Jupiters zu bauen: ſein Sohn, oder Enkel, der Tarquinius Superbus, baute dieſen gelobten Tempel, konnte ihn aber nicht einweyhn, weil er noch nicht völlig zu Stande war, da er aus dem Reiche getrieben wurde. Als er gehörig ausgebaut und ausgeziert war, ſo ſuchte Publicola eine beſondre Ehre darinnen, daß er ihn einweyhete. Aber die vielen Neider, welche er unter den Vornehmſten hatte, mißgönnten ihm die andern Ehrenbezeugungen, welche er als Geſetzgeber und als Feldherr, nach Verdienſt, erhalten hatte, nicht ſo ſehr, als dieſe Ehre, von welcher ſie glaubten, daß ſie ihm nicht zukäme, und ermunterten den Horatius, ſich die Einweyhung des Tempels zu verſchaffen. Indem Publicola einen nothwendigen Feldzug zu thun

*) S. von dieſer Wundergeſchichte den Plin. Hiſt. Nat. Libr. VIII. c. 42.

hatte, ſo wurde beſchloſſen, daß Horatius die Einweyhung des Tempels verrichten ſollte, und aufs Capitolium geführt, gleichſam als wenn ſie die Sache in Gegenwart des Publicola durchzuſetzen ſich nicht getraut hätten. Einige melden, die Conſuln hätten geloſet, und den Publicola hätte der Feldzug, den andern die Einweyhung getroffen. Aus den Umſtänden bey der Einweihung läßt ſich vieles muthmaſſen. Der dazu beſtimmte Tag war der dreyzehnte September, welcher auf dem Vollmond desjenigen Monaths fiel, den die Griechen Metagitnion nennen. Nachdem ſich das ganze Volk auf dem Capitolium verſammlet hatte, verrichtete Horatius, nach gebotner feyerlicher Stille, ſowohl die übrigen Gebräuche, als auch den, daß er die Thüren berührte. Schon fieng er an die bey der Einweyhung gewöhnliche Formel herzuſagen, als der Bruder des Publicola, Marcus, der ſchon lange bey der Thüre geſtanden, und die Zeit in Acht genommen hatte, ihm zurief: „Conſul, dein Sohn iſt im Lager an einer Krankheit geſtorben.“ Dieß beſtürzte alle Anweſenden, aber Horatius blieb ungerührt, und ſagte bloß: Begrabet den Todten, wohin ihr wollt, ich nehme itzt keine Trauer an. Hierauf vollendete er die Einweyhung. Aber die gegebne Nachricht war nur vom Marcus erdichtet, um den Horatius von der Einweyhung abzuhalten. Und die Standhaftigkeit des Horatius verdient Bewunderung, er mag nun entweder den Betrug ſehr ſchnell gemerkt,

oder die Nachricht wirklich geglaubt haben, ohne bewegt zu werden.

Das Schickſal dieſes erſten alſo eingeweyhten Tempels war eben ſo, wie das bey der Einweyhung des zweyten. Denn dieſer erſte Capitoliniſche Tempel, welchen, wie geſagt, Tarquinius erbaute, und Horatius einweyhte, wurde in den bürgerlichen Kriegen verbrannt. Sylla erbaute einen andern, aber ſtarb vor der Einweyhung, welche Catulus verrichtete. Dieſer zweyte Tempel wurde wieder bey der Empörung gegen den Vitellius zerſtört, und Veſpaſian, der in vielen Dingen ſo glücklich war, hatte auch dieſes Glück, daß er den dritten Tempel von neuen aufführen und vollenden konnte, und deſſen kurz darauf erfolgte Einäſcherung nicht erlebte, weit glücklicher als Sylla, der die Einweyhung ſeines Tempels nicht erlebte. Denn gleich nach des Veſpaſians Tode gieng das Capitolium im Feuer auf. Domitian hat den Tempel zum viertenmale aufgebaut und eingeweyht.

Tarquinius ſoll auf den Grundbau des Tempels vierzigtauſend Mark Silbers verwandt haben. *) Bey dem gegenwärtig noch ſtehenden Tempel aber würde das Vermögen des allerreichſten

*) Ich überſetze λίτραν ἀργυρίου durch Mark Silbers, wie Dacier, dem auch Herr Kind gefolgt iſt, welcher aber gleich drauf unrichtig überſetzt, indem er das Vermögen der reichſten Privatperſonen zuſammen nimmt, da Plutarch nur von dem Vermögen einer der

Privatmannes zu Rom nicht hingereicht haben, um bloß die Vergoldung zu beſtreiten, welche ſich auf mehr als zwölftauſend Talente beläuft. *) Die Säulen ſind von Penteliſchen Marmor, **) nach dem ſchönſten Verhältniſſe der Dicke zur Höhe gehauen, denn wir haben ſie ſelbſt zu Athen geſehen: zu Rom wurden ſie von neuen zugehauen und polirt, wodurch ſie aber nicht ſo viel Pracht erhalten, als ſie Symmetrie verloren haben, denn die Dünne hat ihnen die Schönheit geraubt. Wenn man aber die Pracht des Capitols bewundert hat, und darauf in dem Pallaſte des Domitian nur eine einzige Gallerie, oder den groſſen Saal, oder das Badehaus, oder das Gebäude für die Maitreſſen betrachtet, ſo muß man, gleichwie Epicharmus zum Verſchwender ſagt: „Du biſt kein Menſchenfreund, du liegſt an der Leidenſchaft krank, du kannſt nicht leben, ohne zu geben;“ auf gleiche Art vom Domitian ſagen: „er war weder religiös noch ehrgeitzig, er hatte die Leidenſchaft des Bauens, er konnte nicht leben, ohne zu bauen, und er verlangte, wie Midas, daß alles Gold und Marmor ſeyn ſollte.“ Doch genug von dieſer Sache.

Tarquinius entfloh nach jener großen Schlacht, in welcher er auch ſeinen Sohn durch den Zwey-

reichſten Privatperſonen zu Rom redet. Eine Litra hielt hundert Drachmen. Die angegebne Summe des Plutarchs beträgt etwan 500,000 Thaler. S. den Liv. Lib. I. c. 55.

*) Zwölf Millionen Thaler.

**) An dem Penteliſchen Berge in Attica waren herrliche Steinbrüche. S. Cic. Epiſt. ad Attic. Libr. I. Ep. 5.

kampf mit dem Brutus verloren hatte, nach Cluſium, zum Clara Porſenna, der mächtigſte der Italieniſchen Könige, und der großmüthigſte, und braveſte Herr war. Dieſer gab den Bitten des Tarquinius Gehör, und verſprach ihm Hülfe zu leiſten. Er ſchickte zuerſt Geſandten nach Rom, und verlangte, den Tarquinius wieder aufzunehmen. Nach erfolgter abſchläglicher Antwort kündigte er den Römern den Krieg an, und beſtimmte die Zeit und den Ort ſeines Angrifs. Er erſchien mit einem groſſen Kriegsheere. Publicola wurde abweſend zum zweytenmale zum Conſul, und mit ihm Titus Lucretius erwählt. Bey ſeiner Rückkunft nach Rom wollte er zeigen, daß er den Porſenna am Muthe überträfe, und erbaute die Stadt Sigliuria, indem Porſenna ſchon in der Nähe war. Er befeſtigte die Stadt mit vielen Unkoſten, und ſchickte ſiebenhundert Einwohner dahin, mit einer Art von Verachtung des bevorſtehenden Krieges. Porſenna grif die Stadt mit einem hitzigen Sturme an, vertrieb die Beſatzung, und die Feinde wären beynahe mit den Flüchtlingen zugleich in die Stadt Rom eingedrungen. Publicola aber kam ihnen noch vor den Thoren entgegen, und ſchlug ſich mit ihnen bey der Tyber, und hielt die Macht der Feinde ab, bis er mit vielen Wunden bedeckt niederſank, und aus dem Gefechte getragen wurde. Sein Mitconſul Lucretius hatte eben das Schickſal: die Römer verloren den Muth, ſie flohen, und eilten, ihr Leben zu retten, in die Stadt. Die Feinde wollten durch die hölzerne Brücke in die

Stadt dringen, und Rom war in Gefahr, durch Sturm eingenommen zu werden.

Hier widerſetzten ſich den Feinden zuerſt Horatius Cocles, und zwey der vornehmſten Männer, Hermenius und Lucretius, und hielten ſie von der Brücke ab. Horatius Cocles führte ſeinen Zunamen, weil er ein Auge im Kriege verloren hatte. Einiger Meynung nach, hat ſeine platt eingedruckte Naſe, wegen welcher man ſeine beyden Augen nicht recht unterſcheiden konnte, indem auch die Augenbraunen ganz zuſammen giengen, Gelegenheit gegeben, daß ihn das Volk Cyklops nannte, woraus in der verderbten Ausſprache nachher Cocles geworden iſt. Dieſer Mann ſtellte ſich vor die Brücke, und hielt die Feinde ab, bis die Brücke abgehauen war. Hierauf warf er ſich mit ſeinen Waffen in die Tyber, und ſchwamm bis an das jenſeitige Ufer, wobey er mit einem Hetruriſchen Wurfſpieſſe in die Lenden verwundet wurde. Publicola, voll von Verwunderung über dieſe Tapferkeit, brachte es dahin, daß ein jeder Römer dem Horatius ſo viel ſchenkte, als zum Unterhalte eines Tages nöthig war, und ihm noch ſo viel Land gegeben wurde, als er in einem Tage umpflügen konnte. Ueberdem wurde ſeine Bildſäule von Erzt in dem Tempel des Vulkans aufgeſtellt. Dieſe Ehrenbezeugungen vergüteten ihm das Hinken, welches er von ſeiner Wunde her behielt.

Zu Rom entſtand bey der fortgeſetzten Belagerung der Stadt durch den Porſenna eine Theurung, und eine andre Tyrrheniſche Armee fiel

noch

noch dazu ins Römiſche Gebiet und verwüſtete es. Publicola, der zum drittenmale Conſul war, hielt für rathſam, gegen den Porſenna ſelbſt die Stadt nur durch eine ſtille Wachſamkeit zu beſchützen: gegen das andre Tyrrheniſche Kriegsheer aber zog er unvermerkt aus, ſchlug es, und tödtete auf fünftauſend Feinde.

Die bey dieſen Umſtänden ausgeführte That des Mucius wird von vielen Schriftſtellern auf ganz verſchiedne Art erzehlt; *) ich will ſie hier ſo erzehlen, wie ſie am allgemeinſten geglaubt wird. Mutius war ein Mann von vorzüglichen politiſchen und kriegeriſchen Eigenſchaften. Er nahm ſich vor, den Porſenna durch Hinterliſt umzubringen, er gieng in Tyrrheniſcher Kleidung ins feindliche Lager, er redte die Tyrrheniſche Sprache. Als er an den Thron des Königs gekommen war, den König ſelbſt nicht genau kannte, und ſich ſcheute zu fragen, welches der König wäre, ſo ermordete er mit dem Degen denjenigen, welchen er unter den beyſammenſitzenden für den König hielt. Man ergrif ihn, und wollte ihn verhören. Indeſſen hielt er ſeine rechte Hand über ein Gefäß mit

*) Ich habe in den von mir herausgegebenen Hiſtoriſchen Zweifeln und Beobachtungen (Halle, bey Curt, 1766.) ſowohl dieſe That des Mucius Scävola, als auch die des Horatius Cocles, und die vom Plutarch noch in der Folge erzehlte heroiſche Begebenheit mit dem Mädchen Cloelia kritiſch beleuchtet, und die Schriftſteller verglichen, worauf ich hier zu verweiſen mir die Freyheit nehme.

brennenden Kohlen, welches man dem Porſenna, der eben opfern wollte, gebracht hatte, und verbrannte ſeine Hand, und ſah zugleich den Porſenna mit ſtarrem wildem Blicke an. Dieſer darüber in Verwunderung geſetzt, ließ ihn los, und gab ihm vom Throne herab ſelbſt ſeinen Degen wieder. Mucius nahm ihn mit ſeiner linken Hand an, und davon ſoll er den Namen Scävola bekommen haben, welches einen, der links iſt, bedeutet. Er ſagte hierauf, er hätte die Furcht vor den Porſenna überwunden gehabt, aber die Großmuth des Porſenna habe nun ihn überwunden, und er wolle nunmehr freywillig entdecken, was er durch keinen Zwang würde geſtanden haben. „Es gehen dreyhundert Römer, ſagte er zum Porſenna, in deinem Lager herum, die einerley Abſicht mit mir haben, und nur auf Gelegenheit lauern. Ich bin durchs Loos beſtimmt worden, den erſten Verſuch zu machen, und es freuet mich, daß ich durch das Glück gehindert worden bin, einen ſo vortreflichen Mann umzubringen, der mehr verdiente ein Freund, als ein Feind der Römer zu ſeyn.“ — Porſenna glaubte dieſe Erzehlung, und wurde zum Frieden geneigter, nicht ſowohl, wie mich dünkt, aus Furcht vor den dreyhundert Meuchelmördern, ſondern vielmehr aus Bewunderung und Hochachtung der groſſen Eigenſchaften der Römer. Dieſer Mann wird von allen einſtimmig Mucius und Scävola genannt, nur Athenodorus Sandon ſagt in ſeiner Schrift an die Octavia, des Auguſtus Schweſter, daß er auch Poſthumus geheiſſen habe.

Selbſt Publicola hielt den Porſenna nicht ſowohl für einen heftigen Feind der Römer, als vielmehr für einen Mann, der würdig wäre, ein Freund und Bundesgenoſſe der Römer zu ſeyn. Er war es zufrieden, daß Porſenna zwiſchen dem Tarquinius und den Römern der Richter ſeyn ſollte, und berief ſich voll Zuverſicht darauf, daß er beweiſen wollte, Tarquinius ſey der böſeſte Menſch, und mit Recht aus dem Reiche vertrieben worden. Tarquinius antwortete auf die Vorwürfe des Publicola ſehr hitzig, und wollte keinen Richter über ſich erkennen, am wenigſten den Porſenna, wenn dieſer ſein Bündniß mit ihm aufhübe. Darüber wurde Porſenna mißvergnügt, und ſein Urtheil fiel wider den Tarquinius aus, um ſo viel mehr, da ſein eigner Sohn, Aruns, für die Römer eifrige Fürbitten einlegte. Er hob den Krieg auf, doch mit der Bedingung, daß die Römer das Stück Land wiedergeben mußten, welches ſie ehemals den Tyrrheniern abgenommen hatten, und die Gefangnen und Ueberläufer von beyden Seiten ausgeliefert wurden. Hierauf gaben die Römer zehn junge vornehme Patricier, und eben ſo viele Jungfrauen zu Geiſſeln, unter welchen auch Valeria, des Publicola Tochter, war.

Indem Porſenna nun alle feindliche Anſtalten, wegen der gegebnen Verſicherung, aufgehoben hatte, ſo giengen die Römiſchen Jungfrauen, ſich zu baden, an das Ufer, an den Ort, wo daſſelbe durch ſeine Krümmung einen halben Mond bildet, und der Strom ganz ruhig war. Da ſie keine

Wachen gewahr wurden, noch Leute vorbeygehen, noch auf dem Fluſſe ſchifen ſahen, ſo bekamen ſie den Einfall, da, wo der Strom am tiefſten war, überzuſchwimmen. Verſchiedne erzehlen, daß eine von dieſen Jungfrauen, mit Namen Cloelia, zuerſt zu Pferde durch den Fluß geſetzt, und die andern, ihr ſchwimmend nachzufolgen, beredet habe. Sie kamen glücklich an, und zum Publicola, der aber ihre Kühnheit weder bewunderte noch billigte, ſondern unzufrieden darüber war, weil er gegen den Porſenna untreu zu ſeyn ſcheinen, und dieſe jungfräuliche Verwegenheit für einen Bruch des Bundes von Seiten der Römer angeſehen werden konnte. Er ſchickte ſie alſo wieder zum Porſenna zurück.

Tarquinius, der dieſes erfuhr, verſteckte eine gute Anzahl Soldaten an dem dieſſeitigen Ufer, und überfiel mit dieſer Mannſchaft die Begleitung der Jungfrauen, indem ſie über den Fluß ſetzten. Aber die Römer wehrten ſich tapfer, und des Publicola Tochter, Valeria, drang mit dreyen Sklaven durch die Feinde, und rettete ſich. Die andern Jungfrauen waren noch in Gefahr, bis Aruns, der Sohn des Porſenna, auf die erhaltne Nachricht zu Hülfe eilte, die Feinde ſchlug, und die Römer errettete. Als dieſe Jungfrauen dem Porſenna vorgeſtellt wurden, ſo fragte er, welche von ihnen die Urheberin und Anführerin der kühnen That geweſen ſey? Da ihm die Cloelia genannt wurde, ſahe er ſie mit einem gnädigen und lächelnden Blicke an, ließ eines von den königlichen Pferden wohlgeſchmückt herbeyführen, und

beſchenkte damit das Mädchen. Dieß nehmen diejenigen, welche behaupten, daß Cloelia allein zu Pferde durch den Fluß geſetzt ſey, zum Hauptbeweiſe an. Die der andern Meynung zugethan ſind, ſagen dagegen, daß dieß Geſchenk des Tyrrheniſchen Königs nur überhaupt eine Belohnung der männlichen Tapferkeit geweſen ſey. Die Statüe der Cloelia zu Pferde ſteht gerade entgegen, wenn man auf dem heiligen Wege nach dem palatiniſchen Berge gehet, wie wohl einige ſagen, daß dieſe Statüe nicht die Cloelia, ſondern die Valeria vorſtelle.

Als Porſenna den Frieden mit den Römern geſchloſſen hatte, bewies er ihnen auf vielerley Art ſeine Großmuth, und befahl ſogar den Tyrrheniern, bloß ihre Waffen mit weg zu nehmen, alles übrige aber, von Lebensmitteln und Reichthümern, wovon das Lager voll war, zurückzulaſſen, und ſchenkte dieſes alles den Römern. Daher iſt der noch itzt übliche Gebrauch gekommen, daß bey einer Auction von öffentlichen Gütern zuerſt die Güter des Porſenna ausgerufen werden, zur immerwährenden Dankbarkeit gegen dieſen Fürſten. Man errichtete ihm auch eine Statüe auf dem Platze bey dem Rathhauſe, welche aber mit ſehr altmodiger Simplicität gearbeitet iſt.

Einige Zeit darauf fielen die Sabiner ins Römiſche Gebiet. Zu Conſuln wurden Marcus Valerius, der Bruder des Publicola, und Poſthumus Tubertus erwählt. Sie thaten alles, was wichtig war, nach dem Rathe und unter den Augen des

Publicola. Marcus gewann zwey groſſe Schlachten; in der zweyten tödtete er dreyzehntauſend Feinde, ohne einen einzigen Römer zu verlieren. Dafür belohnte man ihn auſſer dem Triumphe mit einem Hauſe, welches ihm auf öffentliche Koſten auf dem palatiniſchen Berge erbaut wurde; und da in den damaligen Zeiten die Thüren in das Haus hineinwärts giengen, ſo machte man bey dieſem einzigen Hauſe die Thüre des Vorhofs ſo, daß ſie herauswärts gieng, durch welche Ehrenbezeigung man anzeigen wollte, daß er ſich ſtets der öffentlichen Geſchäfte annähme. Die Griechen ſollen in den älteſten Zeiten lauter ſolche Thüren gehabt haben, wie ihre Comödien anzeigen, in welchen die, die herausgehn wollen, inwendig an ihre Thüren klopfen, und ein Geräuſch machen, damit die auf der Straſſe ſtehenden oder vorbeygehenden es gewahr werden, und nicht von den aufgemachten, auf die Gaſſe hinausgehenden, Thüren geſtoſſen werden.

Im folgenden Jahre wurde Publicola zum viertenmale Conſul. Man vermuthete einen Krieg mit den Sabinern, die ſich mit den Lateinern verbunden hatten. Zugleich kam eine ſonderbare aberglaubiſche Furcht über die Stadt, weil alle damals ſchwangern Weiber zu frühzeitig niederkamen, und keine vollkommne Geburten zur Welt brachten. Daher denn Publicola, nach Vorſchrift der Sibylliniſchen Bücher, den Pluto durch Opfer verſöhnte, und auf Befehl eines Orakels einige öffentliche Spiele erneuerte. Dadurch brachte er der Stadt

wieder Vertrauen auf die Götter, und Muth bey, und konnte nun auch wider die Furcht wegen der Feinde, Anſtalten treffen. Die Anſtalten und Zurüſtungen der Feinde ſchienen ſehr groß zu ſeyn.

Es war unter den Sabinern ein Mann, mit Namen Appius Clauſus, der ſehr reich, und von einer beſondern Stärke des Körpers war, und dem überdem noch der Ruhm ſeiner vortreflichen Eigenſchaften und ſeiner großen Beredſamkeit den Vorzug vor allen gab. Aber auch er konnte dem Schickſale aller großen Männer nicht entgehen: er wurde beneidet. Und weil er vom Kriege gegen die Römer abrieth, ſo gab er ſeinen Feinden Anlaß, ihn zu beſchuldigen, daß er die Macht der Römer durch die Knechtſchaft ſeines Vaterlandes vergrößſern wollte. Da er merkte, daß dieſe Beſchuldigungen von dem Volke mit Beyfall aufgenommen wurden, und er ſich ſchon diejenigen, die den Krieg wünſchten, zu Feinden gemacht hatte, ſo fürchtete er, vor ein Gericht gefodert zu werden, nahm die Macht ſeiner Freunde und Anverwandten zu ſeinem Schutze, und ſtiftete einen Aufruhr an. Dadurch wurde nun der Krieg der Sabiner wider die Römer verhindert. Publicola, der ſich Mühe gab, von allen immer genaue Nachricht einzuziehen, und die Bewegungen unter den Sabinern zu vergrößſern, ließ dem Clauſus durch geſchickte Menſchen ſagen, „daß er als ein rechtſchafner und gerechter Mann ſeinen Mitbürgern kein Uebel zufügen mögte, wenn er auch gleich beleidigt worden wäre; wenn er aber durch Entfernung von ſeinen

Fe nden ſein Glück ſuchen, und nach Rom ziehen wollte, ſo ſollte er ſowohl von der ganzen Republik als von ihm insbeſondre ſo aufgenommen werden, wie es den vortreflichen Eigenſchaften des Clauſus und der Hoheit der Römer gemäß wäre." Clauſus hielt nach langer Ueberlegung dieſes unter ſeinen Umſtänden für das Beſte: er berathſchlagte mit ſeinen Freunden darüber, dieſe brachten eine Menge von andern zu gleichem Entſchluſſe. Fünftauſend Familien mit Weibern und Kindern, welches eben diejenigen waren, die dem Frieden und einem ſtillen Leben am meiſten unter allen Sabinern ergeben waren, zogen mit dem Clauſus nach Rom. Publicola kannte ſie wohl, und nahm ſie mit aller Freundlichkeit und Bereitwilligkeit auf. Dieſe Familien wurden ſogleich unter die römiſchen Bürger aufgenommen, und jede bekam am Fluſſe Anio zwey Acker Feld; Clauſus ſelbſt bekam fünf und zwanzig Acker Feld, und wurde in den Senat aufgenommen. Er nutzte dieſen Anfang ſeiner Theilnehmung an den öffentlichen Geſchäften mit Klugheit, gelangte in der Folge der Zeit bis zu der höchſten Würde des Conſulats, und zu einer groſſen Gewalt. Er ſtiftete das Geſchlecht der Claudier zu Rom, deſſen Anſehn keinem von den Vornehmſten etwas nachgab.

Obgleich die Völkerſchaft der Sabiner durch die Auswanderung dieſer Familien zur Ruhe kam, ſo lieſſen doch diejenigen, welche die Gunſt des Volks ſuchten, nicht die Ruhe obwalten, ſondern waren unwillig, daß man ſich an den Römern

nicht rächen wollte, weil Clauſus dasjenige, was er durch ſeine Gegenwart nicht hatte bewerkſtelligen können, nunmehro als ein Flüchtling und Feind bewirken würde, nämlich Frieden mit dem Römern. Sie brachten es alſo dahin, daß die Sabiner mit einer groſſen Armee aufbrachen. Sie bezogen ein Lager bey Fidenä, und ſtellten einen Hinterhalt von zweytauſend Mann vor Rom in verdeckten hohlen Wegen: mit Anbruch des folgenden Tages wollten ſie mit wenig Reutern auf Beute ausgehn; dieſe bekamen Befehl, wenn ſie nahe an die Stadt gekommen wären, zurück zu fliehen, bis ſie die Feinde in den Hinterhalt gelockt hätten. Aber Publicola erfuhr dieſes noch an demſelbigen Tage durch Ueberläufer: er machte geſchwind gegen alles gehörige Anſtalten, und theilte ſein Heer. Poſthumius Balbus, ſein Schwiegerſohn, gieng mit dreytauſend Mann, Abends aus der Stadt, und beſetzte die Anhöhen, unter welchen der Sabiner Hinterhalt lag, und beobachtete die Feinde. Sein Mitconſul, Lucretius, rückte mit der leichteſten entſchloſſenſten Mannſchaft heraus, und ſollte die Reiterey, welche auf Beute ausgehen würde, angreifen. Er ſelbſt mit einem andern Corps ſuchte die Feinde zu umzingln. Zum Glücke fiel ein dicker Nebel; Poſthumius grif mit Anbruche des Tages den feindlichen Hinterhalt von den Anhöhen herab an, Lucretius ließ zu gleicher Zeit ſeine Truppen die vorrückende Reiterey anfallen, und Publicola ſtürmte das feindliche Lager. Die Sabiner wurden auf allen Seiten

mit groſſem Verluſte geſchlagen. Diejenigen, welche flohen, ohne ſich zu wehren, wurden von den Römern niedergehauen, ihre Hofnung ſelbſt wurde ihr Verderben. Denn weil immer eine Parthey ſich auf die andre verließ, ſo dachten ſie auf keine feſte Stellung und Schlacht: einige liefen aus den Verſchanzungen nach dem Hinterhalte hin, und viele flohen aus dem Hinterhalte zum Lager, ſo kamen die Flüchtlinge einander entgegen, und ſahen, daß diejenigen ſelbſt Hülfe brauchten, bey denen ſie Hülfe ſuchen wollten. Die Nähe der Stadt Fidenä war noch die Urſache, daß nicht das ganze Heer der Sabiner verloren gieng, ſondern ſich ein Theil rettete, beſonders diejenigen, die aus dem Lager, als es eingenommen wurde, entflohen. Alles aber, was ſich nicht in die Stadt Fidenä rettete, kam um, oder wurde gefangen genommen.

Dieſen herrlichen Sieg hielten die Römer, die ſonſt gewohnt waren, alle groſſe Begebenheiten irgend einer Gottheit zuzuſchreiben, bloß für das Werk ihres Feldherrn. Das erſte, was nach der Schlacht allgemein geſagt wurde, war, daß Publicola die Feinde, gleichſam als Lahme und Blinde, und beynahe, als Gebundne ſeinen Soldaten überliefert hätte, ſo, daß dieſe bloß die Degen hätten ziehen dürfen. Die Beute und die Gefangenen bereicherten das Volk.

Kurze Zeit darauf, als Publicola den Triumph wegen dieſes Sieges gehalten, und die Re-

gierung ſeinen beyden Nachfolgern in der Conſulatwürde übergeben hatte, ſtarb er auf eine ſolche Art, wie es nur die rechtſchaffenſten und vortreflichſten Männer können. Die Republik, als wenn ſie in ſeinem Leben ihn nicht würdig genug hätte belohnen können, ſondern allen Dank ihm noch ſchuldig wäre, ließ ſeinen Körper auf öffentliche Koſten begraben, und jeder gab anderthalb Pfennige dazu. Die Weiber beſchloſſen unter ſich, dieſem Manne zu Ehren, ein ganzes Jahr hindurch zu trauren. Er wurde, nach einem Schluſſe des Volks, innerhalb der Stadt begraben, bey der ſogenannten Velia, und dieſer Ort ſeiner Familie zum Erbbegräbniſſe gegeben. Jetzt wird niemand aus ſeiner Familie mehr dort begraben, ſondern der Todte wird dahin getragen und niedergeſetzt, hierauf hält jemand eine angezündete Fackel unter dem Todten, nimmt ſie aber gleich wieder weg, um anzuzeigen, daß man zwar das Recht habe, den Todten hier zu begraben, dieſe Ehre aber nicht gebrauchen wolle, worauf der Todte wieder fort getragen wird.

Vergleichung des Solons mit dem Publicola.

Die Vergleichung dieſer beyden Männer hat etwas ganz eignes, welches ſich bey keiner andrer von unſern Lebensbeſchreibungen findet; der eine war nämlich des andern Nachahmer, und der andre des einen Lobredner. Denn man betrachte, ob das, was Solon zu dem Kröſus von der Glückſeligkeit ſagte, ſich nicht beſſer auf den Publicola ſchicke, als auf den Tellus. Man findet ſelbſt in den Gedichten des Solons, den Tellus nicht als einen edelmüthigen Mann geſchildert, ob ihn gleich Solon, wegen ſeines ehrenvollen Todes, ſeiner guten Eigenſchaften, und ſeiner Kinder, für den glückſeligſten erklärt, noch machten ihn ſeine Kinder, oder irgend ein obrigkeitliches Amt berühmt. Hingegen Publicola erhielt in ſeinem Leben durch ſeine Eigenſchaften die erſte Stelle der Macht und der Ehre, und nach ſeinem Tode ſetzen noch bis auf dieſe Zeiten, nach ſechshundert Jahren, die vornehmſten Geſchlechter, die Publicoler, die Meſſaler, die Valerier, ſeinen Adel, in der Abſtammung von ihm, fort. Und Tellus ſtarb zwar als ein braver Mann in der Schlachtordnung wider den Feind fechtend; hingegen Pub-

licola tödtete die Feinde, welches ein beſſer Glück iſt, als getödtet zu werden, und ſahe ſein Vaterland durch ſeine Herrſchaft und Anführung im Kriege ſiegreich, und durch ſeine Triumphe und Ehrenbezeugungen erlangte er ein ſolches Ende des Lebens, welches Solon ſo wünſchenswürdig und ſo glückſelig prieß. Auch jener Wunſch des Solons, welchen er in ſeiner Widerlegung des Mimnermus, vom menſchlichen Leben äuſſert: „Mein Tod ſey einſt nicht unbeweint, er ſey von meinen Freunden mit Trauern und Klagen geehrt!“ macht den Publicola zu einen glücklichen Mann: denn er wurde nach ſeinem Tode nicht allein von ſeinen Freunden und Anverwandten, ſondern von der ganzen Stadt, von vielen tauſenden, mit Thränen, Bedaurung und Wehmuth geehrt. Die Römiſchen Weiber betrauerten ihn, als wenn ſie einen Sohn, Bruder, oder allgemeinen Vater verloren hätten.

Solon ſagt, „Reichthümer zu haben iſt wünſchenswerth, aber mit Ungerechtigkeit muß man ſie nicht haben wollen, denn die Strafe folgt nach.“ Publicola wurde nicht allein ohne Unrecht reich, ſondern er wandte auch ſein Vermögen gut an, indem er den Dürftigen wohlthat. Wenn alſo Solon der weiſeſte Mann war, ſo war Publicola der glückſeligſte. Denn die Güter, welche jener ſich, als die größten und beſten, wünſchte, erlangte Publicola, und genoß ſie bis an ſein Ende.

Alſo hat Solon dem Publicola Ehre erzeigt, und dieſer wieder dem Solon, indem er das ſchönſte Beyſpiel einer wohl eingerichteten demokratiſchen Republik gab, der Regierung ihren Stolz nahm, ſie gelinde und angenehm machte, und viele Geſetze des Solons einführte. Denn er gab dem Volke die Gewalt, die obrigkeitlichen Perſonen zu erwählen, und den Beklagten die Erlaubniß, an das Volk, ſo wie Solon an die Richter des Volks, zu appelliren. Er errichtete zwar keinen neuen Senat, wie Solon gethan hatte, aber er vermehrte den, den er vorfand, und machte ihn beynahe doppelt ſo ſtark.

Die Errichtung der Quäſtoren oder Rentmeiſter hatte zur Urſache, daß der Regent, wenn er gut geſinnt wäre, nicht durch Geldſachen in wichtigern Geſchäften geſtört würde, und wenn er übel dächte, nicht mehrere Gelegenheiten zur Ungerechtigkeit hätte, wenn er zugleich die Regierung und das Geld zu verwalten hätte.

Der Haß gegen die Tyranney war bey dem Publicola ſtärker als bey dem Solon. Dieſer legt dem, der nach der Tyranney ſtrebt, alsdenn erſt Strafe auf, wenn er überführt iſt, jener aber giebt Erlaubniß, einen ſolchen umzubringen, ehe die Sache vors Gericht gebracht wird. Solon hat ſich mit Recht gerühmt, daß er die unumſchränkte Herrſchaft, die ſich ihm darbot, und die die Bürger willig würden angenommen haben:

ausgeſchlagen hat: aber Publicola hat nicht weniger Ruhm, daß er die unumſchränkte Herrſchaft, die er bekam, dem Volke günſtiger gemacht, und nicht alles das zu ſeinem Vortheile gebrauchte, was ihm frey ſtand. Zwar ſah dieſes Solon ſchon früher ein, indem er ſagte: „Das Volk gehorcht ſeinen Regenten am leichteſten, wenn es weder zu hart gehalten, noch zu ſehr frey gelaſſen wird.“

Ganz allein dem Solon eigen iſt die Erlaſſung der Schulden, wodurch er die Freyheit der Bürger am meiſten ſicherte. Denn die Geſetze, welche eine Gleichheit einführen, haben keinen Nutzen, wenn die Schulden den Armen ihre Freyheit nehmen, und dieſe eben da, wo ſie ihre Freyheit am meiſten zu gebrauchen ſcheinen, am allermeiſten als Sclaven der Reichen ſcheinen, in den Gerichten, in Regierungsſachen, bey öffentlichen Reden. Das größte dabey iſt, daß, da ſonſt bey Erlaſſung der Schulden ein Aufruhr entſteht, Solon ſich derſelben, als eines zwar gefährlichen, doch ſtarken Mittels bediente, da es eben die rechte Zeit dazu war, den vorhandnen Aufruhr dadurch ſtillte, und durch ſein Anſehn und ſeine Talente die Schande und Verläumdung, welche ſolche Anſtalten zu begleiten pflegt, beſiegte.

In Abſicht der ganzen Staatsverwaltung, hatte Solon gleich im Anfange mehr Glanz, als Publicola. Denn er war der erſte im Staate,

und folgte keinem nach, und verrichtete durch ſich ſelbſt, ohne fremde Hülfe, die wichtigſten und vielfältigſten Angelegenheiten des Staats. Publicola hatte zuletzt die gröſte Glückſeligkeit. Solon ſah ſelbſt noch ſeine Staatseinrichtung aufgehoben: die Einrichtungen des Publicola wurden bis zu den bürgerlichen Kriegen in ihrem Werthe erhalten. Jener hatte kaum ſeine Geſetze gegeben, als er ſie, auf ihren hölzernen Tafeln, ohne Hülfe verließ, und aus Athen ſich weg begab: dieſer blieb zu Rom, herrſchte, verwaltete ſelbſt die eingeführte Regierung, und ſetzte ſie in vollkommne Sicherheit. Jener, als er ſahe, daß Piſiſtratus die Alleinherrſchaft an ſich reiſſen wollte, ſuchte ihm Widerſtand zu leiſten, aber ſeine Bemühung war vergeblich, und die unumſchränkte Herrſchaft nahm überhand: dieſer aber zerſtörte eine königliche Herrſchaft, die ſeit vielen Jahren mächtig geworden war, und hatte hierinnen zwar einerley Muth und Abſicht mit dem Solon, aber weit mehr Glück und vollführende Kraft.

Was die kriegriſchen Geſchäfte betrift, ſo ſchreibt Daimachus von Platäa nicht einmal die Einnahme der Inſel Salamis, die wir an ſeinem Orte erzehlt haben, dem Solon zu. Publicola hingegen kämpfte in den wichtigſten Gefechten, und führte an, und ſiegte.

In bürgerlichen Geſchäften betrug ſich Solon einmal auf eine ſpielende Art, und nahm das Anſehen

ſehen eines Unſinnigen an, da er die Rede wegen der Inſel Salamis hielt: aber Publicola ſtellte ſich von ſelbſt der größten Gefahr entgegen, ſtellte ſich wider den Tarquinius, entdeckte die Verrätherey. Eben er wurde die Urſache, daß die Verräther nicht frey gelaſſen, ſondern beſtraft wurden, und trieb nicht allein die Tyrannen in Perſon aus der Stadt, ſondern vernichtete auch alle ihre Hofnungen. So groß er ſich aber auch in ſolchen Dingen zeigte, welche Streitkraft, Muth, und Widerſtand erfoderten, ſo zeigte er ſich doch noch gröſſer, als eine unkriegeriſche Sanftmuth, und eine den Umſtänden nachgehende gelinde Ueberredung nöthig war, indem er den Porſenna, einen kriegeriſchen und fürchterlichen Feind, ſo geſchickt zur Freundſchaft zu lenken wußte.

Man kann mir einwenden, daß Solon den Athenienſern die Inſel Salamis, die ſie verloren hatten, erobert, Publicola hingegen ein Stück Land wieder zurück gegeben habe, welches die Römer vormals eingenommen hatten. Man muß aber die Handlungen der Menſchen nach den Umſtänden der Zeit betrachten. Ein Staatsmann muß in jedem Umſtande ein andrer Mann ſeyn, und jede Sache auf die Art, wie ſie am leichteſten ausgeführt werden kann, angreifen, oft durch den Verluſt eines Theils das Ganze erhalten, und kleinere Sachen hingeben, um gröſſere zu erhalten. Nach ſolchen Grundſätzen gab Pulicola ein Stück fremdes Land wieder zurück, und ſicherte dadurch den Beſitz des eignen Landes, und er=

warb denen, die kaum mehr ihre Stadt vertheidigen konnten, das Lager der Belagerer. Und indem er den Feind zu ſeinen Schiedsrichter machte, gewann er den Streit, und noch ſo viel dazu, als man gern hingegeben hätte, um den Streit zu gewinnen. Denn das Zutrauen, welches der Regent dem Porſenna zu der Tapferkeit und Rechtſchaffenheit aller Römer beybrachte, bewog dieſen König, den Krieg aufzuheben, und die Hülfsmittel des Krieges den Römern zu ſchenken.

Ende des erſten Bandes.

Wien,
gedruckt bey B. Ph. Bauer.

Auch iſt bey dieſem Verleger zu haben:

Des Hrn. Abt Millots Univerſalhiſtorie alter, mittlerer und neuer Zeiten. Mit Zuſätzen und Berichtigungen von Hrn. Wilh. Ernſt Chriſtiani. In 15 Bänden und einem Regiſter. Jeder Band mit einen prächtigen Kupfer gezieret, in einer ſchönen Ausgabe. 21 fl.

Reiſen des jüngern Anacharſis durch Griechenland, vierthalbhundert Jahre vor der gewöhnlichen Zeitrechnung. A. d. Franz. des Herrn Barthelemy. 7 Bde. in 13 Abtheilungen, mit 15 Kupf. und 23 Landkarten. 12 fl.

Ramlers (Karl Wilhelm) Mythologie oder Lehre von den fabelhaften Göttern, Halbgöttern und Helden des Alterthums. In zwey Theilen komplet, in 8. 31 Bogen ſtark, mit achtzehn, von Hrn. Weinrauch, ganz neu gezeichneten, und ſehr ſchön geſtochenen Kupfern, welche 48 Abbildungen und Szenen der alten und neuen Götter enthalten, die vielleicht an Schönheit die meiſten deutſchen Götterlehren übertreffen. Druckp. 3 fl. Schreibp. 4 fl.

Götterlehre, oder mythologiſche Dichtungen der Alten, von Philipp Karl Moritz. 1 Band in 8. kompl. mit 31 auf ſchwarzen Grund ſchön und fein geſtochenen Kupfern, nach antiken geſchnittenen Steinen oder andern Denkmälern des Alterthums. 792. Druckp. 2 fl.

Ueber den Umgang mit Menſchen. Von Adolph Freyherrn Knigge, in drey Theilen. Vierte vermehrte und verbeſſerte Aufl. mit einem allegoriſchen geſtochenen Titel-Vign. ſammt Titel, koſtet ungeb. 1 fl.

Der deutſche Alcibiades. Eine äußerſt intereſſante Geſchichte, vom Verfaſ. des Erasmus Schleicher. 3 Thl. mit Kupf. und geſtochenen Titel. 782. 2 fl.

Herrmann von Nordenſchild, genannt von Unſtern. Anhang und Nachtrag zum deutſchen Alcibiades 2 Thl. mit 2 ſehr ſchönen Portraiten des Herrmanns und der Sophie, auf engliſche Manier geſtochen ſammt zwey in Muſik geſetzten und in Kupf. geſtochenen Liedern. 792. 1 fl. 30 kr.

Heinrich von Neideck, oder der durch das heimliche Gericht entdeckte Meuchelmord. 40 kr.

Clara von Leuenſtein, oder die Tempelritter und Vehmrichter. Ein Gemälde aus den Zeiten der Väter. 1 Band komplet mit einen ſchönen Kupf. und Vignette und geſtochenen Titel auf ſchönen Velin-Papier. 45 kr

Graf Roſenberg, oder das enthüllte Verbrechen. Eine ſchauerliche Geiſtergeſchichte aus den Zeiten des dreyßigjährigen Krieges. 1 Band mit einen Kupf. 792. 45 kr.

Alexis, oder das Häuschen im Walde. Eine Handſchrift die am Ufer der Iſere gefunden ward, herausgegeben vom Verfaſ. der Lalotte und Fanfan. 2 Thl. 8 mit 2 Kupf. und 1 Vignet. mit einem geſtochenen Titel. Wien 794. 1 fl. 24 kr.

Robert, eine wahre Geſchichte aus unſerm Zeitalter. Von Fr. D*tw*r. (Originalauflage) Mit einem ſchönen Kupfer, Vignette, und geſtochenem Titel auf ſchönem Papier, um 51 kr. Broſchürt 54 kr.

Stifft's (A. J.) praktiſche Heilmittellehre 2 Bände gr. 8vo. Wien 791—92. 4 fl. 20 kr.

Beer (J. G.) praktiſche Beobachtungen über verſchiedene vorzüglich über jene Augenkrankheiten, welche aus allgemeinen Krankheiten des Körpers entſpringen, oder öfters mit denſelben verbunden ſind. Für Aerzte und Wundärzte mit illum. und unillum. Kupfern gr. 8vo. Wien 791. 1 fl. 45 kr.

BOUND BY
HNM